

Alphons Matt

HAT ES SICH GELOHNT?

**Gespräche und Dokumente
über den Widerstand in Europa
von 1930 bis 1945**

Anton Benya, Jacques Bergier, Fritz Bock
Willy Brandt, Jacques Chaban-Delmas
Marie-Madeleine Fourcade, Karl Gruber
Roger Garaudy, Panajotis Kanellopoulos
Eugen Gerstenmaier, Wladimir J. Lobanok
Carl Meffert (Clément Moreau), Jožé Vilfan
Josef Müller, Patrick Smith, Anatoli Stuk
Willem A. Visser 't Hooft, Ivan I. Smirnov
Kurt von Schuschnigg, Bruno Kreisky
Paul Reynaud. Vorworte von: Willy Brandt
Dr. Josef Müller, Josip Broz Tito.

Eine Text-/Bilddokumentation

Ringier

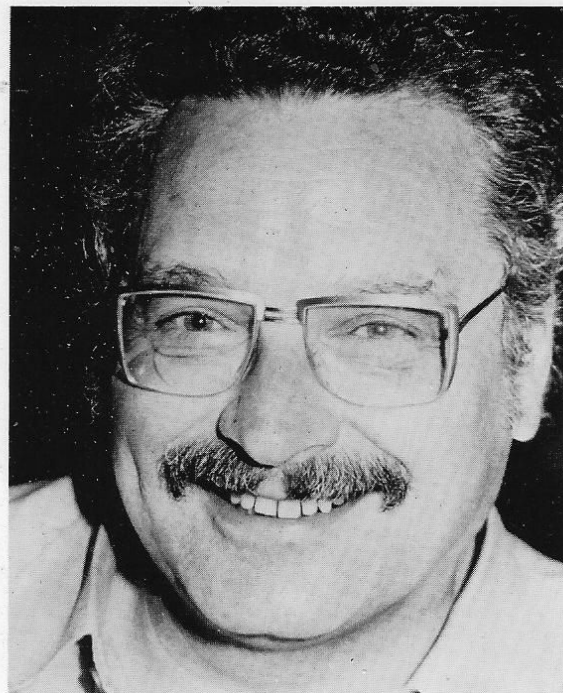
Bereits vor einem halben Jahrhundert erhoben sich junge Demokraten der verschiedensten Nationen gegen den sich fast überall in Europa abzeichnenden Faschismus. Dieser Widerstand artikulierte sich in den Parlamenten, in der Presse, der Literatur und in der Kunst. Doch den meisten Menschen stand in jenen schweren Zeiten der Weltwirtschaftskrisen und Inflationen die Sicherung der materiellen Existenz näher als die Verteidigung der neuen demokratischen Grundrechte. Die politische Landschaft Europas war für die nationalsozialistischen Machtergreifer von 1933 deshalb ein bestens bestellter Garten. Um ihre persönlichen Interessen und autoritären Pläne nicht zu gefährden, mußten sie die wenigen Verfechter politischer, journalistischer und kultureller Freiheit sofort und konsequent unterdrücken. Der europäische Widerstand ging ab dieser Zeit in den Untergrund, in das Maquis. Und hier kämpften Progressive zusammen mit Christlich-Sozialen und Kommunisten um die gleichen Ziele gegen den einzigen gemeinsamen Feind, in Italien und Griechenland ebenso wie in Deutschland, Österreich und Jugoslawien.

Die gewaltsame Annexion Österreichs, der Tschechoslowakei und der anschließende militärische Raubzug einer größenwahnsinnig gewordenen Diktatur bringen dem Widerstand die notwendige europäische Solidarität. Politische Einzelgänger und militärisch organisierte Partisanenarmeen erheben sich. Tausende bezahlen diesen heldenhaften Kampf für die Freiheit ihrer Völker mit dem Leben.

Zu wenige überlebten, um die Aufteilung ihrer Heimat nach dem furchtbaren Ende des Zweiten Weltkrieges unter den Großmächten und deren Interessensphären zu verhindern. Mit Überlebenden in Ost und West sprach nach über 40 Jahren Alphons Matt, Schweizer Journalist, der mit seinen zeitkritischen Publikationen weit über die Grenzen seines Heimatlandes bekannt wurde. Fünf Jahre lang recherchierte er und suchte nach geeigneten Gesprächspartnern. Manche davon heute in führenden politischen Positionen, viele resignierend und abgewendet von der Politik. Etliche haben die Fertigstellung dieses Werks nicht mehr erleben können, ihre ehrlichen Antworten auf Matts provozierende Frage: »Hat es sich gelohnt?« sind gültiges politisches Vermächtnis für zukünftige Generationen.

Im Text ist dieses Werk Bestandsaufnahme einer Generation, der umfangreiche Bildteil dokumentiert mit ausgewählten journalistischen Momentaufnahmen eindringlich die Tatsache, daß eben diese Generation zum erstenmal in der Geschichte mit allen verfügbaren Medien im Sinn der Diktatur gezielt verführt wurde. Und mit den gleichen Medien versuchten die Widerstandskämpfer, sich zu wehren. Manchmal naiv, zum großen Teil technisch unvollkommen, stets jedoch mit der glaubwürdigeren Aussage und Argumentation. Die eindrucksvollsten dieser Dokumente, Zeitungen aus dem Untergrund, Schriften aus dem Exil, Fotografien, Grafiken und Karikaturen, wurden als Faksimile in den Bildband mitaufgenommen.

Alphons Matt, geboren 1920 in Zürich. Anfang 1946 für die »Schweizer Spende« (Dachorganisation für die Hilfstätigkeit) in Wien, seit 1947 dort Auslandskorrespondent für verschiedene Schweizer Zeitungen und den Schweizer Rundfunk. Ab 1953 Redakteur des Schweizer Rundfunks in Zürich, ab 1960 Abteilungsleiter für Politik und Aktualität. 1963 bis 1969 Redakteur der »Weltwoche«, dann Chefredakteur des »Schweizer Spiegel« und seit 1971 politischer Redakteur des Schweizer Fernsehens, dessen freier Mitarbeiter er seit 1955 war.



Alphons Matt gilt in der europäischen Presse als profunder Kenner und Interpret der Zeitgeschichte und als ausgesprochener Osteuropaspezialist. Aber auch die publizistischen Reflexionen seiner zahlreichen Reisen in die Dritte Welt, so z. B. nach Südamerika, Afrika und China, wurden international anerkannt und gewürdigt.

© 1980 by Ringier & Co AG,
Zürich/München

Alle Rechte vorbehalten

Ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Verlages ist es
nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus zu kopieren oder zu ver-
vielfältigen.

Gedruckt in der Schweiz bei C. J. Bucher AG, Luzern
ISBN 3 85859 147-5

Redaktion: Günter Padberg

Gestaltung: G. Grigoleit

Satzherstellung: pro-team

Einband: Buchbinderei Schumacher, Schmiten/Schweiz

Inhalt

Europas autoritäres Umfeld (1920 bis 1938)
15

Befreit von Nacht und Götterwahn
Motivationen zum Widerstand
zwischen Verzweiflung und Hoffnung
27

Getrennt marschieren...
Im Widerstand vereint:
Christen und Kommunisten, Konservative
und Sozialisten
49

... vereint schlagen!
Aktionsfelder in ganz Europa
gegen einen gemeinsamen Feind
75

Der Feind meines Feindes ist mein Freund
Der Kampf über alle Partei- und Religions-
schränken

Blick zurück im Verzeihen
Auf jeden Fall ein sinnvolles Leben
185

Das darf nicht wieder geschehen
Sich ja nicht manipulieren lassen
205

Die Welt aus den Angeln heben
Ein Geflecht aus Majoritäten und Minoritäten
227

Anhang
Literatur- und Quellenverzeichnis
Bildnachweis
233

Vorwort

Die Idee zu diesem Buch geht auf zahlreiche Gespräche mit Freunden, Kollegen, Historikern und politisch engagierten Leuten zurück, denen die Freiheit und deren Bewahrung am Herzen liegt. Besondere Anregung verdanke ich meiner Frau, die in jungen Jahren Besatzung und Unterdrückung am eigenen Leib erfahren und sich dem Widerstand zur Verfügung gestellt hatte.

Es lag bereits ein Interview mit dem inzwischen gestorbenen früheren französischen Ministerpräsidenten Paul Reynaud vor. Von diesem Kernstück sollte ausgegangen werden, um rückschauend von ehemaligen Widerstandsleuten zu erfahren, wie sie nachträglich ihre damalige Aktivität beurteilen und was sie an Erfahrungen den jungen Menschen von heute weitergeben möchten. Es galt, den Kreis der Befragten politisch und geographisch möglichst weit zu ziehen, was schliesslich gelungen ist.

Mein besonderer Dank gilt allen jenen über zwanzig Persönlichkeiten, die sich befragen liessen und die sehr bereitwillig Auskunft gaben. Mein Dank gilt aber auch jenen, die mir bei diesen Kontakten geholfen haben. Stellvertretend für alle sei meinem Freund Basil Mathiopoulos, Journalist in Bonn, gedankt, der mir die Türe zum ehemaligen griechischen Ministerpräsidenten Panajotis Kannelopoulos öffnete und der in einer Zeit, da dies ihm aus gesundheitlichen Gründen nicht leicht war, das Zusammentreffen mit dem früheren deutschen Bundeskanzler Willy Brandt ermöglicht hat.

Zürich, Oktober 1980.

Alphons Matt

Willy Brandt: Nationalsozialismus bedeutet Krieg



In der ganzen Zeit, seit die Arbeiterbewegung und die Demokratie in Deutschland niedergeschlagen wurden und es zu einer deutschen Emigration kam, hat im politischen Teil dieser Emigration eine lebhafteste Diskussion über die Kriegsprobleme stattgefunden. Diejenigen, die Opfer des siegreichen Nationalsozialismus geworden waren, waren oft nicht fähig, die sich neu ergebenden Probleme zu würdigen. Vertreter einer Bewegung, die ohne Kampf zerschlagen wird, werden es immer schwer haben, zu einer einigen und vorurteilsfreien Erörterung zu gelangen. Aber die Angehörigen dieser Bewegung waren sich jedenfalls früher als viele andere über den Zusammenhang zwischen dem Durchbruch des Nationalsozialismus in Deutschland und dessen aggressiver Aussenpolitik im klaren, von der sie sagten, dass sie in den Krieg führen werde. Die anti-nationalsozialistische Agitation ist oft sehr vereinfacht worden, aber sie hat in all diesen Jahren zu Recht auf diesen Zusammenhang zwischen Nationalsozialismus und Kriegsgefahr verwiesen. Die Arbeit, die die deutschen So-

zialisten nach der Niederlage von 1933 in den illegalen Zirkeln und im Exil weitergeführt haben, war während der ganzen Zeit ein Kampf gegen die Kriegspolitik.

Man kann deshalb sagen, dass die deutschen Sozialisten von der aussenpolitischen Entwicklung, die stattgefunden hat, nicht überrascht worden sind. Diejenigen, die im Dritten Reich lebten und an ihrer sozialistischen Haltung festhielten – ob sie nun an einer illegalen Gruppe teilnahmen oder nicht –, wurden immer mehr davon überzeugt, dass die nationalsozialistische Politik zum Krieg führen würde. Sie konnten hoffen, dass dieser Krieg zum Zusammenbruch des jetzigen Regimes führen würde. Aber gleichzeitig würde er das ganze deutsche Volk treffen, und es war durchaus nicht sicher, ob der Sozialismus und die Demokratie nach einer zerstörenden Auseinandersetzung unter den Grossmächten als Sieger dastehen würden. Andererseits waren sie sich darüber im klaren, dass es keinen Zweck hatte, auf eine innere Umwälzung zu hoffen, solange die Machthaber von Sieg zu Sieg vorrückten. Sollte man nicht trotzdem hoffen, dass es zum Krieg käme, je früher desto besser? Gerade diese Frage ist für viele Sozialisten zu einem Gewissenskonflikt geworden. Sie waren sich über das Grauen im klaren, das der Krieg schaffen würde, aber sie sahen keine Chance, diese Gefahr von innen her abwehren zu können...

Aus einem Aufsatz von Willy Brandt unter dem Titel «Deutscher Sozialismus und der Krieg», erschienen in «Det 20de århundre», Nr. 10, Dezember 1939, Seite 268 f. Nachgedruckt nach: Willy Brandt, «Draussen», Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH, Berlin – Bonn-Bad Godesberg, 1976.

Josip Broz Tito: Wir dürfen nicht gestatten, dass sich dies wiederholt



Gewaltige Opfer sind im Laufe des Zweiten Weltkrieges erbracht worden. Millionen von Menschen – Kinder, Frauen und alte Leute – sind in Lagern umgekommen und in Gaskammern erstickt worden. Millionen sind für ewig unter den Trümmern der bombardierten Städte und Dörfer begraben worden. Millionen sind auf Schlachtfeldern gefallen. Deshalb darf die junge Generation der ganzen Welt nie mehr zulassen, dass je wieder eine faschistische oder ähnliche Gefahr erscheint. Diese dunklen Mächte der Vergangenheit bedrohten die gesamte Menschheit. Denn neben den zehn und aber zehn Millionen von Menschen, die umgekommen sind, wurden auch gewaltige materielle Güter, die die Arbeiterklasse, die werktätigen Menschen der ganzen Welt geschaffen hatten, vernichtet.

Dreissig Jahre sind im Frieden vergangen. Ich glaube jedoch, dass die Ernsthaftigkeit und der Charakter von all dem, was geschah, noch immer nicht genügenderweise begriffen wird. Manche wollen es so gar

nicht begreifen und sprechen vom Krieg gegen den faschistischen Ansturm und Imperialismus, wie von irgendeinem gewöhnlichen Krieg. Dies ist jedoch nicht richtig.

Der Kampf für den Frieden und gleichberechtigte Beziehungen zwischen den Völkern ist noch immer die wichtigste Aufgabe aller progressiven Menschen, besonders der heutigen und der zukünftigen jungen Generation.

Die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges, all dies, was die Menschheit in seinem Verlauf erlebte, muss man sich gut merken. Das darf man nicht vergessen, damit das, was war, sich nie wiederholen kann. Ich sage dies deshalb, weil manche Leute schon dabei sind, dies zu vergessen. Dies vergessen haben auch einige der Verbündeten, die an dem Kampf gegen den Faschismus teilnahmen, aber dem Zweiten Weltkrieg heute einen anderen Charakter beimessen, als er ihn hatte. Sie sagen nicht, dass es ein Krieg gegen den Faschismus war, sondern sie sagen einfach, dass es ein Krieg, ein Weltkrieg, war.

Wenn die Menschheit auf Grund des Ersten Weltkrieges noch nicht genug Lehren über die aggressive Natur des Imperialismus gezogen hatte, was später die Bildung des faschistischen Systems ermöglichte, der die ganze Welt in das grösste Feuer und Blutvergiessen seiner Geschichte warf – sollte man wenigstens heute Sorge tragen. Wir dürfen nicht gestatten, dass sich dies wiederholt. Mit einem in die Zukunft gerichteten Blick müssen wir für eine Welt des Friedens und der Zusammenarbeit ohne Gewalt und Dominanz, für eine Welt der freien und gleichberechtigten Völker kämpfen, für alle jene Ideale und Ziele, für die im Zweiten Weltkrieg so viel Blut vergossen wurde.

Aus der Botschaft vom 9. Mai 1975 anlässlich des Dreissigsten Jahrestages des Sieges über den Faschismus.

(Bild: Josip Broz Tito anlässlich seiner ersten internationalen Pressekonferenz am 31. Oktober 1951 im Weissen Schloss zu Belgrad. Links oben Alphons Matt)

Dr. Josef Müller: Auf dass Vaterland und Europa christlich bleiben!



Als ich im Liquidationshof des Konzentrationslagers Flossenbürg unter dem Galgen stand, ist mir die Erstkommunion meiner Tochter eingefallen, und ich habe daran gedacht, dass sie es schwer haben wird, weil ihr Vater am Galgen gestorben ist. Ich glaubte, ich müsste in meinen letzten Worten für sie eine Art Testament hinterlassen, ein Vermächtnis. Da habe ich mir vorgenommen, meinen Henkern zuzurufen: «Ich sterbe für den Frieden, ich sterbe dafür, dass mein Vaterland und Europa christlich bleiben.» Damit fand ich persönlich einen inneren Frieden.

Der Galgen blieb mir erspart, aber aus dieser Einstellung heraus fühle ich mich verpflichtet, allen toten und lebenden Freunden zu danken. Ich bleibe über den Tod hinaus denen verbunden, die mit mir den Kampf bis zur letzten Konsequenz geführt haben, denn als Hans Oster auch für Admiral Canaris und Dohnanyi mit mir das Ehrenwort wechselte «Bis zur letzten Konsequenz – entweder er oder wir», fügte er ausdrücklich hinzu: «Da wir Hitler auch als Feind des Christentums bekämpfen, müssen wir bereit sein, für unsere christliche Überzeugung am Galgen zu sterben.» Ich glaube, dass die Worte auf dem Sterbebild Canaris' «Und ob Ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, so seid Ihr doch selig», die Frau Erika Canaris ausgewählt hat, so tief empfunden sind, dass sie geeignet sind, nicht nur für die Würdigung meiner und meiner Schicksalsgefährten Erlebnisse, sondern auch der Opfer des Hitlerschen Terrors auf den Kriegsschauplätzen im Osten und Westen.

Die historischen Forschungen werden dann einen wirklichen Sinn haben, wenn sie mit einem Appell an die Lebenden schliessen und die Nutzenanwendung aus der Vergangenheit für die Zukunft ziehen.

(Aus den Protokollen der Gespräche, die der Autor mit Dr. Müller geführt hat und aus: «Bis zur letzten Konsequenz», Süddeutscher Verlag, 1967)

**Europas
autoritäres Umfeld
(1920 bis 1938)**

Vor dem Ersten Weltkrieg gab es in Europa zwanzig unabhängige Staaten, nach 1918 waren es vierunddreissig. Kein Wunder, dass sich grosse Schwierigkeiten ergaben, einerseits im Zusammenleben dieser Einzelstaaten, andererseits aber auch in deren innerem Aufbau.

Als Deutschland zu Beginn der dreissiger Jahre nationalsozialistisch wurde, gab es rundherum bereits zahlreiche autoritär regierte Länder. Eigentlich waren nur die Monarchien West- und Nordeuropas, Frankreich, die Schweiz, die Tschechoslowakei und – mit Einschränkungen – Finnland demokratisch regiert. Das ist keine Entschuldigung für das, was in Deutschland passierte, denn Hitlers Politik war im Gegensatz zu der aller anderen Diktaturen von Anfang an und aus Prinzip auf Expansion und auf Extermination ausgerichtet. Hitlers Politik ging stets davon aus, dass das deutsche Volk allen anderen überlegen sei und dass die Völker im Westen und im Osten, von den Franzosen bis zu den Russen, beherrscht, dezimiert oder gar ausgerottet werden müssten. Sein 1924 verfasstes programmatisches Buch «Mein Kampf» lässt daran keinen Zweifel aufkommen. Dass die übrigen Staaten Europas auf seine Gewaltpolitik nicht von Anfang an richtig reagiert hatten, ist ein anderes Kapitel. Diese Haltung ist teilweise ausserpolitisch, zum Beispiel in der Ablehnung des kommunistischen Sowjetregimes, teilweise aber auch innenpolitisch bedingt, weil eben viele europäische Staaten ihre eigenen Probleme nur mit autoritären oder gar diktatorischen Mitteln meistern zu können glaubten.



Carl Gustav von Mannerheim setzte 1917/18 die finnische Unabhängigkeit durch und verteidigte mit seiner Weissen Garde das Land gegen die Rote Armee. Als erster Nachkriegspräsident regierte er autoritär und demokratisch zugleich.

1920

Admiral Nikolaus Horthy von Nagybánya, bis 1918 Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen Flotte, bildete 1919 in Széged eine ungarische Nationalregierung gegen die unter Béla Kun in der Hauptstadt herrschende

Räteregierung der Kommunisten. Nach der Einnahme Budapests wurde Horthy am 1. März 1920 von der Nationalversammlung zum Reichsverweser von Ungarn gewählt. Das Parlament beschloss gleichzeitig, die Staatsform der Monarchie (Königreich) beizubehalten, ohne jedoch dem letzten Habsburger, Karl IV, seit 1916 Nachfolger Franz Josephs I., die Übernahme und Ausübung der Regierungsgewalt zu gestatten. Zwei Versuche, 1918 und 1921 dies putschartig zu erreichen, schlugen fehl. Der letzte König von Ungarn aus dem Hause Habsburg musste endgültig ins Exil.

Unter Ministerpräsident Gyula Gömbös von Jakfa (1932 bis 1936) festigte sich die Anlehnung Ungarns an Italien und das Deutsche Reich. Die nationalfaschistische Pfeilkreuzlerbewegung gewann immer mehr Einfluss in der Innen- und Aussenpolitik.

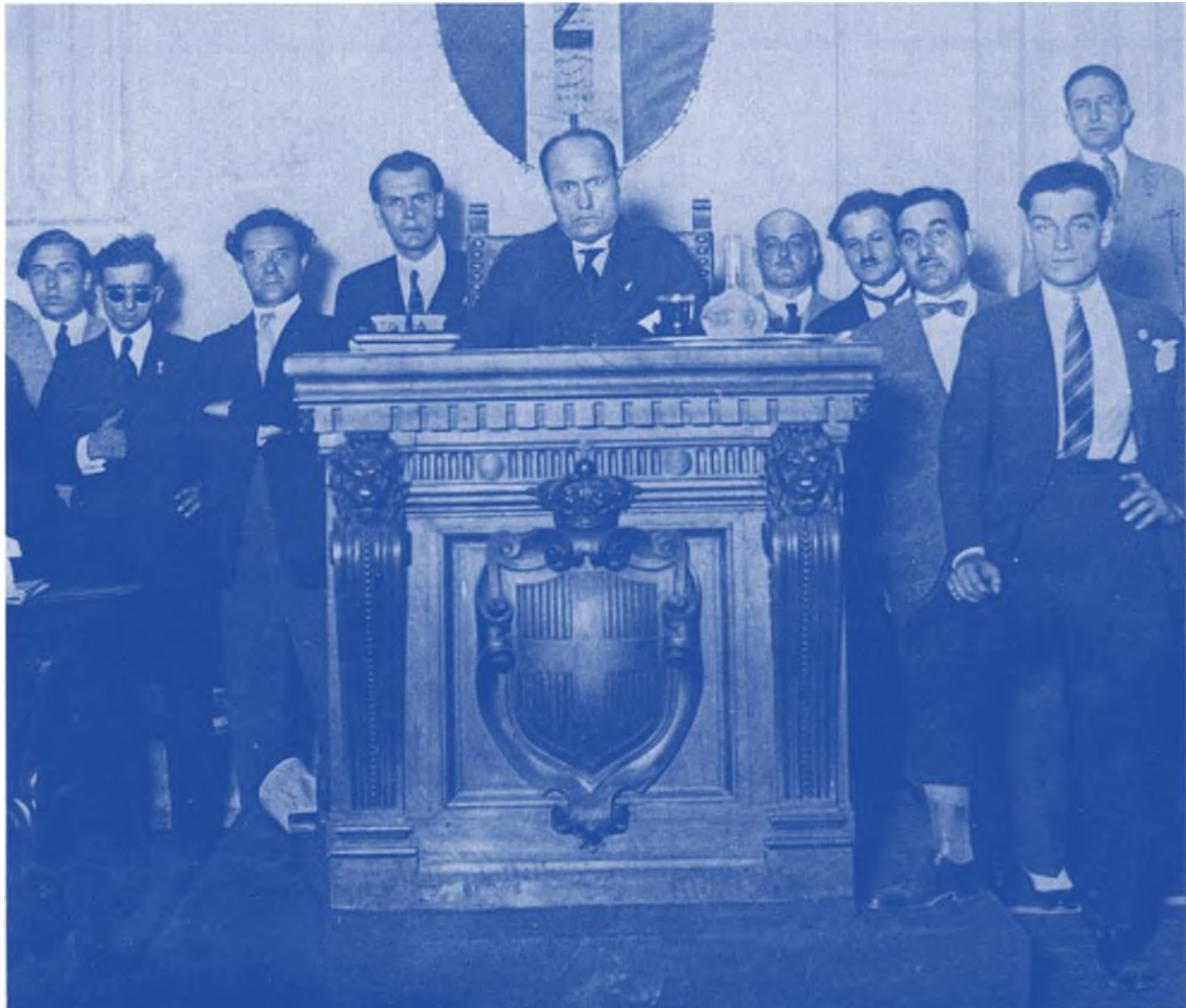
1941 trat Ungarn auf der Seite Deutschlands in den Krieg gegen die Sowjetunion ein. Im März 1944 besetzten deutsche Truppen das Land. Horthy wollte im Oktober den Krieg gegen Russland mit einem Separatfrieden beenden; er wurde verhaftet und in Oberbayern interniert. Der Pfeilkreuzler Ferenc Szalasi übernahm die Macht bis zur völligen Besetzung Ungarns durch sowjetische Truppen Anfang 1945. Horthy starb am 9. Februar 1957 in Estoril bei Lissabon.

1922

Obwohl das Königreich Italien seit 1882 mit Deutschland und Österreich-Ungarn im Dreibund vereinigt war, hielt sich die Rechtsregierung Salandro bei Kriegsausbruch 1914 neutral, da es sich – wie sie argumentierte – dabei nur um ein Defensivbündnis handelte. Am 3. Mai 1915 wurde der Vertrag dann formell gekündigt, und wenige Wochen später griff Italien Österreich-Ungarn, ein Jahr später auch Deutschland an. Unter den Wortführern für einen schnellen Kriegseintritt tat sich besonders ein ehemaliger Sozialdemokrat hervor, der Lehrer Benito Mussolini.

Der Friede von Saint-Germain am 10. September 1919 enttäuschte die italienischen Erwartungen: Man hatte fest mit der Übernahme eines grossen Teils der ehemals deutschen Kolonien gerechnet. Der verlorene Sieg trug wesentlich zur Verschärfung der inneren Spannungen zwischen Sozialisten und Kommunisten auf der einen Seite und der von Mussolini 1919 in Mailand gegründeten faschistischen Bewegung bei. In dieser Zeit stand Italien am Rande eines Bürgerkriegs. Für den 28. Oktober 1922 befahl Benito Mussolini seine Anhänger aus allen Landesteilen zum Marsch auf Rom. Mit dieser überraschenden Machtdemonstration zwang der Duce (Führer), wie er sich von nun an nennen liess, König Viktor Emanuel III., ihm die Staatsgewalt mit allen diktatorischen Vollmachten zu überlassen. Über Nacht wurde Italien zur ersten rein faschistischen Diktatur in Europa.

Im spanischen Bürgerkrieg (1936 bis 1939) kämpften italienische Truppen an der Seite der deutschen Legion Condor für General Franco gegen die rechtmässige repu-



Mit dem «Marsch auf Rom» hatte Benito Mussolini im Oktober 1922 die Macht erzwungen. Seine «Fasci di combattimento», fiel im Juni 1924 der sozialistische Generalsekretär Giacomo Matteotti zum Opfer. Mussolini,

blikanische Regierung in Madrid. Aus diesem militärischen Engagement entwickelte sich die politische Achse Berlin-Rom, die am 25. Oktober 1936 vertraglich bekräftigt wurde. Am 22. Mai 1939 folgte ein Militärbündnis und am 27. September 1940 der «Dreimächtepakt» zwischen dem Deutschen Reich, dem Königreich Italien und dem Kaiserreich Japan. Zu dieser Zeit war die Mussolini-Diktatur als Bundesgenosse Hitler-Deutschlands bereits in den Zweiten Weltkrieg verwickelt (Kriegserklärung an die Westalliierten am 10. Juni 1940). Am 24. Juli 1943 distanzierte sich der Große Rat, das oberste Organ der faschistischen Bewegung, wegen der sich abzeichnenden militärischen Niederlage von Mussolini. König Viktor Emanuel III. liess den Duce verhaften und auf dem Gran Sasso d'Italia gefangensetzen. Dort befreiten ihn am 12. September 1943 deutsche Fallschirmjäger und brachten ihn nach Salò am Gardasee, wo er für den noch von der deutschen Wehr-

der vor dem Ersten Weltkrieg noch zum radikalen Flügel der sozialistischen Partei gehört hatte, war zum obersten Faschisten geworden und im Kreis seiner Getreuen unbestrittener Führer (Bild: Beratung im Palazzo Venezia 1925).

macht kontrollierten Teil Italiens die «Italienische Sozialrepublik» ausrief. Unmittelbar vor der Kapitulation der deutschen Südfront (29. April/2. Mai 1945) wurde Mussolini, der in die Schweiz zu fliehen versuchte, von kommunistischen Partisanen am 28. April 1945 erschossen.

1923

Das wirtschaftlich und sozial rückständige Königreich Spanien blieb im Ersten Weltkrieg neutral. 1909 hatte es in Barcelona einen blutigen Aufstand anarchistischer Arbeiter gegeben, der von der Regierung in Madrid niedergeschlagen werden konnte. Seit diesen Tagen herrschte eine äusserste innenpolitische Spannung auf der iberischen Halbinsel, auch wuchs die radikale Ablehnung der Massen gegen die allmächtige katholische Kirche, die ihren Machtapparat von der Staatsspitze bis hinunter zur kleinsten Dorfverwaltung ständig ausbaute und festigte.

Mit Einverständnis des Königs Alfons XIII. errichtete der General Miguel Primo de Rivera y Orbaneja, Marques de Estella, am 13. September 1923 eine Militärdiktatur, die am 3. Dezember 1925 in eine zivile Diktatur umgewandelt wurde. Ein Aufstand der Rifkabylen, von dem auch die spanischen Besitzungen in Marokko betroffen waren, erleichterte Primo de Rivera den Militärputsch. Zusammen mit Frankreich, das ebenfalls seine marokkanischen Besitzungen gefährdet sah, gelang es, den Aufstand niederzuwerfen (1925/26). Trotz der militärischen und auch wirtschaftlichen Erfolge musste König Alfons XIII. den General unter dem Druck der öffentlichen Meinung am 28. Januar 1930 entlassen. Die spanischen Linksparteien konnten 1931 unter der Führung der Republikaner einen überraschenden Wahlsieg für sich verbuchen. Der König musste am 14. April 1931 abdanken und nach Portugal ins Exil gehen; Spanien wurde Republik.

José Antonio, Sohn des vormaligen Diktators Primo de Rivera, der 1930 in Paris starb, gründete 1933 in Madrid eine rechtsgerichtete politische Bewegung, die faschistische «Falange». Nach einem Wahlsieg der linken Volks-



«La Guerra ha terminado» konnte der neue spanische Machthaber Franco am 1. April 1939 verkünden: Ende des blutigen Bürgerkrieges, offizieller Beginn der neuen Diktatur.

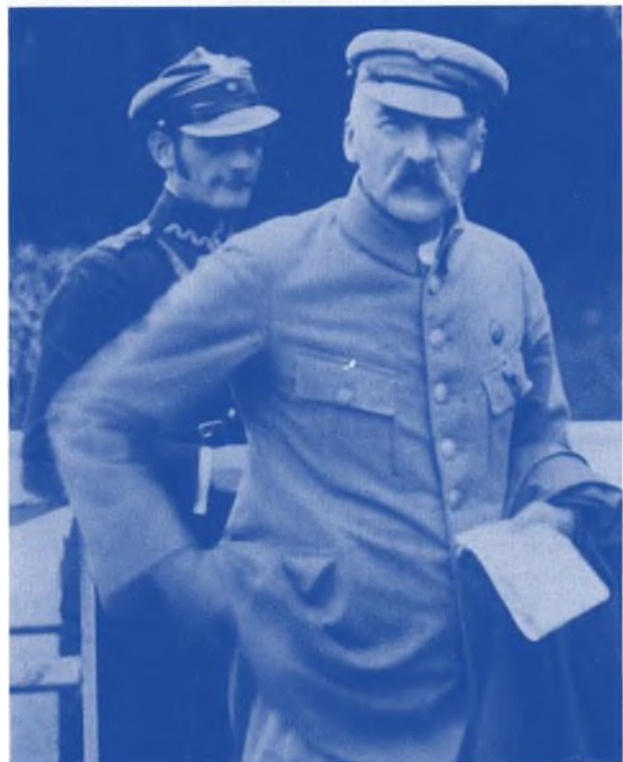
front (16. Februar 1936) erhob sich in Marokko der dorthin aus politischen Gründen abgeschobene General Francisco Franco unter der Fahne der Falange mit dem Ziel einer faschistischen Diktatur in ganz Spanien. Nahezu drei Jahre lang erschütterte der Spanische Bürgerkrieg Europa und die Welt. Am 28. März 1939 zog Franco als Sieger in das kampfflos gewonnene Madrid. Der Spanische Bürgerkrieg, der heute als Generalprobe der Achse Berlin – Rom für den Zweiten Weltkrieg angesehen wird, kostete 1,2 Millionen Spanier das Leben, unter ihnen 750'000 Zivilisten.

Während des Zweiten Weltkrieges blieb die Franco-Diktatur neutral. Nach Kriegsende, als die Weltöffentlichkeit ihr Interesse auch wieder Spanien zuwandte, musste Franco innenpolitisch den Monarchisten entgegenkommen und 1947 im Nachfolgegesetz der Wiederherstellung der Monarchie nach seinem Tod zustimmen. Auch aussenpoli-

tisch verlangten die Demokratien des Westens von ihm immer mehr Zugeständnisse. Francisco Franco starb am 20. November 1975, sein Nachfolger wurde König Juan Carlos I.

1926

Polen war im 19. Jahrhundert unter den Grossmächten Russland, Österreich und Preussen aufgeteilt worden. Als eigentliches Staatengebilde existierte lediglich noch das Herzogtum Warschau als «Königreich Polen» (Kongress-Polen); es wurde jedoch vom russischen Zaren in Personalunion direkt regiert. Im historischen polnischen Sprach- und Kulturraum, der unter anderem Galizien, Posen, Westpreussen und den Freistaat Krakau umfasste, behaupteten sich beharrlich politische Bestrebungen verschiedener Parteirichtungen mit dem gemeinsamen Ziel der Wiedererrichtung eines geeinten Polen. Einer der hervorragenden Politiker dieser Zeit war Josef Pilsudski, der, nach einer längeren Verbannung in Sibirien, 1892 Mitbegründer und Führer der Polnischen Sozialistischen Partei wurde. Im Ersten Weltkrieg kämpfte er mit seiner Polnischen Legion an der Seite Österreich-Ungarns bis 1916 gegen Russland. 1917 wurde er in Magdeburg verhaftet, da er gleichzeitig eine geheime Militärorganisation gegen die Mittelmächte Deutschland und Österreich-Ungarn aufgebaut hatte. Ihm gelang die Flucht, und er ging mit der Legion in das Lager der Gegner über.



Josef Pilsudski übernahm 1926 durch einen Militärputsch die volle Herrschaft in Polen und führte kurz vor seinem Tode 1935 eine ausgesprochen autoritäre Verfassung ein.

Nach dem Zusammenbruch des deutschen Kaiserreiches und der Donaumonarchie wurde Polen Republik und Pilsudski ihr erster Staatspräsident, zunächst noch provisorisch. Im Versailler Vertrag (28. Juni 1919) erhielt Polen aus dem ehemaligen deutschen Reichsgebiet den sogenannten Polnischen Korridor mit weiten Gebieten Westpreussens und Posens. Von Österreich kam Galizien wieder zurück. Die polnische Ostgrenze bildete die «Curzon-Linie»; wertvolle und historisch-polnische Gebiete blieben weiterhin unter sowjetrussischer Herrschaft. 1920 versuchten die Polen diese Territorien mit einem militärischen Angriff zurückzuerobem, ihr Angriff auf Kiew scheiterte ebenso wie der russische Gegenangriff auf Warschau. Im Frieden von Riga wurden am 18. März 1921 die Streitigkeiten beigelegt und Polen mit russischen Gebietsabtretungen entschädigt. Im Dezember 1922 trat Pilsudski als Staatspräsident zurück. Am 12. Mai 1926 erzwang Josef Pilsudski mit einem Militärputsch die Herrschaft erneut für sich. Staatspräsident wurde der sozialistische Schweizer Bürger Ignaz Moscicki, doch blieb Pilsudski, der sich zum Kriegsminister und Ministerpräsidenten ernennen liess, die Seele des seither herrschenden halbautoritären Obristenregimes. Am 23. April 1935 gaben der inzwischen zum Marschall erhobene Pilsudski und sein Schatten-Staatspräsident dem polnischen Volk eine eindeutig autoritäre Verfassung, die Polen endgültig von der Demokratie wegführte. Trotz eines am 26. Januar 1934 mit der deutschen Reichsregierung abgeschlossenen Nichtangriffspaktes überfiel und annektierte Polen, das seit Pilsudskis Tod am 12. Mai 1935 von General Rydz-Smigly geführt wurde, im Oktober 1938 das schlesische Olsa-Gebiet. Die direkte politische Folgerung aus dieser militärischen Aktion war der Zusammenbruch aller Rechtsgrundlagen des Versailler Vertrages. Am 6. April 1938 kündigte Hitler seinerseits den Nichtangriffspakt und am 23. August 1939 einigten sich Deutschland und die Sowjetunion über die Aufteilung Polens. Am 1. September 1939 griff die deutsche Wehrmacht an und besiegte in einem Blitzkrieg von 21 Tagen die polnische Armee. Die Sowjets erklärten am 17. September 1939 den polnischen Staat als «nicht mehr existierend und besetzten zum Schutz der weissrussischen und ukrainischen Bevölkerung» Ostpolen.

1926

Nach der Ermordung von König Karl I. aus dem Hause Sachsen-Coburg-Bragança durch die Republikaner im Jahre 1908 und dem Sturz König Manuels II. im Jahr 1910 erhielt Portugal von seiner Nationalversammlung am 23. August 1911 eine republikanische Verfassung. Von diesem Tag an bis zum Jahr 1926 versuchten acht Präsidenten, das Land mit 44 Regierungen aus der politischen Isolation zu heben. Die Wirren und die Ziellosigkeit der Regierungen gleichermaßen nutzend wie die Uneinigkeit der zahlreichen politischen Gruppierungen, putschten im Mai 1926

die drei Generale Gomes da Costa, Mendez Cabezada und Frago Carmona, die eine Militärdiktatur einführten. Der junge Volkswirtschaftsprofessor Antonio Oliveira Salazar übernahm das Finanzministerium unter der Bedingung, dass ihm das Recht zur Überwachung aller Ausgaben zugestanden würde. So wurde er der mächtigste Minister. Carmona übernahm das Staatspräsidium, Salazar avancierte 1932 zum Ministerpräsidenten und wurde mehr noch als sein Nachbar, der Spanier Francisco Franco, zum Inbegriff eines Diktators in der Alten Welt des zwanzigsten Jahrhunderts.

Grundlage seiner Diktatur war eine von ihm selbst ausgearbeitete und in Kraft gesetzte Verfassung auf ständisch-autoritärer Grundlage. Vierzig Jahre lang hielt sich Salazar, auch gegen starken Widerstand im eigenen Land und, wie Franco, während des Zweiten Weltkrieges neutral, bis er 1968 schwer krank und regierungsunfähig entmachtet wurde. Er starb kurz darauf. Seinen Nachfolgern gelang es nur kurze Zeit, Portugal in seinem Sinne und mit seiner Verfassung weiter zu regieren. Am 25. April 1974 stürzte General Antonio de Spínola das Regime; Portugals Weg in die Demokratie begann.

1927

Das Königreich Rumänien hatte am 27. August 1916 Österreich-Ungarn und dem Deutschen Reich den Krieg erklärt, wurde vernichtend geschlagen und musste am 7. Mai 1918 in Bukarest einen Sonderfrieden unterzeichnen. Nach der Niederlage der Mittelmächte (Deutschland, Österreich-Ungarn, Türkei) und dem Ende des Ersten Weltkrieges erhielt Rumänien in den Verträgen von Saint-Germain (1919) und Trianon (1920) als Verbündeter der siegreichen Entente die Bukowina, Siebenbürgen und das östliche Banat. Bestätigt wurde ausserdem der rumänische Besitzanspruch auf Bessarabien. Aussenpolitisch versuchten die Rumänen durch die Kleine Entente, ein Bündnis mit Jugoslawien und der Tschechoslowakei, einen selbständigen Kurs. Ein weiteres Bündnis mit Polen war eindeutig gegen die Sowjetunion gerichtet. 1923 setzte Ion C. (Jonel) Brătianu, mehrmaliger Ministerpräsident seit 1909, eine «grossrumänische» Verfassung durch. Als am 20. Juli 1927 der seit 1914 herrschende König Ferdinand starb, zwang Brătianu die Liberale Partei den Thronfolger Karl zum Verzicht und setzte den noch unmündigen Enkel Ferdinands, Michael I., auf den rumänischen Königsthron. Ion Brătianu starb am 24. November 1927.

Die «Nationalzaranisten» (taran = Bauer), eine 1926 gegründete politische Partei, die aus der Vereinigung der Siebenbürger Nationalpartei und der altrumänischen Bauernpartei entstanden war, stürzten 1930 König Michael und holten seinen Vater Carol wieder aus dem Exil. Als Carol II. regierte er bis 1940 mit seinem Ministerpräsidenten Iuliu Maniu diktatorisch; seine Herrschaft wurde durch den Militärputsch des Generals Ion Antonescu beendet. Rumänien





musste auf sowjetisches Ultimatum hin die südliche Dobruška an Bulgarien, die nördliche Bukowina und Bessarabien an die Sowjetunion und das nördliche sowie das östliche Siebenbürgen an Ungarn abtreten. Auf den Thron kam wieder Carols Sohn Michael. 1941 trat Rumänien an der Seite Deutschlands in den Krieg gegen die Sowjetunion ein, wurde 1944 von den Russen besetzt und erhielt 1945 eine kommunistische Regierung. 1947 musste König Michael abdanken, Rumänien wurde Volksdemokratie.

1929

Das selbständige Staatsgebilde Jugoslawien entstand nach dem Ersten Weltkrieg am 1. Dezember 1918 als «Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen». Seine Grenzen wurden durch die Verträge von Saint-Germain (1919) und Trianon (1920) von den Siegermächten garantiert. Am 28. Juni 1921 erhielt der neue Staat auf dem Balkan eine zentralistische Verfassung. Aussenpolitisch bestand wegen der beiderseitigen Besitzansprüche über die Stadt Fiume, dem heutigen Rijeka, und der Adriafrage ein starker Gegensatz zu Italien. Jugoslawien orientierte sich deshalb stark an Frankreich. Innenpolitisch sah König Alexander I. als Lösung der immer stärker werdenden Spannungen zwischen Serben, Slowenen und Kroaten keine andere Möglichkeit als die eines Staatsstreichs mit Hilfe des Heeres am 6. Januar 1929. Das Parlament wurde aufgelöst und die Verfassung ausser Kraft gesetzt. Mit seinen Generälen regierte Alexander I. von nun an diktatorisch, die Kroaten wurden rücksichtslos unterdrückt. Der Name des Staates wurde geändert in «Königreich Jugoslawien». Am 9. Oktober 1934 wurde Alexander I. ermordet., ihm folgte auf dem Thron Peter II. unter der Regentschaft des Prinzen Paul. Diese Regentschaft stürzte am 27. März 1941 wegen des Beitritts zum Dreimächtepakt (Berlin – Rom – Tokio), der zwei Tage vorher, am 25. März, vollzogen worden war. Peter II. musste nach England ins Exil gehen und bildete in London eine jugoslawische Gegenregierung, die allerdings keinerlei politische Bedeutung mehr hatte. Im April 1941 besetzten deutsche und italienische Truppen das Land, es entstanden die «unabhängigen» Staaten Kroatien, Serbien und Montenegro. Die übrigen Gebiete fielen an Bulgarien, Ungarn, Italien und Deutschland. Im Widerstand kämpften zwei Partisanenarmeen unter Draza Mihajlovic (königstreu) und Josip Broz Tito (kommunistische Volksbefrei-

Jugoslawiens König Alexander I. (Bild links oben) regierte von 1929 an mit militärischer Diktatur, fiel jedoch 1934 in Marseille einem Attentat (oben Mitte) zum Opfer, doch vermochte sein Tod (Seite 20 unten) die Demokratisierung nicht voranzutreiben, weil hinter seinem Nachfolger Peter II. (Seite 21 links im Bild) in Wirklichkeit Prinzregent Paul das Zepter führte.

ungsbewegung) gegen die deutsch-italienische Besetzung und genauso hart auch gegeneinander. Im September 1943 entschied Tito diesen Kampf für sich. Am 29. November 1945 rief er die «Föderative Volksrepublik Jugoslawien» aus. Titos Jugoslawien war im selben Jahr Gründungsmitglied der Vereinten Nationen.

1933

Das Deutsche Reich befand sich nach verlorenem Ersten Weltkrieg, überhöhten Reparationsforderungen der alliierten Sieger (Vertrag von Versailles, 28. Juni 1919) und der Besetzung des Ruhrgebietes durch die Franzosen und die Belgier zur Eintreibung dieser Reparationen seit Mitte der zwanziger Jahre wieder auf einem Weg der wirtschaftlichen Stabilisierung. Der Dawes-Plan von 1924 und die Locarno-Verträge von 1925 hatten wesentlich dazu beigetragen.

Die Weltwirtschaftskrise von 1929 traf die Weimarer Republik besonders hart; veraltete Produktionsmittel und die fast völlige Verdrängung von den Weltmärkten liess ihrer Wirtschaft in der Übergangsphase von der Konsolidierung im Innern zum Wiederaufbau eines wirksamen Exports kaum eine Chance. Inflation und Massenarbeitslosigkeit waren die sofortigen Folgen. Zunehmende Radikalisierung von rechts und links untergruben das parlamentarische System, die innere Opposition wuchs. Die Parteien waren zum grössten Teil bis zur politischen Bedeutungslosigkeit zersplittert. Das bürgerliche Minderheitskabinett des Reichskanzlers Heinrich Brüning (1930 bis 1932) konnte sich nicht mehr auf das Parlament, sondern nurmehr auf das Vertrauen des Reichspräsidenten, des ehemaligen kaiserlichen Feldmarschalls Paul von Hindenburg, stützen. Brünings «parlamentarisch toleriertes Präsidialkabinett» musste mit Notverordnungen nach Artikel 48 der Weimarer Verfassung regieren. Seit 1930 konnten die Nationalsozialisten in einigen Länderparlamenten, so zum Beispiel in Thüringen und Braunschweig, auf demokratischem Wege durch Wahlerfolge Fuss fassen. Auch bei den Reichstagswahlen vom Juli 1932 konnte die NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) des Adolf Hitler bedeutende Erfolge verbuchen. Den angebotenen Posten des Vizekanzlers im Kabinett von Papen schlug Hitler allerdings aus. Als sich auch in einer zweiten Reichstagswahl im November 1932 die Abgeordneten nicht auf eine regierungsfähige Mehrheit einigen konnten, ernannte Reichspräsident von Hindenburg nach dem Sturz der Regierung des ehemaligen Reichswehrgenerals Kurt Schleicher Adolf Hitler am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler. Am 5. März 1933 folgte erneut eine Reichstagswahl, die NSDAP erhielt 48 Prozent der Stimmen und festigte in einer Koalition mit den Deutschnationalen die absolute Mehrheit. Der Austritt des Deutschen Reiches aus dem Völkerbund am 14. September 1933 war mehr als ein Signal zum Aufbruch Hitlers in die absolute Diktatur, das im damaligen Europa nur von wenigen erkannt wurde.





Am 2. August 1934 starb Paul von Hindenburg; Hitler vereinte sofort die Ämter von Reichspräsident und Reichskanzler in seiner Person und liess sich von nun an «Führer» nennen.

1934

Von der österreichisch-ungarischen Donaumonarchie war nach dem Ende des Ersten Weltkrieges nur ein Bruchteil als selbständiges Staatsgebilde übriggeblieben, in der Hauptsache die deutschsprachigen Gebiete des ehemaligen Habsburgerreiches. Am 21. September 1918 rief die erste Nationalversammlung dieser Deutschösterreicher in Wien die «Republik Deutschösterreich» aus. Ihr Staat sollte auch in Zukunft Bestandteil des Deutschen Reiches sein.

Kurz darauf besetzten die Tschechen das Sudetenland und Italiens Mussolini Südtirol. Im Vertrag von Saint-Germain (10. September 1919) untersagten die alliierten Sieger den Namen «Deutschösterreich» und machten die Erlaubnis zum Anschluss an das Deutsche Reich von einer Abstimmung im Völkerbund abhängig. Es blieb die «Republik Österreich», obwohl sich einzelne Landesteile (Salzburg, Tirol) in Volksabstimmungen zu fast 90 Prozent für einen Anschluss an Deutschland aussprachen. Die Verfassung vom 1. Oktober 1920 wurde die staatsrechtliche Grundlage. Es folgten innenpolitisch und wirtschaftlich schwere Jahre. Die Sozialdemokratie geriet unter den immer stärkeren Einfluss des «Austromarxismus», und die bürgerlichen Parteien waren vom Gedankengut des Ständestaates und des Austrofaschismus infiltriert. Zweimal konnte ein drohender Staatsbankrott nur mit Hilfe des Völkerbundes in Genf abgewendet werden, als Österreich 1922 und 1932 zur Konsolidierung seiner Finanzen Staats- und Auslandsanleihen erhielt. Mit diesen Subventionen war allerdings die Auflage verbunden, dass der Völkerbund auf jeweils vier Jahre nach der Bewilligung dieser Hilfgelder den österreichischen Haushalt kontrollierte. Engelbert Dollfuss, seit Mai 1932 christlichsozialer Bundeskanzler, regierte zunächst mit nur einer Stimme Mehrheit im Parlament. Als der Nationalrat sich im März 1933 durch einen Formfehler selbst ausser Aktion setzte, nutzte Dollfuss seine Chance und regierte fortan mit Notverordnungen.

Aussenpolitisch ging er auf Konfrontation gegen Deutschland, in seinem Land verbot er am 19. Juni 1933 die NSDAP. Nach einem niedergeschlagenen Aufstand des Republikanischen Schutzbundes widerfuhr im Februar 1934 der Sozialdemokratischen Partei das gleiche. Am 1.

Österreich erlebte eine unruhige Zwischenkriegszeit. 1931 versuchte Rüdiger von Starhemberg (Bild nebenan, rechts von ihm der Putschorganisator Pfrimer) mit seinen Heimwehren einen Umsturz; vor der Universität kam es zu Studentenkrawallen (Bild oben), und 1934 fielen einer blutigen Auseinandersetzung (unten links) Regierungstreue und Oppositionelle zum Opfer.



Mai 1934 erhielt Österreich eine autoritär-ständische Verfassung; alleinige Trägerin einer politischen Willensbildung wurde die im September 1933 gegründete «Vaterländische Front», hervorgegangen vor allem aus der Partei der Christsozialen. Engelbert Dollfuß wurde bei einem erfolglosen Putschversuch der Nazis am 25. Juli 1934 in seinem Amtszimmer erschossen. Sein Nachfolger wurde Kurt Schuschnigg; er verteidigte Österreichs Selbständigkeit im Sinne und mit den Mitteln der Dollfußschen Politik bis 1938. Für den 13. März dieses Jahres hatte er zu einer Volksabstimmung über den endgültigen Anschluss Österreichs an Hitler-Deutschland oder die weitere Selbständigkeit der Alpenrepublik aufgerufen. Hitler, wohl unsicher über das zu erwartende Ergebnis, verbot dieses Votum und zwang Bundespräsident Wilhelm Miklas unter Androhung militärischer Gewalt, den NS-Vertrauten Arthur Seyss-Inquart, seit 12. Februar 1938 österreichischer Innenminister, mit Wirkung vom 11. März zum Bundeskanzler zu berufen. Einen Tag später besetzte die deutsche Wehrmacht Österreich. In einer Volksabstimmung, die nun für ihn erwartungsgemäss positiv verlief, liess sich Hitler den vollzogenen Anschluss am 10. April 1938 bestätigen. Aus Österreich wurde der deutsche Gau «Ostmark», der Bundeskanzler der Republik wurde zum «Reichsstatthalter» degradiert.

1936

Die Geschichte Griechenlands, das mit den Londoner Protokollen von 1829 beziehungsweise 1830 zum selbständigen Königreich erklärt worden war, stand von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkriegs im Zeichen ständiger politischer und militärischer Auseinandersetzungen mit der Türkei (Kreta, Thessalien und Epirus). Zunächst zumindest politisch offiziell neutral, später kurze Zeit (bis zum 27. Juni 1917) aufseiten der Mittelmächte, erhielt Griechenland in den Friedensschlüssen von 1919/20, wohl als Anerkennung einer rechtzeitigen Kehrtwendung zur Entente, beträchtliche Gebiete zugesprochen (Ägäische Inseln, Smyrna, Thrakien).

1920 erlitt Ministerpräsident Sophoklis Venizelos, seit Beginn des Ersten Weltkrieges entschiedener Gegner einer griechischen Neutralität und Befürworter des Anschlusses an die Entente, eine Wahlniederlage. Der wegen seiner Neutralitätsbestrebungen im Jahre 1917 vertriebene König Konstantin I. wurde durch eine Volksabstimmung am 15. Dezember 1920 wieder auf den Thron gerufen. Es folgte ein Krieg gegen die Türkei, der mit der Niederlage Griechenlands und der Vertreibung von 1,6 Millionen Griechen aus den kleinasiatischen Landesteilen endete. König Kon-

Kurt von Schuschnigg (links oben) wollte durch eine Volksabstimmung Österreichs Unabhängigkeit sichern; deutsche Truppen marschierten jedoch ein, und die Stimmzettel landeten auf dem Strassenpflaster (Bild links).



1923 scheiterte ein Putschversuch von Joannis Metaxas in Griechenland; nachdem er aber Georg II. auf den Thron verhülften hatte, konnte Metaxas (Bild) unter dem König 1936 die Diktatur errichten.

stantin musste im September 1922 abdanken. Nach einer kurzen Zwischenregierung König Georgs II. (1923) rief Venizelos am 28. Februar 1924 die Republik aus. Es folgten fortwährende Unruhen und etliche Putsche der Militärs. Im Oktober 1930 schloss Venizelos, der von 1928 bis 1932 wieder die Regierung führte einen griechisch-türkischen Freundschaftspakt ab.

Mittlerweile hatten die Royalisten bedeutenden politischen Einfluss gewonnen. Venizelos versuchte im März 1935 von Kreta aus, mit einem republikanischen Aufstand die Wiedervereinigung der Monarchie zu verhindern. Dieser Aufstand schlug fehl; Venizelos musste das Land verlassen, und die Monarchie wurde am 12. Oktober 1935 per Volksentscheid wieder eingeführt. König Georg II. kehrte nach Athen zurück. Ständige kommunistische Unruhen, die das Land an den Rand der Anarchie führten, ebneten General Ioannis Metaxas den Weg zur Diktatur (August 1936). Im Oktober 1940 und im März 1941 versuchten italienische Truppen vergeblich, von Albanien aus Griechenland zu erobern. Die nach dem inzwischen am 29. Januar 1941 gestorbenen Diktator benannte «Metaxas-Linie» in Ostmakedonien wurde erst am 6. April 1941 von deutschen Truppen überrollt. König Georg II. floh im Flugzeug aus dem eingekesselten Athen und rief in London eine Exilregierung aus.

In der Zeit von August bis Oktober 1944 räumte die deutsche Wehrmacht schrittweise Griechenland. In den befreiten Gebieten brach ein offener Bürgerkrieg zwischen Königstreuen und Kommunisten aus, den eine Regentschaftsregierung unter Erzbischof Damaskinos nur mit massiver englischer und amerikanischer Hilfe zugunsten der Königstreuen entscheiden konnte. Nach einer Volksabstimmung, welche als Ergebnis die Bestätigung der Monarchie brachte, kehrte Georg II. im September 1946 wieder in sein Reich zurück.

Befreit von Nacht und Götterwahn

Motivationen zum Widerstand zwischen Verzweiflung und Hoffnung

Das wusste man schon vor Hitlers Machtantritt

Einige Zitate aus Adolf Hitlers «Mein Kampf», geschrieben 1924

Die Zukunft einer Bewegung wird bedingt durch den Fanatismus, ja die Unduldsamkeit, mit der ihre Anhänger sie als die allein richtige vertreten und anderen Gebilden ähnlicher Art gegenüber durchsetzen.*

Die junge Bewegung ist ihrem Wesen und ihrer inneren Organisation nach antiparlamentarisch, d.h. sie lehnt im Allgemeinen wie in ihrem eigenen inneren Aufbau ein Prinzip der Majoritätsbestimmung ab... Wer Führer sein will, trägt bei höchster unumschränkter Autorität auch die letzte und schwerste Verantwortung... Damit ist die Bewegung aber antiparlamentarisch, und selbst ihre Beteiligung in einer parlamentarischen Institution kann nur den Sinn einer Tätigkeit zu deren Zerstörung besitzen, zur Beseitigung einer Einrichtung, in der wir eine der schwersten Verfallserscheinungen der Menschheit zu erblicken haben...

... Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich...



... Es ist kein Zufall, dass die ersten Kulturen dort entstanden, wo der Arier im Zusammentreffen mit niederen Völkern diese unterjochte und seinem Willen untertan machte. Sie waren dann das erste technische Instrument im Dienste einer werdenden Kultur. Damit aber war der Weg, den der Arier zu gehen hatte, klar vorgezeichnet. Als Eroberer unterwarf er sich die niederen Menschen und regelte dann deren praktische Betätigung unter seinem Befehl, nach seinem Willen und für seine Ziele... Solange er den Herrenstandpunkt rücksichtslos aufrechterhielt, blieb er nicht nur wirklich der Herr, sondern auch der Erhalter und Vermehrer der Kultur...

Darüber muss man sich endlich vollständig klar werden: Der unerbittliche Todfeind des deutschen Volkes ist und bleibt Frankreich... So sehr wir heute auch alle die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit Frankreich erkennen, so wirkungslos bliebe sie in der grossen Linie, wenn sich in ihr unser aussenpolitisches Ziel erschöpfen würde. Sie kann und wird nur Sinn erhalten, wenn sie die Rückendeckung bietet für eine Vergrößerung des Lebensraumes unseres Volkes in Europa... Damit ziehen wir Nationalsozialisten bewusst einen Strich unter die aussenpolitische Richtung unserer Vorkriegszeit. Wir setzen dort an, wo man vor sechs Jahrhunderten endete. Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach dem Süden und Westen Europas und weisen den Blick nach dem Land im Osten.

Für die Zukunft der Erde liegt die Bedeutung nicht darin, ob die Protestanten die Katholiken oder die Katholiken die Protestanten besiegen, sondern darin, ob der arische Mensch ihr erhalten bleibt oder ausstirbt. *

Ein Bündnis, dessen Ziel nicht die Absicht zu einem Krieg umfasst, ist sinn- und wertlos. Bündnisse schliesst man nur zum Kampf.



Adolf Hitler in den zwanziger Jahren (oben). Zwar hatte er «Mein Kampf» (Titelblatt der Ausgabe*1938, Bild rechts) schon geschrieben, aber sein Auftreten war eher noch das eines Amateurpolitikers.

(Das Buch «Mein Kampf» wurde in Millionen-Auflage gedruckt und gehörte ab 1933 zur rechten Pflichtlektüre jedes deutschen Beamten, Hausaltsvorstands und Lehrers.)

Mein Kampf

Von

Adolf Hitler

Zwei Bände in einem Band
Ungekürzte Ausgabe

Erster Band:

Eine Abrechnung

Zweiter Band:

Die nationalsozialistische Bewegung

365.—369. Auflage



Zentralverlag der NSDAP. Frz. Eher Nachf.,
München

Verordnung
des Reichspräsidenten über die Auflösung des Reichstags
vom 18. Juli 1930.

Nachdem der Reichstag heute beschlossen hat, zu verlangen, dass meine auf Grund des Artikel 48 der Reichsverfassung erlassene Verordnung^{en} vom 16. Juli (~~über Deckungsmaßnahmen für den Reichshaushalt 1930~~) ausser Kraft gesetzt ~~wird~~, löse ich auf Grund Artikel 25 der Reichsverfassung den Reichstag auf.

Berlin, den 18. Juli 1930.

Der Reichspräsident

von Hindenburg

Der Reichskanzler

M. Brüning

In Deutschland war die Demokratie kapitulationsbereit. In immer häufigerem Rhythmus löste Reichspräsident von Hindenburg den Reichstag auf (Urkunden oben und auf den Seiten 31 und 32). Die letzte Auflösung erfolgte am 1. Februar 1933, zwei Tage nach der

Berufung Hitlers zum Reichskanzler. Bereits zwei Monate später gab es nichts mehr zu wählen: Die NSDAP war zur einzigen und staatstragenden Partei geworden.

Verordnung des Reichspräsidenten
über
die Auflösung des Reichstags.
Vom 4. Juni 1932.

.....

Auf Grund des Artikels 25 der Reichsverfassung löse ich mit sofortiger Wirkung den Reichstag auf, da er nach dem Ergebnis der in den letzten Monaten stattgehabten Wahlen zu den Landtagen der deutschen Länder dem politischen Willen des deutschen Volkes nicht mehr entspricht.

Berlin, den 4. Juni 1932.

Der Reichspräsident.

von Hindenburg

Der Reichskanzler.

Wägen

Der Reichsminister des Innern.

Frick



Verordnung des Reichspräsidenten
über die Auflösung des Reichstags.
Vom 1. Februar 1933.

- - - - -

Nachdem sich die Bildung einer arbeitsfähigen Mehrheit als nicht möglich herausgestellt hat, löse ich auf Grund des Artikels 25 der Reichsverfassung den Reichstag auf, damit das deutsche Volk durch Wahl eines neuen Reichstags zu der neugebildeten Regierung des nationalen Zusammenschlusses Stellung nimmt.

Berlin, den 1. Februar 1933.

Der Reichspräsident

von Hindenburg

Der Reichskanzler

by Heim

Der Reichsminister des
Innern

Frick

Als sich in den dreissiger Jahren die Nacht des Totalitarismus über Europa zu legen begann, erhob sich energisch eine Armee mutiger Männer und Frauen zum Abwehrkampf. Sie folgten keinem staatlichen Stellungsbe- fehl, sondern der inneren Stimme ihres Gewissens. So war ihr Schlachtruf nicht nur von Land zu Land, sondern von Mensch zu Mensch verschieden, aber sie alle scharten sich, anfänglich vielleicht eher unbewusst, um die Freiheit, die ihnen das Leben erst lebenswert zu machen schien.

Der Politiker und der Arbeiter, der Offizier und die Hausfrau, der Theologe und der Kommunist – sie alle stimmten jener hehren Idee zu, die der Kesselschmied Syl- vester Heider aus Donawitz in der Steiermark damals in die Verse kleidete:

Wenn einer uns'rer Kämpfer fällt... nimm Du,
Genosse, uns're Fahn', reiss sie empor mit
schwil'ger Hand, behüt' sie in der Stürme Zeit!
Brich kämpfend mit ihr Bahn, bis rings der Ruf
erbraust im Land: «Befreit vom Kriege ist die
Welt... von Nacht und Götterwahn!»

Sylvester Heider hat die Befreiung der Welt von Krieg, Nacht und Götterwahn nicht mehr erlebt. Er war einer jener unzähligen Opfer, die in keiner Siegesmeldung erwähnt wurden; er war einer jener Kämpfer, die gefallen sind. Am 22. Juni 1944 wurde er als Partisan von der SS erschossen. Als Sylvester Heider dieses Gedicht wenige Tage vor sei- nem Tod schrieb, konnte er schon ahnen, dass der grauen- volle Spuk des Nationalsozialismus den Höhepunkt über- schritten hatte. Ob sich die Freiheit dann wirklich durch- setzen würde, wusste er nicht und hat es nie mehr erfahren.

Als der aktive Aufstand der Freiheitskämpfer begann, Mitte bis Ende der dreissiger und stärker zu Beginn der vierziger Jahre, hat keiner jener vielen Hunderttausenden voraussehen können, welchen Verlauf die Weltgeschichte nehmen würde. Es gab nur Hoffen oder Verzweifeln, ein dritter Weg blieb nicht offen.

Als Willy Brandt, damals hiess er noch Herbert Ernst Karl Frahm, im Jahre 1932 beim «Lübecker Volksboten» tätig war und dann nach der «Machtergreifung» der NSDAP bereits im Januar 1933 in den Untergrund ging, wusste auch er nur, dass er gegen ein Regime ankämpfte, dem er aus seinem Empfinden für Freiheit und Gerech- tigkeit heraus nie zustimmen konnte, aber die Konsequenzen seines Handelns – für seine eigene Person, für sein Land und Europa, aber auch für Freiheit und Gerechtigkeit im allgemeinen – konnte er noch nicht abschätzen. Seine Flucht in einem Motorkutter über die Ostsee war keine Flucht, um nur das eigene Leben zu retten, sondern sie wurde später zur Basis für eine Aktivität, die der Befreiung und der Freiheit seiner Mitbürger und aller liberal denken- den Europäer galt.

Und der Österreicher Bruno Kreisky, der stolz darauf ist, aus «Deutsch-Böhmen» zu stammen und der als Sohn

bürgerlicher Eltern ins sozialistische Lager «entgleiste», wusste ebenfalls, dass Diktatur ein Grundübel sei, gegen das es anzukämpfen galt, aber in seinem Memoirenbuch «Die Zeit in der wir leben» sagt er ausdrücklich rückblik- kend auf die blutigen Tage vom 12. und 13. Februar 1934 in Wien: «Die Erkenntnisse des ‚12. Februar‘ waren für mich nur die Bestätigung, dass es eine offene Revolution gegen eine Staatsgewalt nicht geben kann.» Liegt darin Skeptizismus, Pessimismus oder gar Verzweiflung? Aus dem Zusammenhang gerissen, müsste man zu einem sol- chen Schluss kommen. Betrachtet im Rahmen des reichen Lebens von Bruno Kreisky wird man darin politische und staatspolitische Überlegungen erkennen können, die auf die Tätigkeit des «Widerstandskämpfers» – in Opposition zum Dollfuss/Schuschnigg-Regime, aber auch in Opposi- tion zum nationalsozialistischen Eroberer – ausstrahlen.

Widerstand bleibt ja nicht auf Klebeaktionen, Verteilen von Flugblättern oder Bombenlegen beschränkt; Wider- stand ist eine politische Aktivität, die überlegt sein will. Sie hängt ab von der persönlichen Motivation, von den politi- schen Zielen und nicht zuletzt von den Möglichkeiten. Deshalb kann Widerstand nicht auf eine einfache Formel eingengt werden. Er manifestierte sich in geistiger Gesin- nung und in handfesten Aktionen, er wurde sowohl in den betreffenden Ländern als auch vom Ausland her, von Ein- heimischen oder von Emigranten, wirksam.

Noch vor Hitlers Machtantritt hat der holländische Theologe Willem Visser 't Hooft von Genf aus sich für die Freiheit eingesetzt. Von 1929 bis 1939 redigierte er die Vierteljahresschrift «The Student World». Zum Abschluss einer unter dem Titel «Das Ende der Bourgeois» erschie- nenen Artikelserie hatte er geschrieben: «Diese Kommuni- sten, Sozialisten und Faschisten, die das Evangelium des Kollektivs und der Solidarität predigten, aber weiter der Lehre von der Gesellschaft als einem Selbstzweck anhän- gen, sind nicht besser als der individualistische Bourgeois mit seinem Liberalismus. Das Ende der Bourgeois ist nur dann ein Neuanfang, wenn wir unsere Sehnsucht nach Si- cherheiten aller Art opfern und unsere Gesellschaft genau wie unser Leben einem Gott unterwerfen, der unsere End- lichkeit durchbricht und uns eine Existenz ermöglicht, die über sich selbst hinausweist.» Willem Visser 't Hooft kämpfte aber nicht nur vom grünen Tisch in Genf aus, im- mer wieder wagte er sich nach Deutschland vor, um seine Glaubensbrüder nicht im Stich zu lassen. Mitte 1933 nahm er an der Jahrestagung des Internationalen Studentendien- stes im oberbayerischen Ettal teil. Sein Tischnachbar, ein Mann mit furchterregender schwarzer Uniform und intel- lektueller Brille, war ihm unbekannt, selbst als sich dieser mit dem Namen «Heinrich Himmler» vorstellte. Das an- schliessende Gespräch verlief jedoch von dem Moment an unfruchtbar, als es sich dem Thema Antisemitismus zu- wandte, und Himmler wollte Visser 't Hooft sogar einreden, Holland werde Niederländisch-Indien verlieren, wenn

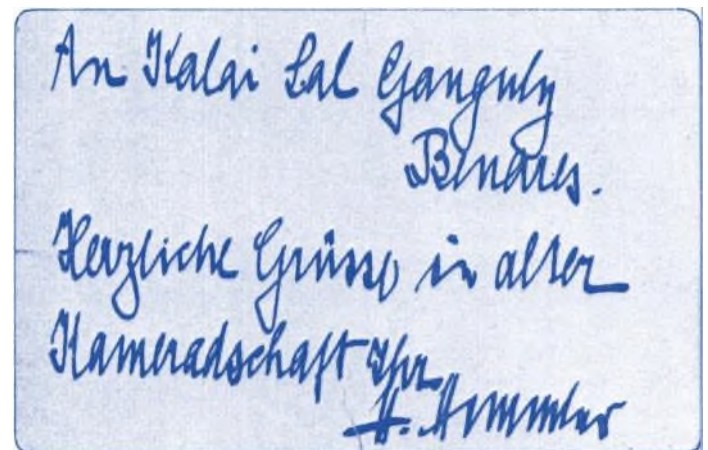
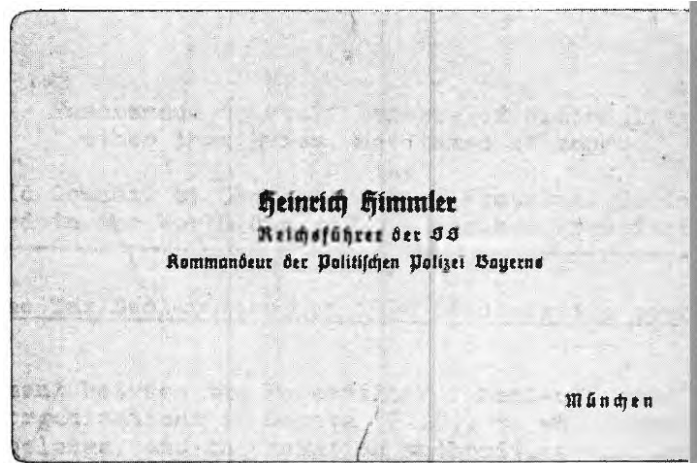
es die Juden nicht aus dem Mutterland zu vertreiben vermöge. Zum Abschied überreichte Himmler dem ausländischen Gast eine Karte mit der Bitte, sie anlässlich des bevorstehenden Indienbesuchs einem Freund Himmlers in Benares zu überbringen. Da Visser 't Hooft kurz danach den betreffenden Professor in Indien nicht finden konnte, ist die Karte heute noch als merkwürdiges Souvenir in seinem Besitz. Ein Jahr nach dieser Begegnung aber musste er aus anderem Anlass an Himmler denken: am 30. Juni 1934 fand das Röhm-Massaker statt, dem auch der katholische Studentenführer Fritz Beck zum Opfer fiel. Jener Fritz Beck, der 1933 das Ettaler Treffen vorbereitet hatte...

Am 1. April 1937 war Visser 't Hooft anlässlich der Evangelischen Woche in Darmstadt, wo die kommunalen Polizeibehörden ein Versammlungsverbot erlassen hatten. Trotzdem fand die Kundgebung – in der Kirche – statt, und Visser 't Hooft war es, der den Prediger Pastor Busch aus Essen hinter dem Rücken der bewachenden Polizisten auf die Kanzel führte. Und 1938 erlebte Visser 't Hooft die «Reichskristallnacht» vom 9. November. «Der Nationalsozialismus hatte die Maske fallenlassen», schrieb er später in seinen Memoiren; doch noch damals, sofort nach seiner Rückkehr nach Genf, verfasste er zusammen mit H.L. Henriod, dem Repräsentanten des Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen, und Adolf Keller von der Europäischen Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen einen Brief an die Kirchen. Darin hiess es unter anderem: «In dem Augenblick, da die schreckliche Verfolgung der jüdischen Bevölkerung Deutschlands einen gewaltigen Höhepunkt erreicht hat, ist es unsere Pflicht, uns daran zu erinnern, dass wir uns als Ökumenische Bewegung gegen den Antisemitismus in jeder seiner Erscheinungsformen ausgesprochen haben.» Kurz vor Kriegsausbruch, im August 1939, trat Visser 't Hooft dann in Genf sein neues Amt als Generalsekretär des «im Aufbau begriffenen Weltrates der Kirchen» an, und nun wurde er zu einem wichtigen Umschlagplatz für Informationen aus dem Kreis der deutschen Opposition, der er seinerseits Informationen kirchlicher Stellen, aber auch solche aus direkten offiziellen Quellen der westlichen Alliierten zukommen liess. Es war ein Kampf gegen die Übermacht, aber getragen von christlicher Hoffnung.

In Deutschland selbst hatte sich der bayerische katholische Politiker Josef Müller, ironisch und liebevoll zugleich allgemein «Ochsensepp» genannt, von allem Anfang an gegen das nationalsozialistische Regime aufgelehnt. In den Vormittagsstunden des 9. Februar 1934 war er von Beamten der von Himmler geschaffenen Bayerischen Politischen Polizei in seinem Münchner Büro am Amiraplatz abgeholt worden. Im Verhör wollte Nazi-Polizeichef Heinrich Müller, der unter dem Namen «Gestapo-Müller» in die Geschichte einging, näheres über die Beziehungen zum vormaligen bayerischen Ministerpräsidenten Heinrich Held wissen. «Sie sind angeklagt wegen eines hochverräterischen Komplotts», wurde am Anfang mitge-

Visser 't Hoofts geheimnisvoller Tischnachbar: Himmlers Grüsse nach Indien.

«Wenn ich denke, dass ich ihn erfunden habe, um die Welt zum Lachen zu bringen», sinnierte Charlie Chaplin in einer «Gringoire»-Karikatur.



teilt; und dann wollte man in Erfahrung bringen, welchen Rat Josef Müller Held gegeben habe, als in dessen Vorzimmer Gauleiter Adolf Wagner, Stabschef Ernst Röhm und Reichsführer-SS Heinrich Himmler ein Ultimatum Hitlers übergeben wollten. «Ich gestehe offen», sagte Josef Müller, «ich habe dem Ministerpräsidenten Held geraten, die drei Herren Wagner, Röhm und Himmler zu verhaften und an die Wand zu stellen.» Kurz nach diesem ehrlichen und unverschämten «Geständnis» wurde Josef Müller freigelassen. Er kämpfte unverdrossen weiter gegen das neuheidnische Regime und stellte sich als Mittelsmann der deutschen Militäropposition zu Papst Pius XII. zur Verfügung, über den Kontakte mit England hergestellt werden sollten. Auch Josef Müller hatte selbst in jener Zeit, da er in Ketten gefesselt die Gestapo-Folter zu erdulden hatte, die Hoffnung nie verlassen, denn ohne sie würde er dies alles nie überstanden haben.

Ohne Hoffnung auf Überleben, aber getragen von der Zuversicht, dass die Tyrannei nicht überdauern könne, ging eine andere Gruppe ans Werk. Im Berliner Lichtspielthea-

LEUR CINQUANTENAIRE



CHÀRLOT. *- *Quand je pense que j'ai inventé ça pour faire rigoler le monde.*

ter «Olympia» wurde Cecil de Milles Film «Das Zeichen des Kreuzes» vorgeführt. Die Vorstellung vom 28. Februar 1935 wurde bedeutungsvoll. Auf den Tag genau zwei Jahre vorher waren durch den Reichspräsidenten die Grundrechte «bis auf weiteres» ausser Kraft gesetzt worden. Diese «Verordnung zum Schutz von Staat und Volk» war unter dem Vorwand des Reichstagsbrandes erlassen worden, und eine Widerstandsgruppe gedachte des Jahrestages auf ihre Art und Weise. Den Kinobesuchern wurde beim Ausgang ein Flugblatt in die Hand gedrückt, auf dem die erstaunten Berliner lesen konnten: «Nero hat Rom angezündet und dann die Christen angeklagt. Er log. Hitler hat den Reichstag angezündet und er klagt die Kommunisten an. Er lügt. – Deutschland erwache.» Wenige Minuten später war die Kripo auf dem Platz, doch die Verteiler waren längst verschwunden. Einer davon war Jacques Bergier, Sohn eines aus Russland emigrierten jüdischen Ehepaares, der sich in Paris niedergelassen hatte. Dort hatte er die Flugblätter drucken lassen und sie eigenhändig nach Berlin gebracht, wo er zusammen mit einer Gruppe der verbote-

nen kommunistischen Partei die Aktion im «Olympia»-Kino organisierte. Er vermochte unbehelligt nach Paris zurückzukehren und seine Widerstandsorganisation dermassen zu aktivieren, dass mindestens 200'000 Hitler-treue Soldaten, Geheimpolizisten, SS-Schergen und Parteifunktionäre seiner Tätigkeit zum Opfer fielen. Bergier selbst aber wurde – allerdings erst später – ebenfalls ein Opfer. Der erlittenen Torturen wegen war seine Gesundheit so sehr angegriffen, dass er nie mehr voll arbeiten konnte.

Ebenfalls ins Jahr 1935 geht die politische Aktivität des griechischen Gelehrten Panajotis Kanellopoulos zurück. Damals hatte er den Lehrstuhl an der Athener Universität aufgegeben, um sich den politischen Gefahren entgegenzustellen. Die Demokratie war in Gefahr. Kanellopoulos erinnert sich: «Im März 1935 gab es einen Militärputsch, es folgten politische Krisen. Ich musste wählen zwischen Lehramt und Politik, denn das Gesetz verbot Universitätsprofessoren die politische Kandidatur. Ich wählte die Politik. Als dann Ministerpräsident Metaxas, zu dem ich bis

her ein recht freundschaftliches Verhältnis hatte, obwohl er etwa 30 Jahre älter war als ich, einen autoritären Kurs steuerte, war ich sein Gegner. Ich veröffentlichte ein Pamphlet, das zu Tausenden verteilt wurde.» Kanellopoulos wurde sofort verhaftet und musste drei Jahre und zehn Monate auf einer kleinen griechischen Insel in Verbannung leben. Das hat seinen Willen nicht gebrochen, und rückblickend erklärt er: «Ich habe nie aufgehört, gegen die Diktatur zu kämpfen – gegen die faschistische Diktatur und gegen jede andere.» Kanellopoulos hat sich nach Kriegsende, als die Freiheit theoretisch obsiegt hatte, nochmals gegen Tyrannei stemmen müssen. Die Demokratie, die bereits Fuss gefasst zu haben schien, versank 1967 erneut in der Diktatur, als Obristen die Macht usurpierten. Widerstandskämpfer wie Kanellopoulos wurden erneut auf den Plan gerufen, und wiederum gingen sie erfüllt von der Hoffnung auf Erfolg ans Werk.

Und schliesslich ein Beispiel aus Frankreich: die Widerstandsarbeit einer jungen Französin, die aus echtem Patriotismus seit 1937 als Sekretärin eines Verlages tätig war, der von Major Georges Loustaunau-Lacau geleitet wurde. Der Offizier war überzeugt, dass ein Krieg in Europa unvermeidlich sei und dass alles getan werden müsse, um Frankreich verteidigungsbereit zu machen. Dieser Kampf richtete sich im Lande selbst gegen links, über die Grenzen hinweg aber gegen jeden möglichen Angreifer. Eine der Publikationen, «L'Ordre National», veröffentlichte in den Jahren 1938 und 1939 detailliert die geheimsten Kommandosachen aus Berlin. Alle wichtigen Befehle, die an die deutschen Land-, See- und Luftstreitkräfte erteilt wurden, konnten im «L'Ordre National» nachgelesen werden. Die Redaktionssekretärin Marie-Madeleine Fourcade erhielt sie regelmässig von einem deutschen Juden namens Bertold Jacob, der einige Jahre vorher in der Schweiz von sich reden gemacht hatte. Unter falschem Vorwand war er von Strassburg nach Basel gelockt worden, von wo er am 9. März 1935 gewaltsam nach Deutschland verschleppt wurde. Am 17. September 1935 stellten die deutschen Behörden dann auf Grund einer massiven schweizerischen Intervention Bertold Jacob wieder über die Schweizer Grenze zurück, von wo er nach der Landesverweisung durch den Bundesrat nach Frankreich ging. Von dort aus war er über Verbindungsleute als Informant von «L'Ordre National» tätig. Marie-Madeleine Fourcade führte den Verlag vom September 1939 an, als Verleger und Redakteur zu den Waffen gerufen worden waren, allein weiter und baute ein schlagkräftiges Widerstandsnetz auf, das bis Kriegsende den deutschen Eindringlingen sehr zu schaffen gemacht hat. Als die Deutschen am 17. Juni 1940 Paris eroberten, drangen sie sogleich in die Redaktionsräume an der Rue de Courty Nr. 1 ein und wollten von der Hausmeisterin wissen, ob sie einen gewissen Bertold Jacob kenne und wo sich Major Loustaunau-Lacau und Marie-Madeleine Fourcade befänden...

Auch heute ist Marie-Madeleine Fourcade im Kampf für die Freiheit und gegen die Gefahr eines Wiederaufer-

stehens des Totalitarismus engagiert. Hat sich ihr damaliger Einsatz gelohnt? Lohnt sich ihr heutiger?

Diese Frage sei nicht nur an Marie-Madeleine Fourcade, sondern an etwa zwanzig Persönlichkeiten gestellt, die in prominenter Position Widerstand geleistet und das Glück hatten, mit dem Leben davongekommen zu sein. Damals waren ihre Meinungen über den Spanischen Bürgerkrieg geteilt, das Münchner Abkommen wurde unterschiedlich bewertet, der Molotow-Ribbentrop-Pakt war für viele schwer verständlich, und selbst das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 stiess nicht überall auf politische Zustimmung. Heute nun, über vierzig Jahre nach Kriegsausbruch, kennt man viele Zusammenhänge besser, so dass es wertvoll sein mag, von diesen Leuten zu erfahren, wie sie im Nachhinein ihre Tätigkeit beurteilen.

Welches war damals ihre persönliche Motivation, und was ist von jenem Feuer, das sie beseelt hatte, übriggeblieben? Vor allem aber: Welche Lehren würden sie aus der eigenen Erfahrung heraus der heutigen Generation mit auf den Weg geben?

Etwa zwanzig Persönlichkeiten, die sich unter Einsatz ihres Lebens gegen den Totalitarismus im allgemeinen und den Nationalsozialismus und Faschismus im besonderen zur Wehr gesetzt hatten, sind befragt worden. Offiziere und Antimilitaristen, Kommunisten und Konservative, Frauen und Männer, Leute aus allen möglichen sozialen Schichten; Deutsche, Engländer, Franzosen, Griechen, Holländer, Jugoslawen, Österreicher und Russen.

Die deutsche Jugend: mit Nationalismus und Hurratriotismus genährt, als künftiges Kanonenfutter gehätschelt. Auch bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin herrschten die Uniformen vor, um selbst den Uneinsichtigsten klarzumachen, wohin Europa unter Hitlers Führung steuerte.



Auch die Kirchen erkannten die Gefahr relativ spät. Als Wehrkreispfarrer Ludwig Müller (links im Bild) zum «Bevollmächtigten des Reichskanzlers in Angelegenheiten der evangelischen Kirche» und Pfarrer Joachim Hossenfelder (Bildmitte) zum «Führer und Reichsleiter der Glaubensbewegung Deutsche Christen» wurden, war es schon zu spät.



Die Reichstagung der «Deutschen Christen» im Berliner Sportpalast 1934 hatte viel mit Politik und wenig mit Kirche und Christentum zu tun.





Auch im Ausland fand Hitlers Führerschaft zunächst Zustimmung. Mussolini ernannte seinen «Kollegen» 1934 zum «Ehrenkorporal der Faschistischen Miliz». Die Ehrenurkunde lobte in Hitler den «Führer des Deutschen Volkes», den Wiederhersteller der «bürgerlichen, sozialen und politischen Ordnung in Deutschland» und den «Vertreter und Hüter der europäischen Kultur».



Aus der Geistesverwandtschaft der beiden Diktatoren erwuchs die Achse Berlin-Rom, und die beiden Außenminister Galeazzo Ciano (links) und Joachim von Ribbentrop (rechts) stimmten ihre Außenpolitik ab.

Der ersten Expansion fiel Österreich 1938 zum Opfer. Während sich Hitler vom Anschluss-Kanzler Seyss-Inquart verabschiedet (rechts), versinnbildlicht der österreichische General Kraus (Bildmitte) die Vergangenheit.



Mit diesen Stimmzetteln sollten die Österreicher den Untergang ihrer Heimat besiegeln, und die verschiedene Größe der Kreise dokumentierte, was die neue Führung erwartete.



So wie hier auf dem Kölner Bahnhofplatz (Bild Seite 41) jubelte das «gleichgeschaltete» deutsche Volk seinem Führer zu.







Im April 1938 wurde Georges Bonnet französischer Außenminister, kurz danach empfing er Ribbentrop am Pariser Quai d'Orsay. Man sprach von einem «weiteren Schritt zur Bereinigung der internationalen Atmosphäre».



Der britische Premierminister Neville Chamberlain trieb seine «Apeasement-Politik» auf die Spitze. Kaum war er mit Hitler in Berchtesgaden zusammengetroffen, «wallfahrtete» er im September 1938 zu ihm nach Godesberg (Bild links).

«München» bildete dann den Höhepunkt und Chamberlain glaubte im Vertrauen auf das mit Hitler unterfertigte Dokument (Bild rechts) an den «Frieden für unsere Zeit».



We, the German Führer and Chancellor and the British Prime Minister, have had a further meeting today and are agreed in recognising that the question of Anglo-German relations is of the first importance for the two countries and for Europe.

We regard the agreement signed last night and the Anglo-German Naval Agreement as symbolic of the desire of our two peoples never to go to war with one another again.

We are resolved that the method of consultation shall be the method adopted to deal with any other questions that may concern our two countries, and we are determined to continue our efforts to remove possible sources of difference and thus to contribute to assure the peace of Europe.

H. Hitler

Neville Chamberlain

September 30, 1938 *T*

Die bereits vorbereitete Karte mit der Abtretung des Sudetenlandes wurde nach der Münchener Konferenz ins Auto verladen, in dem auch schon General Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Platz genommen hatte. Nun trat die Armee in Aktion und versetzte der Tschechoslowakei den Todesstoß. Mit einer Pseudo-Todesanzeige begann in der Tschechoslowakei der aktive Widerstand.



Schmerzerfüllt geben die Unterzeichneten die tieftraurige Nachricht von dem endgültigen Dahnscheiden ihres geliebten Kindes, der

Tschechoslowakei

Dieselbe verschied am Samstag, den 1. Oktober 1938 nach langem, qualvollen Leiden, an einer Blinddarmpoperation, versehen mit den salbungsvollen Reden ihrer Minister, ergeben in den Werten des Führers, im 20. Lebensjahre.

Die feierliche Beisetzung findet in der Zeit

vom 1. bis 10. Oktober 1938

durch die deutsche Wehrmacht statt.

Die feierliche Seelenmesse findet am 28. Oktober 1938 statt

Gent, am 1. Oktober 1938.

Um stilles Beileid bitten:

Gottwald, Dimitroff, Syrový, Der Völkerbund, Litwinow-Finkelstein (Stalin),
Pflegeeltern, Eltern, Onkel.

Beerdigungsanstalt Benesch-Jakob & Co, vorm. Masaryk



Über den «Grossdeutschen Rundfunk und alle tschechischen Sender» verlas Reichsaussenminister Ribbentrop (Bild unten) den Erlass über das «Reichsprotektorat Böhmen und Mähren».

Hitler brauchte einen freien Rücken im Osten. Am 23. August 1939 unterzeichnete Molotow den Freundschaftsvertrag unter dem Lächeln von Stalin und Ribbentrop (Bild ganz unten).





Hitler war international ein vollwertiger politischer Partner geworden, obwohl man in jeder Buchhandlung nachlesen konnte, was wirklich beabsichtigt war.

Getrennt marschieren...

**Im Widerstand vereint:
Christen und Kommunisten, Konservative und Sozialisten**

Widerstandskämpfer sind nicht unbedingt bereits als Helden auf die Welt gekommen. Entweder kamen sie mehr oder weniger zufällig mit einem Kreis von Menschen in Kontakt, die ihrerseits aus rassischen oder ideologischen Gründen Widerstand zu leisten bereit waren, oder aber sie gerieten mit dem herrschenden Regime erst in Gegensatz, als eigene Interessen materieller oder ideeller Art tangiert wurden. Das einzige, was sie einte, war die Ablehnung des Totalitarismus; doch die Motivation, die sie dazu trieb, war höchst unterschiedlich.

Frankreichs Widerstand aus Patriotismus und Internationalismus

Marie-Madeleine Fourcade kam von einem ganz besonderen Milieu her. Tochter einer Argentinierin und eines französischen Vaters, der für die Handelsmarine die Weltmeere bereiste, kam sie mit nur vier Jahren nach Schanghai, wo sie über den Ersten Weltkrieg hinweg die Jugend verbrachte. «Verzweifelt über das, was in Europa geschah, nahmen wir an allem Anteil», erinnert sie sich heute noch. «Wir wurden in unglaublich patriotischer Atmosphäre erzogen. Die französische Trikolore war für uns etwas Wunderbares. Kurz vor dem Waffenstillstand kehrten wir mit dem Schiff ‚La Lorraine‘ nach Frankreich zurück, stets in Gefahr, von einem U-Boot angegriffen zu werden. Das war unsere Welt.» Mit 18 Jahren heiratete sie dann einen französischen Offizier, der in Marokko eingesetzt war. Auch der Mann ihrer Schwester war Offizier, und das war der



Marie-Madeleine Fourcade: Aus überzeugtem Patriotismus wurde sie Widerstandskämpferin und als solche zu einem gefürchteten Feind der deutschen Besatzungstruppen in Frankreich.

Kreis, in dem sie verkehrte und in dem sie Major Loustaunau-Lacau kennenlernte. «Als er mich das erste Mal sah, sagte er: «Sie armes Mädchen, was machen denn Sie beim Radio? Kümmern Sie sich doch um Ernsthafteres. Frankreich ist in Gefahr». Zu jenem Zeitpunkt, es war im Jahre 1936, arbeitete sie unter dem Namen Claire de Villeneuve und Marie Bagueville, beides Namen aus der Familie ihres Vaters, beim Radio, dem «Poste Parisien», und wirkte in der Sendung «La demi-heure de la femme» mit, die von der berühmten Schriftstellerin Sidonie-Gabrielle Colette betreut wurde. «Es waren ganz unpolitische Sendungen, ich hatte Platten zu präsentieren, aber schliesslich muss man ja von etwas leben», sagt sie halb wehmütig, denn wegen dem, was sie «chronische Undisziplin» nennt, war sie gegen den Willen der Mutter, die ihr deswegen die finanziellen Mittel versagte, zum Journalismus gekommen.

Nun aber begann sie die Welt des Majors Loustaunau-Lacau zu interessieren, der sie davon zu überzeugen vermochte, dass die französische Armee wegen der Infiltration der Kommunisten am Zerfallen sei. Er sehe seine Lebensaufgabe, so sagte er ihr damals, darin, diese kommunistischen Zellen in der Armee zu zerstören. Marie-Madeleine Fourcade war begeistert: «Meine Motivation war die einer Reaktion. Sie war nicht wirklich politisch, denn Politik mochte ich nicht. Es war vielmehr die Motivation, die von weit her kam, aus einem echten Patriotismus heraus.» Ob sie denn damals ganz rechts gestanden sei? «Ob links oder rechts, ich hasse diese Einteilung. Natürlich hatte ich das Gefühl, die Kommunisten spielten eine unheilvolle Rolle in der Armee und in der Rüstungspolitik, die uns ja auf den Krieg hätte vorbereiten müssen. Ich war also – das ist richtig – von einem echten antikommunistischen Gefühl beseelt.» Es kam dann anders. Marie-Madeleine Fourcade setzte ihr Leben nicht im Kampf gegen den Kommunismus, sondern gegen den Nationalsozialismus und den deutschen Okkupanten aufs Spiel: «Während meiner Aktion sagte ich mir: Es gibt eine einzige Gefahr, den Nationalsozialismus; gegen ihn muss man kämpfen, seine Repräsentanten vertreiben. Leute, die uns darin unterstützen wollten, waren willkommen, ohne Diskriminierung. In meinem Netz gab es keine Politik. Wir politisierten nie, sondern diskutierten nur darüber, wie die ‚Boches‘ am besten vejagt werden könnten. Und das während fünf Jahren!»

Von einer ganz anderen Seite kam ihr Landsmann Roger Garaudy: «Ich war eigentlich schon immer Kommunist. 1933, im Alter von 20 Jahren, trat ich in die Partei ein. Das war die Zeit, da die amerikanische Krise sich allmählich in Frankreich auszuwirken begann. Und es war die Zeit, da in Deutschland Hitler an die Macht kam. Wenn ich also damals Stalinist geworden bin, weiss ich genau warum, und ich glaube, ich würde heute wieder den gleichen Weg gehen.» Garaudy und seine Freunde sahen alles, was sich in der Sowjetunion abspielte, in den rosigen Farben. In Amerika jedoch, in Frankreich und in ganz Europa

herrschte Krise; in Deutschland war Hitler und in Italien Mussolini an der Macht: «So sind wir eben Manichäer geworden, die auf der einen Seite alles Gute, auf der anderen Seite alles Schlechte sehen. So wird man Stalinist. Ich bin es auf jeden Fall so geworden. Das war meine hauptsächlichste Motivation.»

Roger Garaudy wirkte dann während des Spanischen Bürgerkrieges als Verbindungsmann, um Freunde über die Pyrenäen zu bringen. Als später sein normaler Militärdienst zu Ende war, brach der Krieg aus: «Ich muss sagen, dass ich sogar gerne einrückte. Ich machte den Krieg mit Freude und strengte mich als Soldat sogar sehr an. Es ist schändlich, dies zu sagen, aber es war so. Ich ging immer als Freiwilliger hinter die deutschen Linien, um unsere Verwundeten zu betreuen, und kehrte dann am frühen Morgen wieder zurück. Auch wenn ich eigentlich immer Pazifist war, so war ich zu jenem Zeitpunkt doch sehr für den Krieg motiviert, denn es war ein Krieg gegen Hitler.» So drängt sich die Frage auf, ob es denn kein Kampf für Frankreich gewesen sei. Garaudys Antwort ist klar: «Frankreich war Reynaud und Daladier, und deren Soldat wollte ich nicht sein. Ich fühlte mich ganz und gar als Anti-Hitler-Soldat.»

Paul Reynaud, der als französischer Ministerpräsident in der Nacht vom 16. auf den 17. Juni 1940 demissionierte, sieht das allerdings anders: «Ich trat zurück, weil der Präsident der Republik mir nicht erlauben wollte, eine Regierung von Widerstandsleuten zu bilden. In Anbetracht des Umstandes, dass in meinem Kabinett Männer waren, an deren Spitze ein Marschall Pétain stand und die den Waffenstillstand forderten, gegen den ich entschieden opponierte, ersuchte ich den Präsidenten der Republik, Albert Lebrun, mir die Bildung einer Widerstandsregierung zu gestatten. Er akzeptierte dies nicht und rief, wie es üblich war, die Präsidenten der beiden Kammern, Jeanneney als Präsident des Senats und Herriot als Präsident der Nationalversamm-



Jacques Delmas wollte eigentlich ein ganz «normales Leben» führen. In Ablehnung der französischen Niederlage wurde er Widerstandskämpfer und legte sich den Namen «Chaban» zu.

lung, zu sich. Beide sprachen sich zu meinen Gunsten aus und ersuchten Albert Lebrun, mir die Vollmacht zur Schaffung einer solchen Widerstandsregierung zu übertragen. Der Präsident weigerte sich. Unter diesen Umständen verliess ich die Regierung, und für meine Opposition gegen den Waffenstillstand verbrachte ich vier Jahre und acht Monate im Gefängnis und wurde durch den», wie Reynaud zynisch anfügte, «ehrenwerten Herrn Hitler persönlich zum Tode verurteilt.»

Interessant ist jedoch, um auf Roger Garaudy zurückzukommen, dessen politische Zielsetzung jener kritischen Monate: «Nach der Niederlage Hitlers wollten wir ein sozialistisches Frankreich schaffen. Das war für uns klar. Das



Frankreichs Ministerpräsident Paul Reynaud (hier im Juni 1940 mit Winston Churchill in Paris) wollte nicht kapitulieren. Er bezahlte seinen Widerstand mit Konzentrationslagerhaft.

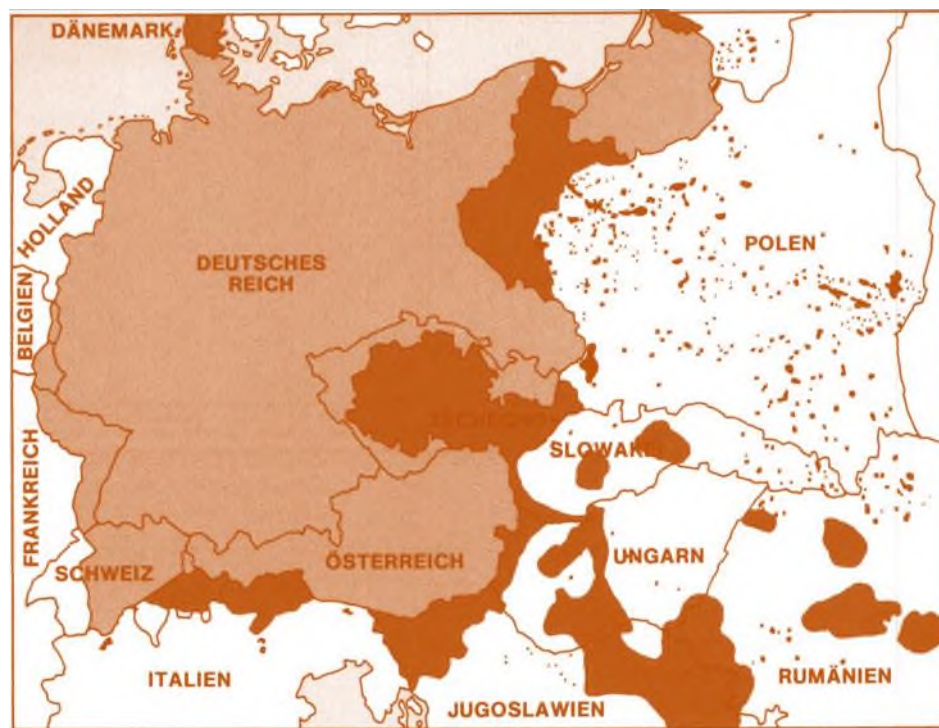
So begründeten die NS-Ideologen bereits Mitte der dreissiger Jahre die schon damals geplante Unterwerfung Europas. Angeblich bestand der Grossteil des Kontinents schon seit Jahrhunderten aus nationaldeutschem Kultur- und Sprachraum, den es in einem Kriegszug zurückzuerobern galt. Der «deutsche Sprachraum» als Vorwand einer späteren endgültigen Einbeziehung in das «Dritte Reich». Originalreproduktion eines Lehrmittels deutscher Oberschulen. Verlag Kurtius, Berlin, 1934.



konnte dann zwar nicht verwirklicht werden, aber es war eine Hoffnung, die uns beseelte. Deshalb zog ich so fröhlich in den Krieg.» Roger Garaudy ist überzeugt, dass der ursprüngliche Widerstand nur aus den kommunistischen Reihen gekommen war. «Vielleicht», so schränkt er ein, «gab es noch vereinzelte Kämpfer von ausserhalb, aber die waren nicht zahlreich. Nehmen Sie als Beispiel die politische Zusammensetzung jener Leute, die mit mir im Lager waren.» Roger Garaudy war in nordafrikanischen Lagern, zuerst in Djelfa, im algerischen Territorium von Ghardaja, und dann im Lager Bossuet in der Oranie, im Gebiet des saharischen Atlas. «In meinem Lager waren», so erinnert sich Roger Garaudy, «496 Kommunisten, ein Jude (nämlich Bernard Lecache, Präsident der Internationalen Liga gegen den Antisemitismus), zwei Anarchisten (nämlich Robert Louzon und Le Guen, Direktor der «Révolution prolétarienne» und Direktor des «Libertaire»; einer der beiden wurde später von Laval befreit, der andere durch den Faschisten Marcel Déat, in dessen Kabinett sie dann eingetreten sind, um die ehemaligen Lagerkameraden als Stalinisten zu denunzieren) und schliesslich noch ein Priester. Nur vier der insgesamt 500 Häftlinge waren also keine Kommunisten. Unter den nicht-kommunistischen Widerstandsleuten war zweifellos Chaban-Delmas einer der ersten.» Nachdem die Amerikaner Anfang November 1942 in Algier und Casablanca gelandet waren, mussten diese Häftlinge noch ein halbes Jahr im Lager unter amerikanischer Flagge ausharren, bis sie Ende April/Anfang Mai 1943 freigelassen wurden.

Völlig anders motiviert waren zwei andere Widerstandskämpfer, die beide in Frankreich im Einsatz waren:

waren: Der ehemalige russische Emigrant Jacques Bergier verbiss sich in den Kampf gegen die Nationalsozialisten und machte sich keinerlei Gedanken darüber, was nach dem Krieg werden würde, und der französische St.-Cyr-Schüler Jacques Delmas, der sich im Widerstand den Namen Chaban-Delmas zulegte und der heute Präsident des französischen Parlaments ist, war – wie er wörtlich gestand – ein apolitischer Mann: «In Saint-Cyr gehörte ich zu den Reserveoffizieren. Ich wollte keineswegs Berufsoffizier werden, sondern ich leistete Militärdienst wie jeder andere. Da ich im normalen Dienst ‚Klassenerster‘ war, am Anfang und am Schluss, konnte ich in Saint-Cyr eintreten. Politisch aber kam ich von nirgendwo. Bis 1946 hatte ich weder eine rechtsstehende noch eine linksorientierte Idee. Ich war kein politischer Partisan. Zweifellos trug ich schon damals Tendenzen in mir, die sich nicht geändert haben, denn man ändert sich ja nie in der Tiefe, ausser man sei ein Politiker, der einmal rechts und einmal links zieht. Ich aber war nichts anderes als ein junger Franzose.» Die Erklärung dessen, was er damit meint, findet man in seiner frühesten Jugend, als er zusammen mit einem gleichaltrigen kleinen Mädchen lesen lernte, indem er Buchstabe um Buchstabe und Silbe um Silbe aus Legenden unter Bildern zusammentrug und zu entziffern versuchte. Es waren Bilder aus dem sogenannten Grossen Krieg, dem Ersten Weltkrieg, bei dessen Ende Jacques Delmas dreieinhalb Jahre alt war: «Mein Leben war von diesem Ereignis geprägt. Für mich ist Frankreich die Mutter, und die lässt man nicht beschmutzen. Man lässt sie nicht in Sklaverei verkommen.» Das war die Motivation, die zum Tragen kam, als im Juni 1940 Frankreichs Niederlage besiegelt war: «Als diese Niederlage auf uns zu kam, wehrte ich mich dagegen. Ich



«Volksboden» und «Deutschtum», mit diesen Begriffen bereitete die NS-Propaganda das Volk auf den bevorstehenden Krieg vor. Karte aus: Gehl-Worbs, «Geschichte für Mittelschulen», Heft 5, Verlag F. Hirt, Breslau.



hatte mir überhaupt keine Fragen zu stellen. Die Niederlage war ganz einfach unannehmbar. Viele andere kämpften dagegen, ich musste mich ihnen anschliessen. Wir brauchten den Sieg, um unsere Heimat zu befreien, und so habe ich die Freiheit gefunden. In meinem Fall gibt es keine intellektuellen Hintergründe, das kam einfach von innen heraus, es war instinktiv, fast animalisch. Dann war ich dermassen engagiert, dass ich mir keine grossen Gedanken über die Zukunft machte. Auch wenn ich damals nicht allzuviel Angst hatte, so hatte ich ganz einfach keine Zeit, mir Fragen zu stellen, und überdies wartete der Tod an jeder Strassenecke. Ich machte Krieg, Krieg und nochmals Krieg. Ich wollte so viele Feinde wie möglich zerstören, zu ihrer Niederlage und zur Wiederauferstehung Frankreichs beitragen. Einem freien, unabhängigen und, wie ich hoffte, grosszügigen Frankreich.»

Widerstand mit Kopf und Herz, mit Waffen und Worten, mit Bomben und Propaganda

Jacques Bergier, Sohn eines jüdischen Emigranten aus der ukrainischen Stadt Odessa, ging ebenfalls nicht mit einer politischen Zielsetzung ans Werk: «Ich habe nie positiv für den Kommunismus oder den Marxismus gekämpft.» Bergier war auch in keiner politischen Organisation beheimatet und handelte stets aus rein privater Initiative. Er erinnert sich noch, wie ihn jemand einmal gefragt hatte, was er unternehme, wenn es zu einer gewaltsamen Auseinandersetzung komme, und mit etwas maliziösem Lächeln gibt er die Antwort, die er damals schon gegeben hatte und die er auch heute noch richtig findet: «Ich sagte: Das ist doch einfach, in einer solchen Situation gehe ich in die Berge

und organisiere Partisanen. Als dann mein Gesprächspartner wissen wollte, an welche Art von Partisanen ich denke und für wen diese kämpfen sollten, hielt ich entgegen: Zuerst geht man in die Berge, dann organisiert man die Partisanen und dann sieht man, für wen ...»

Man wird vielleicht einwenden, dass dies die typische Antwort eines politisch entwurzelten Flüchtlings sei, doch würde man mit einer solchen Interpretation Jacques Bergier Unrecht tun. Jacques Bergier ist nach seinen eigenen Worten «ein Sympathisant des kommunistischen Regimes der Sowjetunion», obwohl er nie Parteimitglied war. Auf den Vorhalt, dass eine solche Haltung für einen Emigranten eigentlich widersprüchlich klinge, sagt er: «Das Ganze ist eine Frage der Generationen. Meine Eltern waren rechtsstehende Leute, die deshalb Russland verliessen, als die Oktoberrevolution die Kommunisten an die Macht brachte. Ich wurde – nicht zuletzt aus Opposition zu meinen Eltern – das Gegenteil und wandte mich dem neuen Regime zu, obgleich ich in Frankreich lebte. Als ich dann 18 Jahre alt war, es war im Jahre 1930, standen für mich zwei Dinge fest: Deutschland bereitete seine Revanche vor und bildete teilweise seine Armee in der Sowjetunion aus, und zweitens unterhielt die italienische faschistische Regierung, die in meinen Augen eine verbrecherische war, in Frankreich regelrechte Mörderbanden. Dagegen wollte ich kämpfen. Da ich aber nicht einen Augenblick daran gedacht hatte, diesen Kampf überleben zu können, war es mir auch gleichgültig, was nachher sein würde. Ein eigentliches positives Ziel hatte ich also nicht vor Augen.»

Sehr unterschiedlich, ja gegensätzlich war die Grundeinstellung der verschiedenen anti-nationalsozialistischen

Österreicher. Der heutige Bundeskanzler Bruno Kreisky, der aus bürgerlicher Familie stammt, war als Sozialist in Gegensatz zum austrofaschistischen und nachher zum nationalsozialistischen Regime geraten: «Ich war allmählich zum Sozialismus herangeführt worden und habe dann in der sozialistischen Arbeiterjugend sehr aktiv gearbeitet. Als 1934 die Partei verboten wurde, habe ich zu den Leuten gehört, die die ‚Revolutionären Sozialisten neu begründeten. Es war die Jugend. Den Namen ‚Sozialdemokratie‘ im Untergrund zu behalten, hatte keinen Sinn, denn wir sagten uns: Demokratie haben wir ja keine und ‚Sozialdemokratie‘ bedeutet für uns eine Zielvorstellung – das Ziel nämlich, eine soziale Demokratie zu verwirklichen. Wir waren überzeugt, dass wir dazu aber nur durch einen revolutionären Prozess gelangen konnten, deshalb also die ‚revolutionären Sozialisten‘, einen Namen den wir während des ganzen Untergrundes beibehalten hatten. Als dann die Partei nach dem Krieg neu gegründet wurde, nannten wir sie im Untertitel ‚sozialdemokratische und revolutionäre Sozialisten‘. Das war dann eben die Vereinigung der alten Sozialdemokraten mit den Revolutionären.»

Österreichs Organisationen der dreissiger Jahre

Heimwehr

Nach dem Ersten Weltkrieg in Kärnten und in der Steiermark errichtete freiwillige Selbstschutzverbände zur Sicherung der Grenzen. Seit Ende der zwanziger Jahre wurde die Heimkehr unter Führung von Ernst Rüdiger von Starhemberg zu einer antimarxistischen, aber auch antiparlamentarischen Kampfgruppe im Dienste des autoritären Flügels der Christlichsozialen. Auch faschistische Ideen fanden Eingang. Im Oktober 1936 wie alle übrigen Wehrverbände aufgelöst.

Ernst Rüdiger von Starhemberg (geboren 1899, gestorben 1956) war im Ersten Weltkrieg Kavallerieoffizier, dann Mitglied des Freikorps Oberland in Oberschlesien und Teilnehmer am Hitler-Putsch von 1923. 1930 Bundesführer der Heimwehr, von Mai 1934 bis Mai 1936 Vizekanzler Österreichs, nach der Ermordung von Bundeskanzler Dollfuss (25. Juli 1934) Führer der Vaterländischen Front. Trat für enge Anlehnung Österreichs an das faschistische Italien ein und wollte in Österreich die Restauration der Habsburger durchsetzen. Er wurde 1936 von Schuschnigg gestürzt.

Vaterländische Front:

Sie wurde von Bundeskanzler Engelbert Dollfuss am 21. Mai 1933 als Zusammenfassung aller staatstragenden Kräfte gegründet. Nach der Ausschaltung der Sozialdemokratie wurde sie 1934 zum alleinigen «Träger der staatspolitischen Willensbildung». Sie wurde beim Anschluss Österreichs an das Dritte Reich im März 1938 aufgelöst.

Anton Benya, heute als Präsident des Österreichischen Gewerkschaftsbundes einer der mächtigsten Männer seines Landes, war ganz einfach aus seinem persönlichen Milieu heraus motiviert: «Seit meiner Lehrzeit war ich in der Gewerkschaftsbewegung tätig, anfangs natürlich in der Gewerkschaftsjugend. Ich habe die Streikaktionen von 1927 erlebt, und ich erlebte auch die grosse Arbeitslosigkeit. 500'000 bis 600'000 Menschen fanden keine Arbeit, das war mehr als ein Drittel aller Beschäftigten, und etwa die Hälfte aller Arbeitslosen erhielt keine Unterstützung mehr. So waren wir jungen Leute bestrebt, auf demokratische Weise die Lage zu ändern und dafür zu sorgen, dass den Menschen das Recht auf Arbeit zugestanden werde.» Aus diesen Worten Benyas klingt ein soziales Engagement. Die direkte Verbindung zwischen Gewerkschaften und Sozialistischer Partei Österreichs lieferte natürlich auch rein politische Beweggründe für den Widerstand gegen den Totalitarismus, der nach Auffassung Benyas und seiner Genossen zuerst in Form des Austrofaschismus und dann in Form des deutschen Nationalsozialismus in Erscheinung trat. Die Ablehnung von Hitlers Weltanschauung ergab sich für Benya aber auch aus einer ganz einfachen Überlegung heraus, die wiederum mit seiner gewerkschaftlichen Gesinnung zusammenhing: «Die Schwerindustrie Österreichs war in jenen Jahren weitgehend in den Händen des deutschen Ruhrkapitals. Unsere Hochöfen wurden stillgelegt, wenn die Wirtschaftslage in Deutschland dies erheischte. Unser politisches Programm der Vergesellschaftlichung zielte auf Sicherung des Arbeitsplatzes und war eigentlich nur als Notlösung gedacht. Zudem wollten wir auf diese Weise verhindern, dass in der österreichischen Schwerindustrie militante faschistische Organisationen genährt werden. Auf jeden Fall ist die Heimwehr aus der ‚Alpine‘ hervorgegangen, und auch die nationalsozialistischen Organisationen traten auf diesem Wege auf. Arbeit konnte in diesen Betrieben nur bekommen, wer Mitglied einer dieser Organisationen war.»

Ebenfalls aus der Gewerkschaftsbewegung heraus war Karl Gruber, der spätere österreichische Aussenminister, gekommen. Seine Mutter war Funktionärin der Tiroler Landesleitung der Sozialistischen Partei Österreichs, ihr Sohn Führer der «Roten Falken». Nach Abschluss des Ingenieurstudiums trat er in die Postverwaltung ein und gehörte dort den freien Gewerkschaften an. Bald aber wechselte er ins christlichsoziale Lager über und trat einer Studentenkorporation bei. Diesen Kurswechsel erklärt Karl Gruber mit dem Worten: «Ein Teil der freien, das heisst sozialistischen Gewerkschaften hatte sich selbst aufgelöst. Einer ihrer Führer bekam dann Streit mit seiner sozialistischen Partei, trat der christlichen Postgewerkschaft bei und nahm uns eben einfach mit. Diese Postgewerkschaft war zwar mit der Regierung Dollfuss/ Schuschnigg verbunden, aber nicht vollauf integriert, und sie vertrat die Interessen der Postbeamten ehrlich. Ich war von allem Anfang an ge-

Die Konferenz von München – ein fauler Friede

Im März 1938 war Österreich dem nationalsozialistischen Deutschland einverleibt worden. Nun kam die Tschechoslowakei ins Schussfeld. Die Sudetendeutsche Partei des Nationalsozialisten Konrad Henlein vermochte in der Mehrzahl der sudetendeutschen Gemeinden anlässlich der Kommunalwahlen über 90 Prozent der Stimmen auf sich zu vereinen. Am 20. Mai kam es zu Grenzzwischenfällen. Die Spannungen zwischen den Sudetendeutschen und den Tschechen einerseits und dem Deutschen Reich und der Tschechoslowakei andererseits liessen stündlich den Ausbruch des Krieges befürchten.

Am 26. September 1938 wettete Hitler im Berliner Sportpalast: «Ich habe Waffenlosigkeit angeboten, solange es ging. Nachdem man das aber ablehnte, habe ich dann allerdings keinen halben Entschluss mehr gefasst. Ich bin Nationalsozialist und alter deutscher Frontsoldat. Wenn sie die Welt ohne Waffen nicht wollen, gut: dann deutsches Volk trage auch Du jetzt Deine Waffe.»

Und dann operierte Hitler mit einem Versprechen, das im Grunde genommen seine ganze Falschheit demaskierte, gleichzeitig aber als massive Drohung gedacht war: «Und nun steht vor uns das letzte Problem, das gelöst werden muss und gelöst werden wird. Es ist die letzte territoriale Forderung, die ich Europa zu stellen habe, aber es ist die Forderung, von der ich nicht abgehe, und die ich, so Gott will, erfüllen werde.» Das war die offene Kampfansage an die Tschechoslowakei. Gleichzeitig gab er bekannt, der britischen Regierung in einem Memorandum den «letzten und endgültigen deutschen Vorschlag» unterbreitet zu haben. Und Hitler wusste um die Schwäche des damaligen britischen Premierministers, weshalb er schmeichlerisch anfügte: «Ich bin Herrn Chamberlain dankbar für alle seine Bemühungen. Ich habe ihm versichert, dass das deutsche Volk nichts anderes will als Frieden.»

So kam es auf Suggestion des französischen Außenministeriums im britischen Foreign Office hin, auf An-

regung Londons in Rom und auf Vermittlung Mussolinis bei Hitler zur Viererkonferenz vom 29. und 30. September 1938 in München. Der deutsche Reichskanzler Adolf Hitler, der italienische Regierungschef und Duce Benito Mussolini, der konservative britische Premierminister Neville Chamberlain und der französische Ministerpräsident Edouard Daladier, als Radikalsozialist links von der Mitte angesiedelt, unterzeichneten abschliessend ein Abkommen, in dem es unter anderem wörtlich hiess: «Deutschland, das Vereinigte Königreich von Grossbritannien, Frankreich und Italien sind unter Berücksichtigung des Abkommens, das hinsichtlich der Abtretung des sudetendeutschen Gebietes bereits grundsätzlich erzielt wurde, über folgende Bedingungen und Modalitäten dieser Abtretung und über die danach zu ergreifenden Massnahmen übereingekommen und erklären sich durch dieses Abkommen einzeln verantwortlich für die zur Sicherung seiner Erfüllung notwendigen Schritte:

Paragraph 1.: Die Räumung beginnt am 1. Oktober 1938.

Paragraph 2.: Das Vereinigte Königreich von Grossbritannien, Frankreich und Italien vereinbaren, dass die Räumung des Gebietes bis zum 10. Oktober vollzogen wird...

Paragraph 4.: Die etappenweise Besetzung des vorwiegend deutschen Gebietes durch deutsche Truppen beginnt am 1. Oktober...»

Vier Grossmächte haben über das Schicksal eines kleinen Landes verfügt, und dabei haben die beiden Westmächte nicht einmal erkannt, dass Hitler sie ganz einfach als Instrument für seine Machträume missbraucht und in ihrem Friedenswillen zum Narren gehalten hat. Neville Chamberlain kehrte mit dem illusionsreichen Versprechen an sein Volk nach London zurück: «Peace for our time!» – «Friede für unsere Zeit.»

gen die Nazis, doch fehlte mir die Organisation, in der ich demgemäss handeln konnte. Die katholischen Studenten waren neben den Sozialisten die einzigen, die im Untergrund gegen die Nationalsozialisten wirkten. Deshalb wurde ich Mitglied der Studentenkorporation. Nicht die Ideologie des CV zog mich an, aber es imponierte mir, dass dessen Mitglieder bereit waren, für die Verteidigung der Heimat auf die Barrikaden zu steigen.»

Friedrich Bock, zuerst Funktionär und seit 1935 Bundeswerbeleiter der «Vaterländischen Front» Schuschniggs, kam – nach heutigem Schema – von rechts. Als Adolf Hitler im März 1938 Österreich annektierte, wurde er verhaftet und ins Konzentrationslager Dachau überstellt. Bock war das, was man heute leichtfertig «Austrofaschist»

nennt, und wurde als Naziverfolgter Widerstandskämpfer. Worum ging es ihm? «Es ging mir», so sagt er im persönlichen Gespräch, «zunächst um die Verteidigung der Freiheit gegen die Nazi-Diktatur, gleichzeitig aber um die Erhaltung und nach 1938 um die Wiederherstellung Österreichs.»

Gruber und Bock trafen sich nach Kriegsende in derselben Partei: der Österreichischen Volkspartei, an deren Spitze Bundeskanzler Leopold Figl, ein ehemaliger Konzentrationslagerhäftling von Mauthausen, stand. Besonders der Vergleich zwischen Bock und Gruber ist interessant und reizt zu einer heiklen Frage an Friedrich Bock: Hat nicht die katholische Kirche mit ihren ständestaatlichen Ideen eines Leo XIII. («Rerum novarum») und der

Nachfolge-Enzyklika «Quadragesimo anno» wesentlich zur Schaffung des autoritären Staates, wie ihn Dollfuss und Schuschnigg praktiziert hatten, beigetragen und damit die Katholiken teilweise für den Totalitarismus anfällig gemacht? Dazu Friedrich Bock: «Das ist so und anders zu beantworten. ‚Rerum novarum‘ und ‚Quadragesimo anno‘ waren ausgesprochen ständisch gedacht, und der grosse soziale Inhalt von ‚Rerum novarum‘, ausgeführt durch Vogelsang und ähnliche Leute mehr, bildete – wie Otto Bauer einmal wörtlich gesagt hat – ‚einen wesentlichen Teil des sozialdemokratischen Sozialprogramms‘ Bauer hat also ganz genau gewusst, dass die Wurzeln nicht im Marx, sondern woanders liegen.»

Widerstand aus weltanschaulichen und religiösen Gründen, von innen und von aussen

Otto Bauer, der wenige Monate nach dem «Anschluss» Österreichs als Emigrant in Paris starb, war der führende Theoretiker des sogenannten Austromarxismus, des ideologischen Gegengewichts zum «Austrofaschismus» von Dollfuss und Schuschnigg. Diese Polarität, die Österreichs politische Szene der Zwischenkriegszeit charakterisierte, hat zweifellos bis zu einem gewissen Grad zur Zerrissenheit des Landes beigetragen und damit die dramatischen Entwicklungen des Frühjahrs 1938 beschleunigt. Aus dieser Sicht ist Friedrich Bock, der den «Austrofaschismus» propagierte und den Nationalsozialismus entschieden bekämpfte, eine ausführlichere Antwort auf die gestellte Frage schuldig. Friedrich Bock: «Man muss dazu sagen, dass die katholische Kirche in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg noch sehr stark politisch orientiert gewesen ist. Österreich ist angeblich ein katholischer Staat, obwohl ich bis heute nicht weiss, was man darunter zu verstehen hat. Ich bin zwar selbst Katholik, aber das verstehe ich nicht. Meiner Meinung nach war die Verpolitisierung der katholischen Kirche in Österreich ein Überbleibsel aus der alten Monarchie, wo die Formel ja ‚Thron und Altar‘ lautete. Das politische Engagement der katholischen Kirche in Österreich war also eine historisch gewachsene Erscheinung, die allerdings – das vergisst man allzuoft – schon vor 1938 anfang abzubrockeln. Ich erinnere an den Erlass der österreichischen Bischofskonferenz von Mitte der dreissiger Jahre, wonach es jedem katholischen Geistlichen versagt war, ein politisches Mandat anzunehmen. Das war ein ausgesprochen revolutionärer Schritt, wenn man an das vorangegangene Jahrzehnt und an Seipel denkt.»

Prälat Ignaz Seipel war von 1922 bis 1924 und von 1926 bis 1929 österreichischer Bundeskanzler. Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg nannte ihn «das Vorbild der Konzentration, der Ordnung im Denken, der Disziplin und Beherrschtheit des Handelns, den Mann der grossen vorausschauenden Konzepte und der klaren politischen Berechnung». Schuschnigg musste aber eingestehen: «Für

allzu viele andere» Gedankenlose, war er nur zu bald und nur zu häufig der ‚Prälat‘, wenn sie ihn empfindlich treffen wollten.»

Aus seinem religiösen Glauben heraus hatte Schuschnigg, damals noch Minister im Kabinett Dollfuss, einen politischen – er nennt es: geschichtlichen – Schluss gezogen, der im Zusammenhang mit der Frage nach dem «Widerstand» von besonderer Bedeutung ist: Am 11. September 1933 sprach er auf dem «Allgemeinen deutschen Katholikentag zu Wien»: «Unser Glaube und, aus ihm gewachsen, deutsche Kultur und deutsches Recht sollen unserem Lande auch weiterhin ihr deutliches Gepräge geben.» Schuschnigg sprach diese Worte ganz bewusst und fügte dann in der Erinnerung daran die Selbsterkenntnis an: «Einer der verdächtigsten Referenten war vermutlich ich selber.» Auf diese Frage sei später zurückgekommen. Für den Augenblick gilt nur die Feststellung, dass selbst ein Mann, der sich so weit vorwagte in der Verehrung für Deutschland, das damals immerhin schon von Hitler angeführt wurde, 1938 verhaftet und in die Konzentrationslager Sachsenhausen und Flossenbürg geworfen wurde. Widerstandskämpfer kamen eben aus den verschiedensten Lagern und Weltanschauungen.

In ebenjenem Jahr 1933 war es andererseits nach dessen eigenen Worten einem holländischen Theologen bereits klargeworden, dass die Freiheit gefährdet sei. Willem Visser 't Hooft war schon von frühester Jugend an politisch interessiert, wobei ihm besonders die Kirchenpolitik und die Politik des Internationalismus fesselte. Der Geist des studentischen Weltbundes, in dem Visser 't Hooft tätig war, setzte sich «für soziale Umwandlung der christlichen Überzeugung» ein. Visser 't Hooft erinnert sich noch gut: «Wir hofften, dass der Völkerbund eine neue Situation schaffen würde, dass auch die nationale Souveränität durchlöchert werde und immer mehr internationales Recht an ihre Stelle treten werde. Wir glaubten an Abrüstung, und wir wirkten tatkräftig für die Abrüstungskonferenz, die im Rahmen des Völkerbundes das hohe Ziel anstrebte. Dann aber kam der Krieg in der Mandschurei und die Abrüstungsfrage war festgefahren.»

Willem Visser 't Hooft nahm im Juni 1933 an der Reichskonferenz der Deutschen Christlichen Studentenvereinerung (DCSV) in Nordbayern teil und legte seine Schlussfolgerungen in der von ihm redigierten «The Student World» vom Herbst 1933 nieder: «Es geht eigentlich um dieses: Soll die Kirche sich als übernational betrachten, als total abhängig von Gott und folgedessen unabhängig vom Staate, oder muss sie sich der ‚Gleichschaltung‘ fügen, nämlich der Identifizierung des kirchlichen Lebens mit dem totalen Staat, und damit ihre innere Unabhängigkeit aufgeben?» Seine eigene Antwort auf diese Frage war unmissverständlich: «Wenn die ‚Deutschen Christen‘ einen arteigenen Ausdruck» des Christentums fordern; wenn sie die ökumenische Aufgabe der Kirche verneinen; wenn

sie ‚Das Volk‘ als ‚höchstes Gut der Schöpfung‘ verabsolutieren, dann bekennen sie sich in Wahrheit zu einem Bi-Theismus, zur gleichzeitigen Anbetung von zwei Absoluten.»

Da war das Problem auf die geistige Urfrage zurückgeführt. Ein paar Wochen nach dieser DCSV-Konferenz war

Lieber Hitler als Stalin...

Die politische Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus im allgemeinen und Hitler-Deutschland im besonderen liess sich in den entscheidenden dreissiger Jahren nicht auf einen Schwarz-Weiss-Kontrast vereinfachen. Natürlich gab es eindeutige Befürworter und auch ebenso eindeutige Gegner des Nazi-Regimes, aber in vielen Kreisen war diese Eindeutigkeit überlagert vom doppelten Problem im Osten, also dem sogenannten russischen Imperialismus, den man aus der Geschichte heraus zu beschwören sich verpflichtet fühlte, und dem sowjetischen Kommunismus, von dem man sich ideell und materiell bedroht fühlte. Zahlreich waren jene, die sich auf die gefährliche Formel «Lieber Hitler als Stalin» einliessen. Dass sich dies auch in handfesten Entscheidungen politisch niederschlug, sei an einigen – zugegebenermassen etwas zufällig gewählten – illustrativen Beispielen aufgezeigt.

Am 29. September 1938 beschliessen auf der Münchner Konferenz Hitler, Mussolini, Daladier und Chamberlain die Aufteilung der Tschechoslowakei und den Anschluss des Sudetenlandes an das Reich. Wenig später, am 6. Dezember, begibt sich der deutsche Aussenminister Joachim von Ribbentrop zu einem offiziellen Besuch nach Paris. Beim gemeinsamen Bankett ist französischerseits die gesamte Regierung erschienen – ausser den zwei jüdischen Ministern!

Am 8. Dezember spricht die «Deutsche Welt» der französischen Regierung Berlins Anerkennung aus. Nichts, so lässt sie verlauten, charakterisiere den Wechsel in Frankreich besser als der Umstand, dass Deutschland mit aufrichtiger Sympathie den Kampf Daladiers gegen die Macht der Gewerkschaften, den jüdischen Einfluss und die Anarchie gutheisse.

Am 15. Dezember enthebt Daladier den Sekretär der Eisenbahnergewerkschaft, Pierre Semard, seiner Funktion als «Administrateur» der Staatsbahnen. Semard wird kurz danach ins Gefängnis geworfen und später auf Befehl Hitlers erschossen.

Am 15. März 1939 besetzen deutsche Truppen Böhmen und Mähren und errichten ein «Protektorat».

Am 7. April 1939 überfallen italienische Truppen des Duce Albanien.

Niemand kann mehr im Ernst daran zweifeln, dass ein europäischer Krieg bevorsteht. Es gilt, die eigenen Positionen auszubauen. Den Westmächten bleibt fast nur ein grosser Verbündeter: die Sowjetunion, die offen als Hauptfeind des Dritten Reiches des Adolf Hitler anzuse-

hen ist. Aber die Sowjetunion ist ein kommunistisch regierter Staat.

Visser 't Hooft Gast des Internationalen Studentendienstes (ISS), der Nachfolgeorganisation des Hilfswerkes des Christlichen Weltstudentenbundes, der in Ettal in Oberbayern seine Jahrestagung abhielt. Nicht der Umstand, dass der Holländer dabei zufällig mit Heinrich Himmler

So taucht immer wieder das Abwägen von Nationalsozialismus und Kommunismus auf, und am 1. Juli 1939 lässt der französische Aussenminister Georges Bonnet den deutschen Botschafter in Paris, Graf Johannes von Welczek, wissen, dass man die allgemeinen Wahlen suspendiert, öffentliche Versammlungen untersagt und die Kommunisten zur Vernunft angehalten habe. – Dieses Versprechen, das merkwürdigerweise den Deutschen abgegeben wird, obwohl es doch rein innerfranzösische Probleme betrifft, ist bezeichnend.

Vor diesem Hintergrund muss denn die am 5. August erfolgte Abreise einer englisch-französischen Militärmission nach Moskau gewertet werden. Die eigentlichen Generalstabsbesprechungen beginnen am 12. August zwischen dem englischen Admiral Drax, dem französischen General Doumenc und dem sowjetischen Marschall Woroschilow. Man streitet sich um Aufmarsch- und Verteidigungspläne, doch ist die politische Lage von einem Geist beherrscht, den General de Gaulle später in den Satz zusammengefasst hat: «Alles wirkte zusammen, um die Passivität zum eigentlichen Leitsatz unserer Landesverteidigung zu machen.»

Die Engländer sind nicht weniger passiv, und Drax betont gleich zu Beginn, nicht kompetent zu sein, eine Konvention zu unterzeichnen. Der Westen misstraut der Sowjetunion und tut so, als ob er eine Menge Zeit zu verlieren habe. In Wirklichkeit, das weiss man heute aus französischen Quellen, ist Doumenc von Generalissimus Gamelin darauf eingeschworen, nicht zu einem Abkommen zu gelangen, sondern vielmehr dafür zu sorgen, dass – so geht aus einem sowjetischen Dokument hervor – die Sowjetunion «nicht ausserhalb des Konflikts bleibt und ihre Kräfte intakt behält». Etwas vereinfacht gesagt: Man denkt weniger an die bevorstehende direkte Auseinandersetzung mit Hitler-Deutschland, sondern vielmehr an später, und man will verhindern, dass dann die kommunistische Weltmacht unversehrt dastehe!

Am 21. August erklärt der englische Admiral Drax zu Beginn der letzten Sitzung rundheraus, es sei eigentlich nichts mehr zu erörtern. Die Differenzen um die wirklichen Ziele sind nicht mehr zu vertuschen.

Zwei Tage später ist der deutsche Aussenminister von Ribbentrop in Moskau angemeldet. Am 23. August wird im Beisein Stalins von Molotow und Ribbentrop der deutsch-russische Nichtangriffspakt unterzeichnet.

zusammentraf, blieb ihm besonders im Gedächtnis, sondern die Tatsache, dass ein knappes Jahr später, am 30. Juni 1934, dem grossen Morden nicht nur Gesellen wie Ernst Böhm zum Opfer fielen, sondern auch andere, wie zum Beispiel der katholische Studentenführer Fritz Beck, der lebenswürdige und allgemein geschätzte Organisator der Ettaler Konferenz.» Und Visser 't Hooft erinnert sich: «Da wussten wir, was Nationalsozialismus war.»

Der Internationalismus, den Visser 't Hooft propagierte, stand – das war selbstverständlich – in offenem Gegensatz zu Adolf Hitler.

Aber auch jeder echte Nationalismus oder Patriotismus, soweit er nicht deutsch war, stand in Opposition zur Weltanschauung Hitlers, der ja die Vorherrschaft seines Volkes predigte. Besonders deutlich trat dies in Jugoslawien in Erscheinung, wo der überzeugte Patriotismus sogar den Verlauf des europäischen Krieges massgebend beeinflusst hat. Von unvergleichlicher Tragik war der Patriotismus in gewissen Grenzgebieten gezeichnet, und Joze Vilfan, dessen Vaterstadt im Laufe seines Lebens dreimal die Staatszugehörigkeit gewechselt hat, weiss um diese persönlichen und politischen Spannungen: «Als Triester Slowene hatte ich natürlich schon vom frühesten Jugendalter am politischen Leben teilgenommen, und ich war stets ein verbissener Feind des Faschismus, sogar zu einer Zeit, da ich noch zu jung war, um dessen Sinn voll zu erkennen. 1933 bin ich der kommunistischen Partei beigetreten. Dank eines Stipendiums konnte ich dann nach Paris gehen, wo ich mich allerdings mehr der Politik als dem Studium widmete. Das war die Zeit der dortigen Volksfront, in deren Geist ich nach Slowenien zurückkehrte, um dort eine ähnliche Entwicklung einzuleiten, denn es galt, das Nationalgefühl für den Kampf gegen den Faschismus zu mobilisieren.»

Überzeugter Patriotismus im Zeichen des Marxismus/Leninismus

Joze Vilfan bringt im Rückblick zwei Begriffe zusammen, die auf Anhieb sich so wenig verbinden lassen wie Feuer und Wasser: internationaler Kommunismus und patriotisches Nationalgefühl. «Ich bin», erklärt er diesen scheinbaren Widerspruch, «ein überzeugter Slowene, wie auch mein Vater einer war. Slowenien war ja unter der Herrschaft des Königs Alexander unterdrückt, und die Opposition gegen das Regime wuchs von Tag zu Tag. Mein Vater hat aber andere Konsequenzen gezogen: Er war ein echter Liberaler, dabei aber ein slowenischer Nationalist. Aus diesem Nationalismus heraus bin ich Kommunist geworden, denn dank Tito, der 1936 Generalsekretär der Partei geworden ist, schlugen die Kommunisten in Jugoslawien schon damals einen föderalistischen Kurs ein. 1937 wurde dann als Konsequenz davon eine selbständige slowenische kommunistische Partei gegründet – natürlich im Rahmen der jugoslawischen Partei, aber mit einem Pro-

gramm, das auch heute noch so aktuell klingt: Kampf für die Existenz unseres Volkes, und dabei spreche ich immer von unserem slowenischen Volk. Man muss die innere Verbindung der Klasseninteressen mit den Volksinteressen finden. Da ich die Arbeiterklasse als die führende Klasse des Volkes verstehe, bin ich als ehemaliger Nationalist Kommunist geworden. Die nationale Frage war geradezu die Ursache meiner Entscheidung, Mitglied der Partei zu werden.»

In Jugoslawien war die kommunistische Partei in der Zwischenkriegszeit verboten. Leute wie Joze Vilfan begaben sich mit dem Beitritt zur Partei in die Illegalität. Auch darin lag natürlich eine Parallelität, denn föderalistischer, also zum Beispiel slowenischer Nationalismus war vom königlich-serbischen Regime aus gesehen ebenso illegal. Nationalismus und Patriotismus fanden sich also auch in dieser Grundhaltung. Wie aber war dies zum Beispiel in der Sowjetunion? Um dieser Frage nachzugehen, muss man sich vergegenwärtigen, in welcher Lage die Sowjetunion damals war, wovon sie ausging und wohin sie steuerte. Ein Wort von Walter Schubart aus seinem Werk «Europa und die Seele des Ostens», das 1938 unter Rudolf Roessler (der den Geheimnamen «Lucie» führte) im «Vita Nova Verlag» in Luzern erschienen war, mag einiges veranschaulichen: «Das folgenschwerste Ergebnis des Krieges von 1914 ist nicht die Niederlage Deutschlands, nicht der Zerfall der Habsburgischen Monarchie, nicht der koloniale Machtgewinn Englands oder Frankreichs, nicht das wirtschaftliche Erstarken Nordamerikas oder Japans, sondern die Geburt des Bolschewismus, mit der der alte Kampf zwischen Asien und Europa in eine neue Phase tritt.» Der Ausdruck «folgenschwerst» sei hier völlig wertneutral verwendet, historisch-politisch ist er absolut gerechtfertigt. Allerdings versuchte damals der «Westen» noch, die erstarkende Sowjetunion einzukreisen, weshalb Stalin mit allen Mitteln darauf ausging, Zeit zu gewinnen. «Wir müssen bedacht sein», hatte er am 10. März 1939 vor dem XVIII. Parteikongress der KPdSU in Moskau erklärt, «dass unser Land nicht durch Kriegshetzer, die gewohnt sind, andere Leute die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen, in einen Konflikt verwickelt wird.» Demgemäss gab es denn in der Sowjetunion erst nach Kriegsausbruch, praktisch eigentlich erst nach dem Überfall Hitler-Deutschlands vom 22. Juni 1941 einen richtigen «Widerstand». War dessen Motivation ideologisch, also kommunistisch, oder aber national und patriotisch? Die Antwort darauf ist nicht leicht zu geben. Dass auch den russischen Kommunisten Patriotismus nicht fremd war und nicht fremd sein musste, geht schon aus dem Zitat Lenins hervor: «Ist uns grossrussischen klassenbewussten Proletariern das Gefühl des nationalen Stolzes fremd? Gewiss nicht.... Wir sind erfüllt vom Gefühl nationalen Stolzes, und gerade deshalb hassen wir ganz besonders unsere sklavische Vergangenheit. ...»

Wie aber beurteilen dies Sowjetbürger, die tatsächlich gegen Hitler-Deutschland tatkräftig und mutig Widerstand

Der Ribbentrop-Molotow-Pakt vom Jahre 1939

Artikel 1

Die beiden vertragsschliessenden Teile verpflichten, sich, jeden Gewaltaktes, jeder aggressiven Handlung und jeden Angriffs gegeneinander, und zwar sowohl einzeln als auch gemeinsam mit anderen Mächten, zu enthalten.

Artikel 2

Falls eine der vertragsschliessenden Teile Gegenstand kriegerischer Handlungen seitens einer dritten Macht werden sollte, wird der andere vertragsschliessende Teil in keiner Form diese dritte Macht unterstützen.

Artikel 3

Die Regierungen der beiden vertragsschliessenden Teile werden künftig fortlaufend durch Konsultation in Führung bleiben, um sich gegenseitig über Fragen zu informieren, die ihre gemeinsamen Interessen berühren.

Artikel 4

Keiner der beiden vertragsschliessenden Teile wird sich an irgendeiner Mächtegruppierung beteiligen, die sich mitteilbar oder unmittelbar gegen den anderen Teil richtet.

Artikel 5

Falls Streitigkeiten oder Konflikte zwischen den vertragsschliessenden Teilen über Fragen dieser oder jener Art entstehen sollten, würden beide Teile diese Streitigkeiten oder Konflikte ausschliesslich auf dem Wege freundschaftlichen Meinungs-austausches oder nötigenfalls durch Schlichtungskommissionen bereinigen.

Artikel 6

Der gegenwärtige Vertrag wird auf die Dauer von 10 Jahren abgeschlossen mit der Massgabe, dass soweit nicht einer der vertragsschliessenden Teile ihn ein Jahr vor Ablauf dieser Frist kündigt, die Dauer der Wirksamkeit dieses Vertrages automatisch für weitere fünf Jahre als verlängert gelten soll.

Artikel 7

Der gegenwärtige Vertrag soll innerhalb möglichst kurzer Frist ratifiziert werden. Die Ratifikationsurkunden sollen in Berlin ausgetauscht werden. Der Vertrag tritt sofort in Kraft mit seiner Unterzeichnung.

Ausgefertigt in doppelter Urschrift, deutscher und russischer Sprache.

Moskau, den 23. August 1939.

Für die deutsche Reichsregierung:
von Ribbentrop

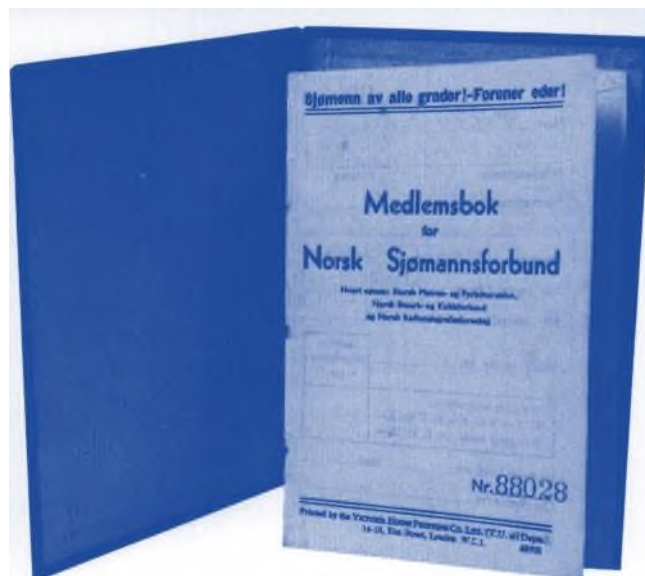
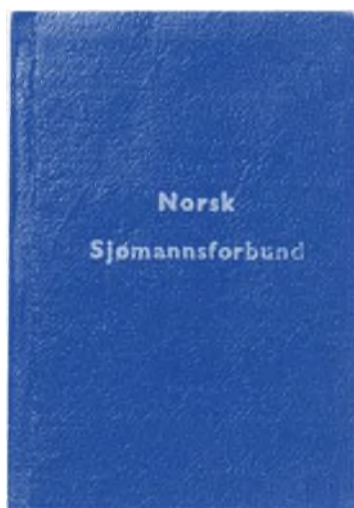
In Vollmacht der Regierung der Sowjetunion:
Molotow

(2 Jahre später überfiel Hitler die Sowjetunion. Bis 1945 fielen 20 Millionen Sowjetbürger der deutschen Kriegsmaschinerie und der SS zum Opfer.)

leisteten? Iwan Iwanovic Smirnow, der vom Oktober 1941 an den «Eisweg» über den zugefrorenen Ladogasee erstellte und damit der Stadt Leningrad während der 900 Tage ihrer Belagerung das Überleben ermöglichte, sieht darin rückblickend einen weltanschaulichen Kampf, obwohl sich dieser vom echten Patriotismus nicht trennen lässt: «Gegen die Deutschen haben wir nie gekämpft, sondern wir haben unsere Stadt ganz einfach gegen die Faschisten verteidigt. Das Bataillon, dessen Offizier ich war, bestand nicht aus jungen Soldaten. Die meisten waren zwischen 30 und 40 Jahre alt, und dazu kamen noch Soldaten aus dem Lazarett. Auch diese verwundeten Soldaten haben mit uns 10 bis 12 Stunden am Tag gearbeitet, ohne ein Wort zu sagen. Das war ein grosser Heroismus unserer Leute. Aber er richtete sich nicht gegen die Nationalität der Deutschen, sondern gegen die Faschisten. Schon während des Krieges genau wie jetzt waren wir der Meinung, man müsse zwischen Deutschland und dem Faschismus unterscheiden.» Wladimir Lobanok, der während des Krieges in Weissrussland als Partisanenoberst massgebend den Widerstand gegen die einstürmenden deutschen Truppen organisierte und leitete, betont, dass er und seine Freunde schon bei der Wahl Hitlers zum Reichskanzler beunruhigt gewesen seien und dass sie sich schon damals bewusst waren, der Sieg des faschistischen Regimes in Deutschland bedeute für Europa nichts Gutes. Offenbar waren auch so weitsichtige Sowjetbürger wie Lobanok aber erst aufgeschreckt worden, als es zu spät war: «Besonders beunruhigt waren wir, als Deutschland Polen angegriffen hatte. Die ersten Bomben, die auf polnischen Boden fielen, werteten wir allerdings noch als Provokationen der Hitler-Faschisten. Aber es war schon Krieg, und er verlangte von uns die Mobilisierung aller Kräfte. Bald wurde auch unsere Weissrussische Republik besetzt. Die Faschisten folgten ihrem eigenen Barbarossa-Plan, der die Vernichtung der Bevölkerung von Weissrussland vorsah.» Patriotismus und Ideologie lassen sich also nicht trennen, so wie ja Oberst Lobanok sowohl als Sowjetbürger als auch als Parteimitglied gehandelt hat: «Ich möchte mit aller Deutlichkeit unterstreichen, dass es ein ideologischer Kampf gegen die Faschisten war. Das gilt nicht nur für mich selbst, sondern für alle meine Kameraden. Wir brauchten keine eigentliche Mobilisation zu machen. Alle, die mit uns gegen die Faschisten kämpften, waren freiwillig zu uns gestossen. Ihre marxistisch-leninistische Weltanschauung hat sie geleitet, denn wer weiss: Ohne dies hätte es anders sein können.»

Auch für Willy Brandt wares ein doppelter Kampf, indem er sich sowohl für die politische Freiheit einsetzte, gleichzeitig aber auch um jenes Deutschland kämpfte, wie er es sich vorstellte. Willy Brandt erinnert sich noch sehr genau: «Zu jenem Zeitpunkt, da Deutschland nazistisch wurde, war ich Linksozialist. Ich kam aus einem typisch sozialdemokratischen Milieu und war schon sehr früh davon überzeugt, dass das, was die Nationalsozialisten woll-

Willy Brandt, der ursprünglich Herbert Ernst Karl Frahm hiess, musste aus politischen Gründen nach Norwegen auswandern, wo er als Journalist tätig war und in verschiedenen Arbeiter- und Gewerkschaftsorganisationen (Dokumente rechts) mitmachte.



ten, mit Krieg zu tun hatte.» Willy Brandt konkretisiert dieses Gefühl des damaligen Unbehagens, der damaligen Abneigung: «Ich ahnte, dass Nazismus etwas mit dem – vorsichtig ausgedrückt – Zurücknehmen der Freiheiten zu tun hatte, die mühsam errungen worden waren. Für mich stellte sich also weniger die nationale Frage oder die patriotische, als die Frage der Stellung der breiten Schichten. Ich hatte die sozialdemokratische Bewegung trotz der Kritik, die ich an der Mehrheitsbewegung übte, als eine Bewegung gesehen, die Freiheiten verwirklicht hatte für die breiten Schichten. Ich hatte noch in der eigenen Familie erlebt, wie Leute aus der Halb-Leibeigenschaft in Mecklenburg herausgewachsen sind und dann zu halbwegs gleichberechtigten Staatsbürgern wurden.» Willy Brandt kämpfte also von Anfang an für die sozialen Errungenschaften, fügte aber rückblickend an: «Das Nationale ist für mich erst später Erkenntnis geworden, indem ich begreifen lernte, dass die Hitlerei zugleich ein schlimmer Verrat an Deutschland sei. Allerdings hatte ich das damals, vor 1933, so weit ich mich erinnern kann, noch nicht so deutlich formuliert.»

Mit den Waffen des Gegners: «Mein Kampf» und die Realität des Bösen

Der Deutsche Carl Meffert, der sich im Untergrund den Namen Clément Moreau zugelegt hatte, war ebenfalls als Linkstehender in den Widerstand geraten. Er kämpfte nicht mit Sabotage und nicht mit Waffen, sondern als Künstler, genauer gesagt als «Gebrauchsgrafiker» gegen den Nationalsozialismus: «Ich war ein politischer Analphabet. Ich kam aus der Fürsorge und aus dem Gefängnis. Ich hatte von nichts eine Ahnung. Ich war politisch eine Jungfrau. Ich hatte nur gehört, dass die Linken menschlich seien; deshalb habe ich mich an sie gewandt, und sie haben mich aufgenommen. Erst durch sie habe ich dann ihre Phraseologie kennenlernt. Ich habe auch eine Zeitlang mit dieser Gruppe gelebt, bis ich anfing, selbst zu denken, und bis ich nicht mehr mit allem einverstanden war, was sie da herredeten. Mein Ziel war es dann einfach, einen Beitrag

zu leisten an die Schaffung menschenwürdiger Verhältnisse. Ich war nie in einer Partei. Künstlerisch bin ich ein Schüler von Käthe Kollwitz, und ich versuche, diese Tradition, das Menschliche und Soziale zu sehen, fortzusetzen. Deshalb war ich stets gegen jede Diktatur, aber natürlich – da ich ja in Deutschland lebte – vor allem gegen den Nationalsozialismus. Als Künstler konnte ich die Leute nur auffordern, sich selbst ein Urteil zu bilden. Ich wollte denen, die meine Werke sahen, klarmachen, dass dieser Hitler in Wirklichkeit gar kein Held, kein Heros war, dass er vielmehr aus dem Lumpenproletariat stammte. Und wenn man dies nicht glaubte, dann regte ich die Leute an, doch wenigstens das Buch dieses unseligen Mannes, ‚Mein Kampf‘, zu lesen. Aus diesem Grund bin ich dazu gekommen, diesen Quatsch durch Illustrationen deutlichzumachen.»

Im Gegensatz dazu sagt Willy Brandt: «Ich gehöre zu den Menschen, die ‚Mein Kampf‘ nicht vor 1933 gelesen hatten. Als mildernden Umstand kann ich allerdings gelten lassen, dass ich erst 19 Jahre alt war, als Hitler an die Macht kam. Hitlers ‚Mein Kampf‘, die Bücher von Rosenberg und Darré und andere dieser schrecklichen Dinge habe ich dann erst gelesen, als ich 1936 eine Reihe von Monaten illegal in Berlin gelebt habe, wo ich mich unter dem Deckmantel eines norwegischen Studenten aufhielt.»

Allerdings gibt Willy Brandt zu bedenken, dass der Nationalsozialismus damals nicht aus blauem Himmel über Deutschland hereinbrach: «Der Nationalsozialismus war für mich, als er an die Macht kam, nicht etwas völlig Neues. Es gab in meinem Teil Deutschlands – Sie wissen, ich stamme aus Lübeck, und was ich hier sage gilt auch zum Beispiel für das angrenzende Mecklenburg – es gab dort eine rechtsextreme Bewegung schon seit den zwanziger Jahren, die sich als deutschvölkische Bewegung präsentierte und die dann unter den Einfluss der nationalsozialistischen Partei Hitlers geriet. Der Nationalsozialismus war eigentlich eher unterschätzt worden, und für mich als jungen Mann war es eine riesige Überraschung zu sehen,

Medlem nr. 88028

Navn Wilby Brandt

1910-10-12 Lühbeck

Fødselsår/dato Fødested

Hjem-adresse _____

Faggruppe Handl. og Kantar

Når begyndt i faget 1932.

Når indmeldt 1937.

Betalt innskr. kr. _____

Inskrivningsmærke her.

Iste gangs inskrivning :
 Kl. A og B kr. 6.—, kl. C kr. 3.—
 2den gangs inskr. alle kl. kr. 25.—

Inmeldt i avd. nr. _____ Sted _____

Overflyttet fra _____ nr. _____

På den indbyrds bok er betalt kr. _____

Regler for medlemsbogens benyttelse

Medlemmene må altid ved betaling af kontingent sørge for 3 få mærker indlæbet i sine bøger.

I tilfælde et medlem rammes af sygdom, arbejdsløshed, arbejdskonflikt eller må gennemgå militær-øvelser eller skoler, skal dette meldes til nærmeste afdeling.

Står noget medlem til fers med sin kontingent eller undlader å sørge for fristempel under arbejdsløshed, sygdom, militærtjeneste etc. længer enn loven stiller kan vedkommende bli strøket.

For atter å bli medlem må å betales for annen gangs inskrivning kr. 25,00 og disse medlemmer tap av tidligere oparbejdede rettigheder.

De samme regler gjelder også for de medlemmer som er arbejdsløse, syke, i arbejdskonflikt, militærtjeneste eller går skoler, som berettiger dem til fristempel.

Overføring av medlemskapet til et annet forbund, kan kun ske når all skyldig kontingent til hjemsk Sjømannsforbund er betalt.

HUSK ALLTID å holde din medlemsbok i orden. Den er ditt pass mellem organiserte arbeidere i inn og utland.

dass die Nazis 1930 mit 107 Mandaten plötzlich zweitstärkste Partei des Reichstags wurden, nachdem sie vorher nur 12 Sitze gehabt hatten. Aber in Wirklichkeit war das nur eine Weiterführung des extremen Teils der Rechten. Das war ja das Schreckliche, dass es keine klare Grenze gab zwischen rechts und rechtsausen. Die Grenze zwischen den Deutsch-Nationalen und den Deutsch-Völkischen und dann den Nationalsozialisten war eine fließende Grenze. Dies wurde deutlich, als es zur ersten Regierung Hitlers kam. 1933 hatte er noch nicht die Mehrheit der Stimmen bekommen, sondern erreichte dies nur mit Hilfe der Deutsch-Nationalen.»

Welche Motivationen mögen aber einen bürgerlichen Deutschen geleitet haben, in den Widerstand zu gehen? Eugen Gerstenmaier, Sohn eines Betriebsleiters einer Klavierfabrik, der nach dem zweiten Bildungsweg in die Theologie eingestiegen war, schildert die Zufälligkeit und die Logik, die ihn dazu geführt hatten: «In Tübingen hatte der nationalsozialistische Studentenbund einen meiner Lehrer schwer angegriffen. So war ich in Gegensatz zu dieser Ideologie geraten, da ich meinen Lehrer massiv verteidigte. Es war also nicht die Folge einer Urüberzeugung, denn innerlich hatte ich mir gesagt: Lasst doch die Nazis kommen, in spätestens sechs Monaten platzt die ganze Sache wie eine Seifenblase. So naiv waren wir damals eben noch!» Dieses Eingeständnis aus dem Munde eines Mannes zu hören, der im aktiven Widerstand gegen den Nationalsozialismus später immerhin eine gewisse Rolle gespielt hat und der auch ganz direkt in den Aufstand vom 20. Juli 1944 verwickelt war, muss erstaunen, aber es wirkt glaubwürdig, wenn er anfügt: «Die Realität des Bösen ging eben weit über unser bürgerliches oder – wenn Sie wollen – kleinbürgerliches Denken hinaus, obwohl man sich das von Historikern hätte sagen lassen können.»

Gerstenmaier stammt aus einer konservativen schwäbischen Familie, die im überzeugten pietistischen Milieu aufgewachsen ist. In den entscheidenden Vor-Nazi-Jahren, also 1930/31, war er Student des konservativen Professors

Friedrich Brunstäd in Rostock, der zwar ein Gegner Hitlers, gleichzeitig aber Mitglied des Bundesvorstandes der Deutschnationalen Volkspartei war. Brunstäd war auch Verfasser eines scharf antisozialistischen Buches «Deutsche und der Sozialismus», was seine politische Haltung erläutert und auch seine Enttäuschung über den «Nationalisten» Hitler illustriert, denn 1932 hatte er eher resigniert Gerstenmaier gegenüber geäußert: «Wenn die Nationalsozialisten so weitermachen, werde ich bei den nächsten Wahlen SPD wählen.» Zu mehr rangen sich aber damals weder der Lehrer Brunstäd noch der Student Gerstenmaier durch; und selbst der nationalsozialistische Antisemitismus vermochte nicht aufzuwecken, was Gerstenmaier bis zu einem gewissen Grad zu erklären vermag: «In Berlin war das anders, aber in Schwaben gab es praktisch keine Juden, so dass wir den Antisemitismus nicht ernst nahmen und ihn höchstens als spinnige Marotte werteten.»

Was aber hat denn Gerstenmaier und seine Freunde aus dieser Lethargie herausgerissen? Gerstenmaiers Antwort: «Es war vor allem die ganz grosse Dummheit der Nazis, die schon 1933 angefangen hatten, einen Kirchenkampf zu führen. Dazu kam noch, dass Hitler die angebliche Revolte homosexueller Strolche vom 30. Juni 1934 als staatsnotstand-rechtfertigend gehalten hat und sich deshalb zum obersten Rechtsherrn aufspielte. Das war die Niederlegung des Rechtsstaates der Deutschen. Das war weit wichtiger als vieles andere. So kam eines aus dem anderen, und das alles wurde dann schliesslich überhöht durch die drohende Kriegsgefahr, die spätestens seit München nicht mehr zu ignorieren war. Ich kann also ganz konkret sagen: München im September 1938 war meine eigene Damaskus-Stunde. Da sagte ich mir: Mensch, der macht ja Krieg! Ich hatte den Ersten Weltkrieg mit vollem Bewusstsein erlebt, ich wusste also, was Krieg ist, und so sagte ich mir immer wieder: Der macht ja Krieg, dieser Mensch muss weg!»

Man kann wohl mit Recht einwenden, dass diese Ablehnung für einen politisch interessierten Mann sich doch sehr spät manifestierte, denn Ende 1938 war der Krieg kaum mehr abzuwenden. Gerstenmaier stellt allerdings richtig: «Bis 1938 war meine Resistenz gegen den Nationalsozialismus mehr oder weniger punktueller Art, aber die innere Ablehnung geht auf die Anfänge zurück. Wie gesagt: Aus dem schwäbischen Pietismus, der Welt der Bibel heraus, aber es waren auch stilistische Ablehnungen – ein Antistil zum Stil des Nationalsozialismus. Es waren ästhetische Elemente, die uns zunächst in eine verächtliche, dann in eine verhasste Distanz zum Nationalsozialismus brachten. Dass das kein eigentliches Argument ist, weiss ich, aber aus diesem ästhetischen Gesichtspunkt heraus betrachtete ich es immer als die grösste Selbstschmähung der Deutschen, einem solchen Strolch, wie Hitler einer war, nachgelaufen zu sein.»

Ästhetik und Politik haben die alten Griechen miteinander vereint, und aus dieser Sicht heraus beurteilt auch

Panajotis Kanellopoulos die politische Haltung: «Der Athener Staatsmann Solon schrieb in einem seiner Gesetze: ‚Es ist nicht gut, in einem Bürgerkrieg, in einem offenen Konflikt zwischen den Parteien der Stadt sich nicht zu entschliessen. Das ist nicht ehrlich/ Dass ein Geist wie Albert Camus neutral bleiben würde, das kann ich aufgrund seiner Theorie verstehen. Ins 6. Jahrhundert v. Chr., die Zeit Solons, konnte dies noch nicht hineinpassen. Und was mich selbst betrifft: Ich konnte nicht neutral bleiben. Ich muss sogar sagen, dass jetzt, dreissig Jahre später, jene zu meinen Freunden wurden, die damals auf der anderen Seite standen und dass sie mich respektieren wie auch ich sie respektiere, mehr als diejenigen, die neutral blieben.› Wo ist Kanellopoulos politisch anzusiedeln? «Die Antwort darauf», sagte er, «ist ganz einfach: Ich bin ein liberaler Demokrat. Ich muss das Adjektiv ‚liberal‘ hinzufügen,



Eugen Gerstenmaier 1945 vor dem Volksgerichtshof: Als überzeugter Christ in der «Bekennenden Kirche» lehnte er die nationalsozialistischen Ideen ab und hatte sich dem Widerstand angeschlossen.

weil sich heute auch Staaten, die ganz und gar nicht liberal sind, Demokratien nennen. Ich bin also kein Sozialist und kann es auch nie werden. Ich verstehe zwar den Sozialismus sehr gut, und ich habe darüber als erster Professor an der Universität Athen Vorlesungen gehalten, aber ich kann noch nicht erkennen, ob Sozialismus mit einer wirklich liberalen Demokratie vereinbar ist. Vielleicht führt der Weg dorthin, aber ich kann es nicht wissen. Entscheidend ist für mich die Freiheit. Dabei denke ich vor allem auch an die Freiheit, das zu tun, was man als richtig erachtet. Das Wort Freiheit kann vieles umfassen: die Freiheit des persönlichen Denkens, die Freiheit des Gewissens, die Freiheit des Wortes, die politische Freiheit, also die Freiheit des Bürgers, seine Repräsentanten selbst zu wählen, aber auch die Freiheit der Nation und des Landes. Das alles bedingt die Würde des Menschen.»

Gerade diese Würde des Menschen war unter dem Nationalsozialismus und unter anderen totalitären Systemen nicht mehr gewährleistet. So drängt sich denn an Kanellopoulos, dessen politische Gesinnung auf der alten griechischen Polis aufbaut, die Frage auf, wann er sich erstmals der Gefahr für die Freiheit bewusst geworden sei. Seine eindeutige Antwort: «Sofort nach dem Ersten Weltkrieg. Ich habe damals in Deutschland studiert, und als ich 1923 meine Studien beendete, sah ich die Gefahr schon kommen – aber nicht nur in Deutschland, sondern überall, wengleich zunächst besonders akut in Deutschland. Aber sie erstickte auch die Freiheit in Italien; und 1936 wuchs die Gefahr unter der Diktatur des Generals Metaxas auch in Griechenland heran.»

Josef Müllers Ablehnung des Nationalsozialismus gründete nicht auf der alten Antike, sondern auf dem Christentum: «Das Christentum ist das Tiefste meiner persönlichen Einstellung», sagte er im Gespräch. Schon im Februar 1934 war er erstmals vor die Gestapo geladen worden, weil er sich mit den mutigen Adventspredigten von Kardinal Faulhaber identifiziert hatte. Aus dieser Gesinnung heraus reagierte er denn auch, als Oberst Hans Oster ihn in den ersten Kriegsjahren auf Veranlassung von Admiral Wilhelm Canaris in den engsten Kreis des Widerstandes aufnahm: «Oster und ich waren uns schon vom ersten Augenblick an einig, dass nur die Beseitigung Hitlers millionenfaches Blutvergiessen vermeiden konnte, wir wussten aber auch, dass wir damit unser Leben riskieren würden. ‚Uns erwartet im Falle eines Misslingens nicht die Kugel, sondern der Galgen‘, sagte Oster. Ich sagte: ‚Herr Oberst, ich bin bereit, mit Ihnen zusammenzugehen bis zur letzten Konsequenz/ Wir beide sind davon ausgegangen, dass die Apostel und Jünger Christi ähnliche Menschen waren wie jeder von uns; und als ich dann später zum Galgen geführt wurde, hatte ich mir vorgenommen auszurufen: ‚Ich sterbe dafür, dass mein Vaterland und Europa christlich bleiben/ Zweimal wurde ich im letzten Augenblick gerettet. Ich brauchte für das Christentum nicht zu sterben, aber dafür zu leben.›»



Vom deutschen Schulschiff «Schleswig-Holstein» (Bild oben) aus wurden am 1. September 1939 um 4.45 Uhr die ersten Schüsse des Zweiten Weltkrieges abgegeben. Hitler meldete in der Krolloper gleichentags, offenbar von der Freude so berauscht, dass er sich irrte: «Seit 5.45 Uhr wird zurückgeschossen, und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten.»



Der Krieg war ausgebrochen, obwohl Papst Pius XII., dessen politische Aktivitäten nicht immer positiv gewertet wurden, noch im letzten Moment einen Friedensappell an die Welt gerichtet hatte (rechts).

Deutscher Blitzkrieg in Polen. Was steht im Gesicht dieses Landsers? Zynismus oder Siegeszuversicht, Brutalität oder Eroberungssucht? (Bild rechts)



Krieg ist Massenmord, aber auch millionenfaches Einzelschicksal. Zwei polnische Bürger werden von hämisch grinsenden Besatzern als «jüdische Kaffeehamsterer» abgeführt (Bild rechts unten).

Krieg gegen Menschen, die keine andere Schuld trugen, als dass sie einer anderen Rasse angehörten (Bild Seite 65).







Das «Kapitel Polen» war rasch beendet, die Demarkationslinie zwischen den deutschen und sowjetischen Besatzungen (Bilder links) gezogen. Im Februar 1940 versuchte sich die Balkan-Entente abzusichern (rechts), aber es war ein untauglicher Versuch am untauglichen Objekt. Am 22. Juni 1941 griff der Krieg auf die Sowjetunion über (unten: deutsche Truppen beim Überschreiten der Grenze).



Am 9. April 1940 waren deutsche Truppen in Norwegen und Dänemark eingedrungen und nur um Tage, wenn nicht sogar Stunden einer alliierten Invasion in Norwegen zugevorkommen. Der britische Premierminister erklärte zwar, vom Auslaufen der deutschen Flotte aus ihren Ostseehäfen erst am 7. und 8. April erfahren zu haben, der Operations- und Marschbefehl für die 148. Infanterie-Brigade (1./5. Leicester, 8. Foresters, 55. Feldpionier-Kompanie) war aber bereits am 6. April 1940 (Dokument rechts) vom britischen Brigade-Major Barnard Castle unterzeichnet worden. Am 15. und 16. April landeten britische Einheiten, verließen Norwegen jedoch wieder Anfang Mai aufgrund zu starker deutscher Gegenwehr. Auch ein zweiter alliierter Verband von 24'000 Mann, der am 14. April in Karstadt gelandet war und vorübergehend Narvik besetzt halten konnte, musste am 8. Juni wieder die Schiffe besteigen.

1. General policy.

The intention of STRAFPOBOS is to effect a landing at 548, and to occupy these ports with a view to denying them to Ger

It is anticipated that our assistance will be welcomed by the inhabitants, but the decision as to whether or not to land will be left to the R.Navy.

2. Intention.

It is the intention of 547 to effect a landing as directed by the R.Navy and to place the following in a state of defence :-

- (a) The harbour and quayside.
- (b) The aerodrome at SOLA. *Not to be*
- (c) The seaplane station 1 1/2 miles NW of SOLA.

3. Possible enemy action.

The main opposition can only be expected in the first instance from enemy air action, which might be directed against the force while landing.

In such eventuality the landing would be covered by the force as soon as troops have disembarked they will be responsible for their own protection, and it is essential that, whether the enemy is active or not, they are moved off from the quayside to their Bn assembly areas with the least delay.

It is also possible that while a landing can be effected the enemy may forestall our occupation of the aerodrome, in which case action will be taken to capture the aerodrome.

4. Assembly areas.

In whatever order the force may be put ashore, units will assemble their Bns at follows :-

- Bde H.Q. and 55 Fd Coy, R.L. PARK immed. S. of CATHEDRAL.
- 3th Foresters. HOSPITAL.
- 5th Leicesters. GAS WORKS. "

Plns. should be moved off from the quayside as complete as possible. On Bn H.Q. are established a liaison officer will be sent to Bde H.Q.

5. Aerodrome and Seaplane Base. 3th Foresters.

3th Foresters will be prepared to move at once to SOLA for transport or stores. It is of vital importance that the aerodrome be secured on the same day as the landing takes place.

A small rear party can be left at the Bn assembly point to guard stores as cannot be carried on the men during the march. These stores should be brought out to SOLA as soon as Transport can be collected.

On arrival at SOLA at least one Coy must be in position from which fire can be directed on to the aerodrome.

At the Seaplane Base it will probably be sufficient to maintain continuous observation, provided communications are kept an open channel at hand.

. A/A action.

Although sketches are available showing hostile aircraft, it is a matter of experience to distinguish friend from foe in the air.

The following order will be observed throughout the force
No fire will be opened against any aircraft unless

- (a) Hostile markings are visible.
- (b) The aircraft is taking hostile action.

. Administration.

- (a) Rations (boxes of 12 rations) to be carried ashore and taken to Bn assembly areas.
- (b) Small baggage parties to be retained and left at the quayside to collect together unit stores as they are off loaded.
- (c) Capt. Wilson to arrange the ^{LINE} line of transport.
Capt. Tandy " " purchase of rations, and the siting of a supply store shed.
S.M.O. to arrange with civil hospital authorities.
- (d) Capt. Larsen to work in the first instance with Capt. Tandy and Capt. Wilson. additional interpreters will be obtained as soon as possible.
- (e) Staff Captain to make enquiries regarding billeting facilities

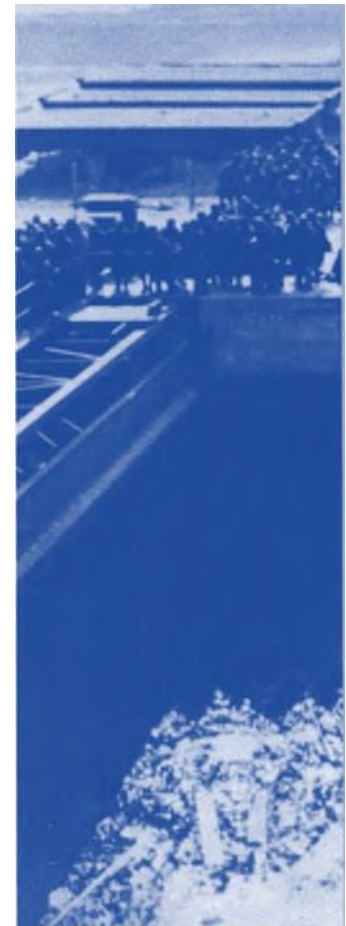
BARBARD CASTLE.

R. H. G. 11/10
Brigade Major, 148th (M.L.) Infantry Bn

Distribution.

1/5th Leicesters.
3th Foresters.
55th Ad. Coy. R.E.
Brigadier Phillips.
Brigade Commander.
Brigade Major
P.O.
War Diary (2)

8 ar



Frankreichs Niederlage: Britische und französische Einheiten in Dünkirchen beim Abtransport in deutsche Gefangenschaft; die Zivilbevölkerung flüchtete südwärts.

Frankreichs Niederlage: «Paris-Soir» berichtete über die Kapitulation (oben), und die deutsche staatliche Porzellanmanufaktur in Meissen produzierte Gedenkplaketten (rechts).







Frankreichs Niederlage:
Ministerpräsident Reynaud
demissionierte und verab-
schiedete sich (rechts) vom
Oberbefehlshaber General
Weygand. Wenig später trat
in Wiesbaden (oben) die
Waffenstillstandskommis-
sion zusammen.





Nach geschlagener Nord- und Westeuropa-Schlacht meldeten sich die Sowjets. Im November 1940 kam Außenminister Molotow (links: Ankunft im Berliner Anhalter Bahnhof, von Ribbentrop begleitet) in die Reichshauptstadt (oben: mit Innenminister Frick, Außenminister Ribbentrop und Reichsführer SS Himmler). Dabei traf er auch mit Hitler zusammen.

... vereint schlagen!

Aktionsfelder in ganz Europa gegen einen gemeinsamen Feind

«Revolutionen entstehen nicht aus «Direktiven»; sie sind vielmehr die Frucht einer Verkettung spezifischer Voraussetzungen, in denen der Wille und das Bewusstsein der Revolutionäre sowie die Begabung und die Kühnheit ihrer Führung eine sehr bedeutende, in bestimmten Augenblicken auch eine entscheidende Rolle spielen...», schreibt Titos Freund und Gegenspieler Milovan Djilas in seinen Kriegsmemoiren und wendet sich damit gegen die parteioffizielle Darlegung, der jugoslawische Widerstand habe mit dem 4. Juli 1941 begonnen, als das Zentralkomitee der kommunistischen Partei Jugoslawiens in der Villa des «Politika»-Direktors Vladislav Ribnikar den Beginn des gesamtnationalen Kampfes gegen die Okkupanten beschlossen hatte. Zweifellos hatte damit jener Kampf organisatorische Formen angenommen; Joze Vilfan jedoch, um nur eines von Hunderten von Beispielen zu erwähnen, war schon lange vorher aktiv geworden. Er hatte sein Rechtsanwaltsbüro in Krainburg, in jenem Gebiet also, das von den Deutschen nach dem Einmarsch vom 6. April 1941 besetzt wurde und in dem die Deutschen dann nach ihrem Plan anfangen, die Slowenen auszusiedeln. Dazu Vilfan: «Als erste kamen Intellektuelle, Geistliche, Kaufleute usw. dran. So fiel ich in die erste Aussiedlungswelle, nachdem ich Anfang Mai verhaftet worden war. Ich wurde nach Serbien überstellt. Dank meiner Parteifreunde konnte ich in Serbien dann aber untertauchen, bekam kurz darnach falsche Ausweispapiere und kehrte sofort illegal wieder nach Slowenien zurück. Etwas über ein Jahr war ich illegal in Laibach und organisierte den Widerstand, im Juni 1943 wurde ich dann an die Adriaküste geschickt. Dort baute ich im Namen der Partei die ‚Osvobodilna Fronta‘, die Befreiungsfront, auf. Zunächst war ich Vizepräsident des Befreiungsrates und später Sekretär des Befreiungskomitees dieser Region.» Joze Vilfan war in Dalmatien, im Rücken der italienischen Okkupanten, über das Meer hinweg direkt vom faschistischen Italien bedroht, verantwortlich für die Befreiung dieses Gebietes. Er unterstand Titos Oberbefehl, von dem Premierminister Winston Churchill am 22. Februar 1944 vor dem britischen Unterhaus erklärte: «Im Herbst 1941 begannen Marschall Titos Partisanen einen wütenden Existenzkampf gegen die Deutschen und rangen ihnen die Waffen aus der Hand. Ihre Zahl nahm rasch zu. Keine Repressalien an Geiseln oder Dorfbewohnern schreckten sie davon ab, wie blutig sie auch sein mochten. Für sie gab es nur den Tod oder die Freiheit... Seit langer Zeit schenke ich Marschall Titos Bewegung meine besondere Aufmerksamkeit, und ich versuche auf alle Arten, ihm Hilfe zukommen zu lassen. Ein junger Freund von mir, Hauptmann Deakin, jetzt Oberstleutnant, begab sich vor fast einem Jahr nach Jugoslawien mittels Flugzeugabsprung und verbrachte acht Monate im Hauptquartier Marschall Titos. Eines Tages wurden sie von derselben Bombe verwundet und wurden Freunde... Ich kann dem Hause versichern, dass wir jede uns mögliche Anstrengung machen werden, um Marschall

Tito und seinen tapferen Scharen beizustehen.»

Churchill hatte sich «Titos tapferen Scharen», wie er sie genannt hatte, angenommen. Churchill hatte sich aber ebenfalls schon sehr früh, als die anderen Alliierten diesbezüglich noch sehr zurückhaltend waren, für die Befreiung Österreichs eingesetzt. Er war davon ausgegangen, dass Österreich nach dem alliierten Sieg über Hitler-Deutschland wieder selbständig werden sollte. Diese Idee wurde durch einige Rundfunksendungen über die «British Broadcasting Corporation» (BBC) in die Welt hinausgetragen. Patrick Smith, der anfänglich im deutschen Dienst der BBC gearbeitet hatte, wandte sich etwas später ausschliesslich den Österreichern zu. Es war ein Widerstandskampf durch das Mittel der Ätherwellen, den Patrick Smith genauer umschreibt: «Richard Crossman, Lindley Fraser, Hugh Carlton Greene, Gordon Walker und ich – um nur ein paar Namen zu nennen – haben in unserem mehr oder weniger gebrochenen Deutsch zu den Deutschen und den Österreichern gesprochen. Das war eine ganz bewusste Politik, denn wir wollten unter allen Umständen einen englischen Sender repräsentieren und nicht ein Emigranten-Sender werden. Wir kamen auch politisch immer wieder unter den Druck gewisser Emigranten, die uns einreden wollten, wir sollten die Deutschen auffordern, in ihren Betrieben Unruhe zu stiften, Sabotage zu treiben und anderes mehr. Das lehnten wir ab, denn sonst hätten uns die deutschen und österreichischen Zuhörer mit Recht entgegen können: Ihr habt gut reden, ihr seid in England, wir aber müssen jeden Abend das Klingeln der Gestapo in Kauf nehmen.»

Die Wahrheit ist die beste Waffe

Die BBC war zweifellos über weite Strecken die einzige und letzte Hoffnung vieler verzweifelter Europäer. «Wir wollten ihnen Mut geben», führt Patrick Smith aus, «und wir haben auch direkt Botschaften an einzelne Widerstandsgruppen durchgegeben. So konnte man plötzlich zwischen zwei Schallplatten den Satz hören ‚Fiffi lässt grüssen‘, und irgendwo im französischen Maquis wusste man, was das zu bedeuten hatte.» Solche Geheimcodes sind in Friedenszeiten natürlich unmöglich, aber die BBC hat in einem viel entscheidenderen Punkt im Krieg und im Frieden die gleiche Politik eingenommen und nimmt sie noch ein: immer die Wahrheit sagen, auch wenn dies schwerfällt. «Wir haben unsere Nachrichtensendungen», so erinnert sich Patrick Smith, «stets mit den schlechten Meldungen begonnen. Bei Anfang des Krieges gab es allerdings nicht viel anderes: U-Boot-Versenkungen, Verluste, Rückzug aus Dünkirchen usw. Als dann aber bei El-Alamein die Wende kam und Montgomery seinen Gegner Rommel schlug, zahlte sich diese Politik aus. Nun sagten sich die deutschen Zuhörer: Früher haben sie die eigenen Verluste eingestanden, also werden jetzt auch die gemeldeten Siege den Tatsachen entsprechen.»

Vom deutsch-russischen Nichtangriffspakt zum deutschen Angriff

Die Nachricht aus Moskau, die deutsch-russischen Verhandlungen haben zu einem Nichtangriffspakt geführt, verwirrt die Welt, vor allem aber auch die Sowjetunion selbst. Die Sowjetregierung sieht sich einer doppelten Schwierigkeit gegenüber: Einerseits sind ihre Völker auf Todfeindschaft zu Hitler-Deutschland eingeschworen, und andererseits kann Moskau den eigenen Bürgern die Gründe, die zur Unterzeichnung geführt haben, nicht offen darlegen. Im Westen aber sind zunächst auch jene verunsichert, die in Stalin das grössere Übel sahen, doch grossteils werden sie schliesslich in ihrer Argumentation bestärkt.

1. September 1939, 4.45 Uhr: Deutsche Truppen greifen Polen an. Damit beginnt der grosse Krieg, der wenig später zum Zweiten Weltkrieg werden wird.

In Frankreich wandelt man in diesen Tagen die Parole «Lieber Hitler als Stalin» in die im rechtsextremen Wochenblatt «Gringoire» ausgegebene Formel um: «Lieber Hitler als die Volksfront», und sogar der von ganz rechts kommende Abgeordnete de Kérillis wirft seinen eigenen Freunden vor: «Der Bürgerliche spricht deutlicher aus euch heraus als der Patriot.»

Am 26. September wird ein Dekret erlassen, das die Kommunisten ausserhalb des Gesetzes stellt, und der Autor dieses Erlasses, Innenminister Albert Sarraut, ist stolz darauf: «Vorher gab es in diesem Land der Meinungsfreiheit keine juristischen Möglichkeiten, die kommunistische Partei zu verfolgen. Heute ist die Tatsache, dass man Kommunist ist, nicht mehr ein aus der Meinungsfreiheit resultierendes Recht, es ist ein Umstand, der Sanktionen erwirkt ...»

Am 16. September 1939 arrangieren sich die UdSSR und das Kaiserreich Japan, die sich seit 1935 um die Mandschurei streiten, an der mongolisch-mandschurischen Grenze.

Am 17. September 1939 marschieren sowjetrussische Truppen in Ostpolen «unter voller Wahrung der Neutralität Sowjetrusslands» und mit ausdrücklichem Einverständnis der deutschen Reichsregierung ein.

Am 27. September kommt der deutsche Aussenminister von Ribbentrop nach Moskau und erklärt zwei Tage später, bei seiner Abreise: «Folgende Punkte wurden geklärt: 1. Die deutsch-sowjetische Freundschaft ist nunmehr etabliert. 2. In die osteuropäischen Fragen werden sich die beiden Nationen niemals mehr dreinreden lassen. 3. Beide Partner wünschen, dass der Frieden wiederhergestellt wird und dass England und Frankreich den völlig sinnlosen und aussichtslosen Kampf gegen Deutschland einstellen. 4. Sollten die Kriegshetzer in diesen Ländern aber die Oberhand behalten, so werden Deutschland und Sowjetrussland dem zu begegnen wissen.»

Am 31. Oktober spricht der sowjetische Aussenminister Molotow vor dem Obersten Sowjet. Zum Thema Polen sagt er: «Die herrschenden Kreise Polens pflegten ein grosses Getue um die «Stabilität» ihres Staates und die ‚Stärke‘ ihrer Armee zu machen. Ein kurzer Schlag der deutschen Armee gegen Polen, gefolgt von einem Schlag seitens der Roten Armee, genügte, um diese Missgeburt des Versailler Vertrages zu einem Nichts zu machen.» Und dann philosophiert Molotow vor dem Obersten Sowjet über «Angriff» und «Angreifer»: «Wir können uns dieser Begriffe heute nicht mehr im gleichen Sinn wie vor etwa drei oder vier Monaten bedienen. Jetzt erstrebt Deutschland den Frieden, während England und Frankreich dafür sind, den Krieg fortzusetzen. Wie Sie sehen, haben sie also die Rollen gewechselt...»

Dass mitten in dieser Verwirrung der Begriff «Widerstand» nur einen sehr relativen Wert hat, liegt auf der Hand. Das politische Durcheinander wird noch grösser, als es Ende November 1939 an der finnisch-russischen Grenze zu einem Zwischenfall kommt, der einen neuen Krieg zur Folge hat.

30. November 1939: Russische Flieger bombardieren Helsinki; der finnische Staatspräsident proklamiert den Kriegszustand.

Trotz der angeblich etablierten deutsch-russischen Freundschaft stehen diese beiden Mächte Finnland gegenüber in verschiedenen Lagern. Hitler-Deutschland liefert Finnland Waffen, zumeist Beute* gut aus Polen. So kann man in den Memoiren des italienischen Aussenministers Ciano nachlesen. Nach derselben Quelle dankt der finnische Botschafter in Italien Ciano Anfang 1940 ausdrücklich für die italienische Hilfe im Krieg gegen die Sowjetunion. Und am 12. März 1940 informiert der französische Ministerpräsident Daladier die Abgeordnetenkammer detailliert über französische Kriegsmateriallieferungen an Finnland. Die Rollen sind also wirklich vertauscht: Frankreich und England unterstützen gemeinsam mit Deutschland und Italien, mit denen sie ja im Kriegszustand sind, das von der Sowjetunion überfallene Finnland! Gleichzeitig werden im Westen eigentliche Kriegspläne gegen Russland ausgearbeitet:

Aus einer Note des schwedischen Aussenministers vom 2. März 1940, wie sie im später veröffentlichten «Weissbuch» abgedruckt ist, geht hervor, dass man dort einen englisch-französischen Plan besprochen hat, der im wesentlichen vorsieht: «Die Entsendung eines Truppenkontingentes war ein Teil des allgemeinen Angriffsplanes gegen die Sowjetunion. Dieser Plan wird vom 15. März an gegen Baku und vorher noch gegen Finnland angewendet.» Der französische Abgeordnete Henri de Kérillis, ursprünglich ein Angehöriger der extremen Rechten, schildert in seinem 1945 in Kanada erschienenen

Buch diese Phase mit den Worten: «Gemäss dieses Plans, dessen allgemeine Linien Paul Reynaud in einem knappen Brief, den ich noch besitze, dargelegt hat, sollte ein motorisiertes Expeditionskorps durch Norwegen in Finnland landen und die desorganisierten Horden Russlands niederwerfen und auf Leningrad vormarschieren.»

Am 9. April 1940 besetzen deutsche Truppen Dänemark und Norwegen. Nachweislich kommen sie nur um Stunden einem englischen Expeditionskorps zuvor, das die Erzgruben von Narvik für Grossbritannien sichern wollte.

Der «Drôle de guerre» kommt in Bewegung. Trotzdem richtet der französische General Louis Maxime Weygand an den Oberbefehlshaber des französischen Heeres, General Gamelin, am 17. April 1940 einen vielsagenden Brief, in dem es unter anderem heisst: «Am Punkt, den die Vorbereitung der Bombardierungs-Operation gegen die Erdölregionen des Kaukasus erreicht hat, ist es möglich, den Zeitpunkt abzuschätzen, zu dem diese Operation ausführbar ist. Es ist vorsichtig, eine Ausführung erst für Ende des Monats Juni oder den Anfang des Monats Juli als möglich einzuschätzen, vor allem wenn man sich der Notwendigkeit bewusst ist, es erst zu unternehmen, wenn alles so weit ist, um die entscheidenden Ergebnisse mit aller Macht und mit möglicher Raschheit zu erzielen. Eine solche Operation sollte nur einige Tage dauern und aus massiven Bombardierungen jener Punkte bestehen, deren Zerstörung oder Brandschatzung als wirksam anerkannt wurden. Diese Frist ist übrigens auch für die Türkei nötig..., damit sie sich... in die Lage versetze, allen feindlichen Reaktionen Widerstand zu leisten, die sich in der Folge der Bombardierungen gegen sie ergeben könnten.»

10. Mai 1940: Deutscher Angriff auf Belgien, Holland und Luxemburg.

15. Mai 1940: Einbruch der Deutschen in die französischen Stellungen.

22. Juni 1940: Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens zwischen Deutschland und Frankreich in Compiègne.

Ungefähr zu diesem Zeitpunkt beauftragt Hitler den

Der deutsche Dienst der BBC hatte sich bereits seit Jahren auf eine Konkurrenz mit dem deutschen Reichspropagandachef Joseph Goebbels eingelassen, die die Aussenstehenden amüsierte, die deutschen Stellen aber in Verwirrung brachte. Jede Woche veröffentlichte Goebbels in der Zeitschrift «Das Reich» seinen programmatischen Leitartikel. Am Tag vor dessen Erscheinen aber lieferte die BBC in deutscher Sprache dazu jeweils den Kommentar. Patrick Smith lüftet das Geheimnis: «Es war im Grunde ganz einfach. Chiffriert wurde der Artikel jeweils am Vortag an verschiedene Stellen des Reichsgebietes durch Funk wei-

Führungsstab des Oberkommandos der Wehrmacht und die Oberbefehlshaber der drei Wehrmachtsteile mit Vorstudien für einen Feldzug gegen die Sowjetunion.

Am 18. Dezember 1940 erlässt der «Führer und oberste Befehlshaber der Wehrmacht» die «Weisung Nr. 21: Fall Barbarossa», die mit den Worten beginnt: «Die deutsche Wehrmacht muss darauf vorbereitet sein, auch vor Beendigung des Krieges gegen England Sowjetrußland in einem schnellen Feldzug niederzuwerfen.»

Am 13. März 1941 folgt der «Erlass über die Ausübung der Kriegsgerichtsbarkeit im Gebiet ‚Barbarossa‘ und über besondere Massnahmen der Truppe».

Am 6. Juni 1941 wird der sogenannte ‚Kommissarbefehl‘ erteilt, in dem es wörtlich heisst: «Im Kampf gegen den Bolschewismus ist mit einem Verhalten des Feindes nach den Grundsätzen der Menschlichkeit oder des Völkerrechts nicht zu rechnen.» Deshalb wird verfügt:

«1. In diesem Kampf ist Schonung und völkerrechtliche Rücksichtnahme diesen Elementen (den politischen Kommissaren) gegenüber falsch. Sie sind eine Gefahr für die eigene Sicherheit und die schnelle Befriedung der eroberten Gebiete.

2. Die Urheber barbarisch asiatischer Kampfmethoden sind die politischen Kommissare. Gegen diese muss daher sofort und ohne weiteres mit aller Schärfe vorgegangen werden. Sie sind daher, wenn im Kampf oder Widerstand ergriffen, grundsätzlich sofort mit der Waffe zu erledigen.»

22. Juni 1941: Deutscher Angriff auf die Sowjetunion, auf den Tag genau ein Jahr nach der Kapitulation Frankreichs und genau 129 Jahre nach dem Einfall Napoleons in Russland.



Harry S. Truman, damals demokratischer Senator und späterer Präsident der USA, am 24. Juni 1941, also zwei Tage nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion, in einer Rede vor dem Senat:

«Wenn wir sehen, dass Deutschland gewinnt, so sollten wir Russland helfen, und wenn Russland gewinnt, so sollten wir Deutschland helfen. Sollen sie nur auf diese Weise möglichst viele totschiessen.»

tergegeben, da die Zeitschrift dezentralisiert gedruckt wurde. Unsere Leute fingen diese Übermittlungen auf und entschlüsselten sie. Diese Dechiffrier-Spezialisten waren übrigens meistens Professoren aus Cambridge oder Oxford, die vor dem Krieg Klassiker gelehrt hatten und die sich jetzt dieser Aufgabe widmeten. Besonders beliebt waren aber auch die Äther-Duelle zwischen Hans Fritzsche vom Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda und unserem berühmten Journalisten Senfton Delmer. Dazu erhielten wir stets zahlreiche Reaktionen von deutschen Zuhörern.» Dass diese Reaktionen nicht einfach

auf dem Postweg von Deutschland nach London geschickt wurden, liegt auf der Hand. Meistens gelangten sie auf dem Umweg über Schweden oder die Schweiz nach England. Besonders wertvoll waren andererseits nach Aussage Patrick Smiths die Äusserungen von deutschen Kriegsgefangenen: «Ich wurde selbst nach Frankreich geschickt, um dort mit solchen Gefangenen in Kontakt zu kommen. Zu diesem Zweck wurde ich als britischer Oberst getarnt und führte so etwas wie «Verhöre» Das war allerdings bereits nach der alliierten Invasion vom 6. Juni 1944, und da gaben sich die meisten deutschen Gefangenen natürlich als ‚überzeugte Anti-Nazi‘ aus. Den Satz ‚Ich war nie ein Nazi‘ bekamen wir tagtäglich zu hören, und so habe ich dann die anderen, die trotz der offenkundigen Niederlage immer noch an Hitlers Wunderwaffen und den Endsieg glaubten, fast ein wenig bewundert.»

Deutschnationale Christen – für und gegen Hitler zugleich

Damit, dass Patrick Smith 1944 nach Frankreich ging, hatte seine Abwehr bereits den ersten Schritt zu einer neuen Phase getan. Hier war es zunächst noch eine reine BBC-Arbeit, indem er informationshalber deutsche Kriegsgefangene befragte. Einzelne ausgewählte deutsche Gefangene wurden sogar nach London gebracht, um dort vor den BBC-Mikrofonen Auskunft zu geben. «Wir hatten dann allerdings grosse Mühe», so erinnert sich Patrick Smith, «diese Leute davon abzuhalten, Propaganda zu machen. Einen konnten wir nur im letzten Moment daran hindern, ins Mikrofon zu rufen: ‚Goebbels lügt‘. Natürlich lügte Goebbels, aber wir wollten nicht, dass deutsche Kriegsgefangene dies in den Äther riefen. Wir verlangten von ihnen, nur das zu sagen, was sie selbst sahen und erlebten. Wenn einer also aus eigener Anschauung heraus schilderte, dass er – im Gegensatz zu dem, was Goebbels glauben machen wollte – in den Gefangenenlagern keinen Hunger leide, dass er korrekt behandelt werde und vieles andere, war der Effekt ein viel tieferer. Dann kamen nämlich die deutschen Zuhörer selbst zum Schluss, dass Goebbels ein Lügner sei.» Nach seinen Abstechern nach Frankreich zog Patrick Smith dann bald noch weiter südwärts. Als Kriegskorrespondent war er ab 1944 bei der Achten Armee akkreditiert, die in der Endphase des Italien-Feldzuges über Florenz, Bologna nach Triest zog. «Vorher hatte ich mich immer ein wenig geschämt, denn meine Freunde waren alle in Uniform, ich aber – wenn auch militärisch aufgeboten – in Zivil bei der BBC. Nun hatte ich endlich in Italien doch noch die Gelegenheit, die Uniform anzuziehen», sagt Patrick Smith im Nachhinein.

Mit dem Problem «Nazi oder Anti-Nazi?» hatte sich auch Willem Visser 't Hooft herumzuschlagen: «Ganz allgemein hatten wir es in jenem Jahrzehnt wesentlich leichter als zum Beispiel heute, denn damals wusste man, wo der Feind war. Selbst im Ökumenismus gab es damals nicht

diese Nuancen, denn im Grunde genommen waren wir alle zusammen einfach gegen Hitler. Das galt auch für unsere deutschen Freunde. Schwierig wurde dies in einem anderen Bezugssystem. Es gab nämlich nicht wenige Deutsche, die kirchenpolitisch ausgesprochene Gegner Hitlers waren, die aber aus nationaler Sicht auf seiner Seite standen. Für einen Nicht-Deutschen war das schwer verständlich, und wir nannten dies kurzerhand schizopren. Aber man muss natürlich bedenken, dass in der lutherischen Tradition stets ein Unterschied gemacht wird zwischen dem, was man auf geistlichem Gebiet sagt, und dem, was auf politischer Ebene gilt. Aber es gab auch die ganz echten und überzeugten Anti-Nazi. Für mich war einer ihrer wichtigsten Adam von Trott zu Solz. An seiner antinationalsozialistischen Einstellung habe ich nie gezweifelt, aber er war immerhin im Dienst des Auswärtigen Amtes, und so wusste ich, was für ein gefährliches Spiel er trieb. Von Trott war aber nicht der einzige. Ich erinnere mich an eine Begebenheit aus den letzten Tagen des Monats August 1939. Der britische Botschafter Henderson war mit einer Botschaft seines Aussenministers Halifax zu Hitler geschickt worden, der sich in Berchtesgaden aufhielt. Am Berliner Flugplatz wurde Henderson von Diplomaten des Auswärtigen Amtes verabschiedet. Einer davon machte sich an einen Henderson-Begleiter heran und forderte ihn auf: ‚For God, say to Mr. Ambassador to speak strongly to the old man.‘ So sprach wenige Tage vor Kriegsausbruch ein deutscher Diplomat, den ich dann mitten im Krieg kennengelernt hatte, als er in offizieller Funktion nach Genf kam. Genau wie Sie sass er mir hier in meinem Hause an diesem Tisch gegenüber. Er nahm kein Blatt vor den Mund und sprach unumwunden vom ‚Teufel Hitler‘. Es war ein Mann namens von Kessel.»

Visser 't Hoofts Hauptziel in der Zeit vor und zu Beginn des Zweiten Weltkrieges war es, der Welt deutlich zu machen, was in Deutschland geschieht. Betrübt stellt Visser 't Hooft fest: «Die Welt hat nicht schnell begriffen.» Als Illustration führt Visser 't Hooft ein ganz persönliches Erlebnis an: «Ich hatte einen heftigen Streit mit meiner Schwiegermutter, und zwar im Zusammenhang mit der Konferenz vom September 1938 in München. Sie sagte immer wieder: ‚Du bist doch schliesslich ein Pfarrer, und als christlicher Pfarrer solltest du für den Frieden sein und dich über München freuen.‘ Ich aber hielt ihr entgegen: ‚Das hat nichts mit Frieden zu tun, das ist nichts anderes als Verrat.‘ Ich erinnere mich daran, dass damals nicht nur in den Kirchen Deutschlands, sondern auch in der Schweiz und in Holland Dankgottesdienste für den gesicherten Frieden abgehalten wurden. Und dann gab es eine zweite kritische Phase, jene des sogenannten *Drôle de guerre*, also der Zeit zwischen dem Sieg Hitler-Deutschlands über Polen (Ende September 1939) und dem Einfall deutscher Truppen in Dänemark und Norwegen (9. April 1940). Allzu viele Leute hofften immer noch auf den Frieden, wir aber sagten stets: «Frieden ja, aber ohne Hitler’.»

Der Kampf von Visser 't Hooft gegen den Nationalsozialismus im allgemeinen und die nationalsozialistische Kirchenpolitik im besonderen verlief zweispurig. Soweit er sich gegen die neuheidnischen Behörden richtete, war er zwar von Genf aus, also auf Distanz, politisch einfach, doch musste sehr behutsam vorgegangen werden, um nicht die Glaubensfreunde in Deutschland selbst zu gefährden. Politisch heikler war dieser Kampf, soweit er sich gegen regimehörige kirchliche Amtsstellen in Deutschland richtete, weil stets die Gefahr einer unnötigen Verwirrung unter den Gläubigen bestand. Es kam noch vor dem Krieg zur offenen Auseinandersetzung. Am 6. April 1939 veröffentlichte die «offizielle» Kirche Deutschlands eine skandalöse Erklärung gegen die Ökumenische Bewegung. Darin hiess es unter anderem: «Jedes überstaatliche oder internationale Kirchentum römisch-katholischer oder welt-protestantischer Prägung ist politische Entartung des Christentums... Der christliche Glaube ist der unüberbrückbare religiöse Gegensatz zum Judentum.» Nicht zuletzt auf Drängen des Basler Theologen Karl Barth und des Dekans von Canterbury, George Bell, veröffentlichte der «Ökumenische Presse- und Nachrichtendienst» im Mai 1939 dann eine Deklaration, in der u.a. folgende Sätze enthalten waren: «Die nationale Gliederung der christlichen Kirche ist nicht ein notwendiges Element ihres Lebens. Sie hat gewisse Vorteile, aber sie birgt auch Gefahren... Der christliche Glaube ist die Bestätigung des Gehorsams gegen Jesus Christus, der der Messias Israels ist... Die Kirche Jesu Christi ist allein Jesus Christus Treue schuldig... Die christliche Kirche kann keine anderen Massstäbe für Ordnung oder Toleranz anerkennen als die, welche sich aus der Bejahung der einen, in Jesus Christus der Welt geschenkten Offenbarung und aus der Anerkennung der vollen Freiheit zur Verkündigung des Evangeliums ergeben.» Diese Erklärung war unterzeichnet von William Ebor, Vorsitzender des Vorläufigen Komitees des Weltrats der Kirchen (im Aufbau begriffen), Marc Boegner, Vorsitzender des Verwaltungsausschusses, W.A. Visser 't Hooft, Generalsekretär, und William Paton, Generalsekretär. Damit waren die Fronten abgesteckt. Das sogenannte «Aussenamt» der Deutschen Evangelischen Kirche protestierte telegrafisch und bezeichnete die Genfer Äusserung als eine «Einmischung in innerdeutsche Angelegenheiten».

Als dann der Krieg ausbrach, fungierte Visser 't Hooft in Genf als Informationsdrehscheibe. Allerdings musste er sich fragen, ob es richtig sei, an der Westecke der Schweiz zu verharren, nachdem die deutschen Truppen beide Flanken abgedeckt hatten. Noch vor dem Zusammenbruch Frankreichs erklärte sich Visser 't Hooft seinem Kollegen William Paton in London: «Ich bin zur Überzeugung gekommen, dass es meine Pflicht ist hierzubleiben... Selbst wenn die Schweiz von der deutschen Armee besetzt würde, müsste das nicht notwendigerweise das Ende unserer Arbeit mit den verschiedenen europäischen Ländern bedeuten. Nur für den Fall, dass die Schweiz direkt in das Reich

Der historische 18. Juni 1940

Am Morgen jenes 18. Juni 1940, als es noch ein Tag war wie jeder andere, ausser dass man mit Bangen auf die Kriegsereignisse in Frankreich blickte und fast stündlich den Fall von Paris erwartete, arbeitete Patrick Smith wie gewöhnlich in seinem Büro in der BBC in London. Kurz vor Mittag wandte sich einer seiner Kollegen mit der Bitte an ihn: «Könntest Du heute nachmittag einen französischen Offizier empfangen, der sich in französischer Sprache über unseren Sender äussern will?» Patrick Smith willigte ein, und er wusste, was er zu tun hatte: Er musste den Franzosen ins Studio begleiten und dort vor der Sendung dessen Manuskript lesen. «Es war nicht eine Zensur, die ich vornehmen musste», erinnert sich Patrick Smith, «aber wir waren den Franzosen gegenüber eher misstrauisch, besonders in jenen Tagen, da man ja nicht wusste, wer auf welcher Seite stand.» Und dann fragte Patrick Smith seinen Kollegen noch nach dem Namen des zu erwartenden französischen Offiziers. «Ich weiss es auch nicht genau», antwortete dieser, «ich kenne nur sein Pseudonym. Er nennt sich ‚de Gaulle‘ oder so ähnlich.»

Am späten Nachmittag kam dann General Charles de Gaulle ins BBC-Studio. Patrick Smith begleitete ihn zum Mikrofon, vor dem eben ein französischer Major den Tageskommentar gelesen hatte und der wie elektrisiert aufschnellte, als er plötzlich den Zwei-Stern-General vor sich sah. Und dann sprach Charles de Gaulle zu den Franzosen und machte ihnen Mut mit der Feststellung: «Frankreich hat eine Schlacht verloren, nicht aber den Krieg.»

Anderntags meldete sich de Gaulles Adjutant bei Patrick Smith und ersuchte um Überlassung der Tonaufnahme des gestrigen Appells. Zum Entsetzen des Adjutanten, der offenbar ahnte, welches Donnerwetter ihn erwarten würde, musste Patrick Smith mitteilen, dass von dieser Sendung keine Aufnahme gemacht worden sei. Wenig später erschien dann General de Gaulle persönlich zum zweitenmal im BBC-Studio, um seinen Appell zu wiederholen – diesmal für die Nachwelt auf einen Tonträger.

eingegliedert und die Gestapo hier allmächtig würde, könnte unsere Art von Arbeit hier ganz lahmgelegt werden.» Diese pessimistische Version wurde, wie man heute weiss, nicht Wirklichkeit. So konnte Visser 't Hooft seinen «Internationalen Christlichen Presse- und Informationsdienst» zum «unentbehrlichen Kommunikationsmittel sowohl der europäischen Kirchen, die in der Konfrontation mit dem Nationalsozialismus standen, als auch zwischen diesen und ihren Schwesterkirchen in anderen Teilen der Welt» machen. Direkte Reisen wurden trotzdem relativ

schwierig. Ausser einem Besuch in Jugoslawien konnte Visser 't Hooft sich in den Jahren bis 1942 nur ins freie Frankreich begeben, was aber umso wichtiger war, als auf diese Weise der dortige Widerstandswille gefestigt werden konnte. Im Sommer 1941 wirkte er aktiv mit, als die «Thesen von Pomeyrol» ausgearbeitet wurden, in denen u.a. festgehalten wurde: «Die Kirche erhebt feierlich Einspruch gegen jede Gesetzgebung, die die Juden aus der menschlichen Lebensgemeinschaft ausstösst... Wenn sie auch die materiellen Folgen der Niederlage hinnimmt, hält die Kirche doch den Widerstand gegen totalitäre und götzendinerische Einflüsse jeder Art für eine geistliche Notwendigkeit.»

Abgesehen von diesen religiös motivierten Aktivitäten liess sich Visser 't Hooft aber auch ganz bewusst in ein «Netz geheimer Verbindungen zwischen der Widerstandsbewegung der Niederlande und der legalen holländischen Regierung, die von London aus operierte», einspannen. Zu Beginn des Jahres 1942 flog er mit einem Diplomatenpass über Frankreich nach England, um «bei der Bereinigung von Missverständnissen zwischen der Regierung und wichtigen Teilen der holländischen Bevölkerung zu helfen». Damit war die «Schweizer Strasse» aufgebaut, auf der der Nachrichtenverkehr sehr rasch intensiviert wurde, wobei es natürlich in beiden Richtungen ein Geben und Nehmen war.

Willem Visser 't Hooft nahm engen Kontakt mit den Leuten des innerdeutschen Widerstandes auf, weil er auf diese Weise einen Beitrag zur Wiederherstellung des Friedens zu leisten überzeugt war. Einer seiner Verbindungsmänner war Adam von Trott zu Solz, den er seit 1928 kannte und der nun, zu Beginn des Krieges, in das Berliner Auswärtige Amt eingetreten war. Dank dieser Funktion konnte Adam von Trott zu Solz in neutrale Länder reisen und traf deshalb immer wieder mit Visser 't Hooft zusammen. Dabei, so erinnert sich der Holländer, sei klargeworden, dass diese Widerstandsgruppe davon ausging, man müsse Hitler Gewalt entgegensetzen, und man müsse Nachkriegsdeutschland und Nachkriegseuropa auf föderalistischen Grundlagen aufbauen. Visser 't Hooft überbrachte im Mai 1942 ein von Trott verfasstes Widerstandsmemorandum Sir Stafford Cripps zu Händen von Premierminister Churchill, der jedoch auf dem Standpunkt beharrte, dass Deutschland militärisch besiegt werden müsse. Mitte Januar 1943 wurde diese Formel dann zwischen Churchill und dem amerikanischen Präsidenten Roosevelt offiziell festgelegt; die Konferenz von Casablanca wurde als die «Konferenz der bedingungslosen Kapitulation» bezeichnet.

Vor allem Churchill hatte in jener Zeit den deutschen Widerstand nicht ernstgenommen. Visser 't Hooft, der besser in diese Zusammenhänge hineinsah, schätzte die Aktivitäten der deutschen Anti-Nazi sehr hoch: «Es ging ihnen nicht nur um eine Manifestation nach aussen, sondern um die Beseitigung des Regimes. Diese Leute haben fieberhaft organisiert.

Das weiss ich, weil ich mit ihnen in engem Kontakt stand. Nur hat es furchtbar lange gedauert, weil sie sich bewusst waren, dass sie ohne Armee nichts unternehmen konnten. Immer wieder sagten sie mir: Die Zeit ist noch nicht gekommen. Andere wieder glaubten, den Aufstand nicht wagen zu können, weil sonst die Russen kämen. Sicher fünf- oder sechsmal waren deutsche Widerstandsvertreter bei mir und versprachen: Jetzt wird es bald passieren. Und wenn sie dann das nächste Mal kamen, musste ich ihnen vorwerfen, wiederum nichts getan zu haben. So dauerte es bis zum 20. Juli des Jahres 1944 – und durch einen Zufall kam auch diesmal Hitler nicht ums Leben.»

Die Engländer und die Amerikaner neigten auch dann noch dazu, den Widerstand herunterzuspielen. Sie werteten das Attentat vom 20. Juli als einen «Streit zwischen verschiedenen Lagern nationalsozialistischer Militäristen». Wie sah dies damals Visser 't Hooft? Seine Antwort: «Lesen Sie in meiner Autobiographie nach. Dort habe ich wörtlich geschrieben: ‚Was für Leute waren denn beteiligt? Vor allem drei Gruppen, die sich teilweise überschneiden, nämlich 1. Beamte, grossenteils Ministerialbeamte, und unter diesen als vielleicht wichtigste die Angehörigen des Auswärtigen Amtes; 2. Gewerkschaftsführer; 3. führende christliche Laien und einige Geistliche, sowohl katholische wie protestantische. Diese Kombination deutet in sich schon auf einen für Deutschland neuartigen Vorgang, nämlich auf ein Zusammenrücken von Sozialisten und überzeugten Christen. ‚Was ich damit für den deutschen Widerstand hervorheben wollte, gilt auch für die Résistance in anderen Ländern, für Holland, Frankreich usw. Leute, die an sich politisch und sogar weltanschaulich verschiedene Meinungen vertraten, schlossen sich im grossen Erlebnis des Widerstandes zusammen. Man klammerte bewusst aus, was später geschehen sollte, und vereinigte sich zum gemeinsamen Kampf.‘

Die Frage des Zusammenschlusses mit politischen Gegnern tritt im Leben des griechischen Staatsmannes Panajotis Kanellopoulos besonders deutlich in Erscheinung. Vom Diktator Metaxas war er auf eine Insel verbannt wor-

Geheim, geheimer, am geheimsten...

«Es belustigte mich sehr, als eines Tages Elisa* beth Wiskemann, eine Beamtin der politischen Abteilung der britischen Botschaft in Bern, zu mir kam und fragte, ob ich eine Möglichkeit hätte, Dokumente nach London zu befördern. Sie hatte Material, das sie ihrer Regierung übergeben wollte. Ich fragte natürlich, ob der berühmte Secret Service das nicht übernehmen könne, aber sie sagte, der britische Geheimdienst sei derart geheim, dass auch sie keine Verbindung zu ihm habe. ‚Gut‘, sagte ich, ‚Ihre Dokumente werden in etwa zehn Tagen in London sein.‘»

Visser 't Hooft in seinem Buch «Die Welt war meine Gemeinde», Buchclub Ex Libris, Zürich, 1974, Piper Verlag, München, 1972.

den; mit ihm war er zusammenzuarbeiten bereit, als Italien Griechenland am 28. Oktober 1940 überfiel: «Wir haben uns nicht mit dem Gegner verbunden, wir haben uns mit der Nation verbunden. Der Feind der Griechen, der den Boden unseres Vaterlandes betreten wollte, war Mussolini.»

Kanellopoulos hat 1936, als Metaxas die Regierung übernahm und sehr rasch eine Diktatur errichtete, die Lehrtätigkeit aufgegeben, um sich ganz der Politik zu widmen und für die Demokratie zu kämpfen. Sehr bald wurde er zusammen mit seiner Frau verbannt. «Die Verbannung», so sagt er heute rückblickend, «war für mich eine grosse Erfahrung; diese Prüfung war nützlich, weil ich erstens gelernt habe, nicht sofort und nicht leicht Erfolg zu haben, und weil ich zweitens vier Jahre lang – genauer gesagt drei Jahre und zehn Monate – ungestört lesen und schreiben konnte. Allerdings nicht nur über Politik, sondern auch über Geschichte und Philosophie. So konnte ich quasi ‚in Ruhe‘ meine ‚Geschichte des europäischen Geistes‘ verfassen, deren erste Version mit rund tausend Seiten Umfang 1947, also nach dem Kriege, veröffentlicht wurde und deren unvollendete Überarbeitung schon auf sechstausend Seiten angewachsen ist. Aus meiner Zweisamkeit heraus, in der ich von Polizei-Gnaden Bücher und Zeitungen erhielt, jedoch nur ausgesuchte Besuche empfangen durfte (meine Eltern konnten einmal zwei bis drei Tage auf der Insel bleiben), schrieb ich im Juli 1939 dem Diktator Metaxas ein umfangreiches Memorandum, in dem vor allem folgende drei Punkte aufgeführt waren:

1. Der Zweite Weltkrieg kommt bestimmt. Er ist unvermeidlich.
2. Griechenland muss sich vorbereiten auf eine grosse Prüfung, denn auch das ist unvermeidlich, dass Griechenland hineingezerrt wird.
3. Selbst wenn diese Achse Berlin-Rom ganz Kontinentaleuropa erobern sollte, wird sie doch am Ende den Krieg verlieren.

Natürlich habe ich nicht einfach trocken diese Punkte dargestellt, sondern sie ausführlich begründet. Es war ein über dreissig Seiten starkes Schreiben.»

Griechenlands Tragödie: Von der Diktatur über die Okkupation in den Bürgerkrieg

Wie konnte sich ein Mann, der für die Demokratie lebte und bereit war, dafür sein Leben zu opfern, an einen Diktator wenden? «Ich glaubte, mich an ihn wenden zu müssen, weil ich befürchtete, er würde sich als Diktator und als Sympathisant dieser Systeme irgendwie an den Faschismus oder den Nationalsozialismus anlehnen. Schon aus seiner Haltung im Ersten Weltkrieg wusste ich, dass er deutschfreundlich war. Er war Oberst und ein Freund von König Konstantin I.»

Das alles nutzte Panajotis Kanellopoulos nichts mehr. Metaxas führte bis 1941 seine autoritäre und antikommunistische Regierung weiter, wenngleich er sich gegen den italienischen Angriff von Albanien her zur Wehr setzte.

Sein Widerstand war genauso unwirksam wie die sogenannte Metaxas-Linie, die als Verteidigung gedacht war, die aber von den Deutschen im April 1941 durchbrochen wurde: An diese Zeit erinnert sich Kanellopoulos zurück, wenn er sagt: «Das erste Jahr der Besetzung habe ich hier in Griechenland erlebt. Am 31. März 1942 musste ich mit meiner Frau fliehen, denn ich wurde von den Besatzungstruppen, von der Gestapo, von der italienischen Kommandantur und der Gendarmerie belästigt und bedroht. Ich musste fliehen, doch gab es damals in den Bergen noch keine Maquis. Die kamen erst einige Monate später. So hatte ich keine andere Wahl, als mit einem Boot übers Meer zu fliehen. Vier Tage später erreichten wir – aus Attika kommend – die Türkei, vier weitere Tage blieben wir in der Nähe von Izmir. Von dort flüchteten wir weiter nach Ägypten, wo es griechische Einheiten gab. Damals waren übrigens gerade Vertreter der in London etablierten Exilregierung und der König selbst in Ägypten, und so wurde ich eingeladen, in die Exilregierung – mit Sitz Kairo – einzutreten. Ich wurde Vizepremierminister und Minister der Streitkräfte, also Minister der Verteidigung. Der Ministerpräsident und alle anderen Regierungsmitglieder waren – wie bereits erwähnt – in London. Mit einer eigenen Brigade haben wir Griechen dann in der Schlacht von El-Alamein mitgekämpft. Auch die griechische Flotte wirkte mit; sie war zwar weitgehend von deutschen Stukas zerstört, doch hatten die Engländer die Einheiten rasch mit neuen Schiffen ausgerüstet. Unsere Flotte war trotz allem die zweitgrösste Flotte im östlichen Mittelmeer, bis 1943 sogar im ganzen Mittelmeer, denn die Amerikaner erschienen erst im Jahre 1943.

Später kam es in Griechenland – wie Sie wissen – zum Bürgerkrieg. Dafür gab es schon in jenem ersten Jahr der Besetzung, das ich noch an Ort und Stelle erlebte, einige Symptome, aber wir hofften, dass der Bürgerkrieg zu vermeiden sei. In Kairo habe ich dann in dieser Richtung noch vieles unternommen, doch ohne Erfolg. Im Jahre 1944 kam Georgios Papandreou nach Kairo, nachdem er Griechenland heimlich verlassen hatte, und wurde Ministerpräsident der Exilregierung. Da war ich Mitglied seines Kabinetts, und gemeinsam haben wir vieles unternommen, um den Bürgerkrieg doch noch abzuwenden, der am Vorabend der Befreiung Griechenlands umso heftiger drohte. Es gab Kämpfe zwischen den verschiedenen Maquis, dem kommunistischen und dem nationalistischen, und wir haben den Entschluss gefasst, die Kommunisten in unsere Regierung aufzunehmen. So hatten wir zum ersten und einzigen Mal eine nationale Regierung in Griechenland – von Ende August/ Anfang September bis Anfang Dezember 1944. Sie repräsentierte alle Parteien. Am Anfang war es die Exilregierung, im Oktober kehrten wir dann nach Griechenland zurück. Ich selbst war schon im September gekommen. Ich kam als erstes Regierungsmitglied aus dem Exil in die Heimat zurück, und zwar in dem Augenblick, als die deutschen Truppen sich anschickten, den Peloponnes zu evakuieren. Mich

hatte man geschickt, weil es im Peloponnes eine kommunistische Armee von 30'000 Mann gab. Überall, wo die Deutschen sich zurückzogen, gab es schreckliche Schlächtereien, obwohl – wie gesagt – die Kommunisten in unserer Regierung waren. Als ich im Süden des Peloponnes ankam, waren die Deutschen noch im Norden. Der Kommunistenführer, eine vom Standpunkt des Schreckens, aber auch vom Standpunkt der Bewunderung aus legendäre Figur – gab mir am 27. September, als ich dort eintraf, sein Wort, dass er aufhören werde, Griechen zu exekutieren. Er hat Wort gehalten, nachdem vorher über 6'000 Menschen unter schrecklichsten Bedingungen ihr Leben verloren hatten. Ich habe dann 20 Tage mit ihm in der kommunistischen Armee verbracht. Das war eine der grossen Erfahrungen für mich. Ich sah beides: das Gute und das Schlechte, den Enthusiasmus und die Schreckensherrschaft. Beides gab es bei diesen jungen Leuten.

Mitte Oktober kam dann die Regierung unter dem Vorsitz von Papandreou nach. So habe ich den Peloponnes verlassen und kehrte nach Athen zurück. Bis zum Monat Dezember 1944 habe ich alle Anstrengungen unternommen, um den Bürgerkrieg zu vermeiden, aber es ist mir und meinen Kollegen nicht gelungen.

Nach getaner Pflicht kein Gefühl von Auferstehung, sondern nur Enttäuschung

Dabei will ich jetzt nicht behaupten, dass nur die Kommunisten verantwortlich waren für das Versagen. Wir waren vermutlich bis zu einem gewissen Grad mitverantwortlich. Die Tatsache, dass es uns nicht gelang, den Bürgerkrieg zu vermeiden, spricht nicht für uns, also müssen wir teilweise mitverantwortlich sein. Ich will das Problem den Historikern und der Zukunft überlassen, ob wir mehr verantwortlich waren, oder ob dies den Kommunisten zuzuschreiben war.

Auf jeden Fall: Am 2. oder 3. Dezember 1944 kam es dann zu einem Bruch; und bis in die ersten Tage des Jahres 1945 hat Athen etwas erlebt, was unmöglich ist, zu beschreiben: Bürgerkrieg. Am Anfang waren wir nur im Zentrum der Stadt und hatten nur wenige Soldaten. Anfänglich waren 800 bis 1500 Engländer auf unserer Seite, um uns in diesem Konflikt zu helfen. Es ist vielleicht interessant in diesem Zusammenhang zu erwähnen, dass es Churchills ureigenste Idee war, dass die griechische Exilregierung unter Papandreou im Oktober nach Athen übersiedele. Dabei muss man bedenken: Ich war damals Finanzminister ohne Geld und Marineminister ohne Schiffe, denn die Kriegsschiffe waren alle in Piräus.»

Und wie hat diese Erfahrung auf Kanellopoulos gewirkt? Mit eher trauriger Stimme sagt er: «Zwar hatten wir den eigentlichen Krieg hinter uns, zwar war die Befreiung Wirklichkeit, aber angesichts des eben überstandenen Bürgerkrieges hatten wir nicht das Gefühl einer Auferstehung. Im Gegenteil: Wir hatten das Gefühl eines Sturzes in einen neuen Abgrund. Es war eine furchbare Enttäuschung. Wir

hatten alle – von beiden Seiten – unsere Pflicht getan.»

In Frankreich, wo die beiden Ausdrücke «Maquis» und «Résistance» nicht nur ethymologisch, sondern auch politisch beheimatet sind, streitet man sich nachträglich vielfach um das Erstgeburtsrecht. Die unterschiedlichsten Gruppierungen nehmen für sich den Ruhm in Anspruch, als erste «Widerstand» geleistet zu haben. Das ist zum grossen Teil auf die politischen Rivalitäten zurückzuführen, zum Teil aber auch auf die verschiedenen Interpretationen. Was ist eigentlich Widerstand? In der Physik bezeichnet man damit ganz allgemein eine «hemmende Kraft». Auf die Politik übertragen waren schon die Publikationen, an denen die junge Französin Marie-Madeleine Fourcade mitwirkte, «Widerstand». Die eine hiess «Barrage» (Damm) und war ausgesprochen antikommunistisch ausgerichtet, die andere, «Notre Prestige», war nationalistisch-patriotisch. Beide wurden nachher im «Ordre National» zusammengeschlossen, und darin hat Berthold Jacob, den Marie-Madeleine Fourcade einen «Benediktiner des Nachrichtenwesens» nennt, bereits von 1938 an Einzelheiten über die deutsche Wehrmacht veröffentlicht. Diese Informationen gingen so sehr ins Detail, dass das geheime «Deuxième Bureau» – nicht zuletzt aus Eifersucht darüber, dass es nicht selbst über diese Informationen verfügte – diese Veröffentlichungen als Unsinn abtun wollte. In Wirklichkeit aber hätte genau diese Tätigkeit der Marie-Madeleine Fourcade eine entscheidende «hemmende Kraft» sein können, kannte man doch nicht nur den inneren Aufbau der deutschen Wehrmacht, sondern teilweise auch einzelne Schlachtpläne, und dies zu einem Zeitpunkt, da der Krieg noch gar nicht ausgebrochen war. Major Georges Loustaunau-Lacau, der eigentliche Kopf dieser Widerstandsgruppe und verantwortliche Redakteur dieser Publikationen hatte also rechtzeitig gewarnt und dabei kein Blatt vor den Mund genommen. Unumwunden erklärte er, Frankreich sei verkauft und verraten. Dieser Anschuldigung wegen wurde er in Festungshaft gesetzt, und die Ironie des Schicksals wollte es, dass der Untersuchungsrichter ausgerechnet am 12. Mai 1940, an jenem Tag also, da die Deutschen in Frankreich einmarschierten, Anklage erhob. Zu Marie-Madeleine Fourcade, die als Zuhörerinnen im Gerichtssaal sass, sagte Loustaunau-Lacau im Vorbeigehen: «Passen Sie auf! Wir treffen uns nachher in Oloron-Ste-Marie!» Tage später brach der Major auf, kämpfte gegen die Deutschen, wurde verwundet und flüchtete aus dem Lazarett Châlons-sur-Marne, um sein Versprechen einzuhalten. Marie-Madeleine Fourcade erinnert sich: «Am 16. August 1940 kam er in Oloron an. Wir waren unserer fünf und begannen sofort, unser Netz aufzubauen. Loustaunau-Lacau wurde ein Jahr später, am 17. Juli 1941, durch Vichy-Behörden verhaftet, deportiert und verurteilt. Sein eigener früherer Chef Marschall Pétain lieferte ihn den Deutschen aus, die ihn ins Konzentrationslager Mauthausen steckten, aus dem er später in erbarmungswürdigem Zustand herauskam; kurze Zeit

darnach starb er. Die Generalssterne wurden ihm auf dem Sterbebett überreicht.»

Marie-Madeleine Fourcade aber vermochte bis zur Befreiung Frankreichs zu kämpfen. Anfänglich, so erinnert sie sich, hatte sie allerdings immer wieder den teils erstaunten, teils entsetzten Ruf vernehmen müssen: «Mein Gott, eine Frau!» Aber diese Frau setzte sich durch, dank ihrer natürlichen Autorität, ihrer Intelligenz, ihrem physischen Durchhaltevermögen und ihrem unerschütterlichen Willen. Dass ausgerechnet Alexandre Dumas' Roman «Die Kame-liendame» als Basis für die Chiffrierung gedient hat, war blosser Zufall!

Im Herbst 1941 waren bereits sechs Sender dieses Netzes in Funktion: KVL in Pau, MED in Marseille, BAY in Nizza, VAL in Lyon, OCK in Paris und SHE in der Normandie. Die Kurierpost gelangte jede Woche von Frankreich im Diplomatengepäck nach Madrid und von dort nach London. Feste Patrouillen, die anfänglich im sogenannten freien Frankreich zirkulierten, begannen hierauf auch im besetzten Teil und in Nordafrika aktiv zu werden. Zwar lernten die anfänglichen Amateur-Spione im Laufe der Zeit wesentlich hinzu, andererseits wuchs die Gefahr, je mehr sich das Netz ausweitete. Niemand konnte jemals im Voraus wissen, was die nächste Stunde bringen würde. Marie-Madeleine Fourcade erzählt aus ihrer Erinnerung: «Da haben einmal zwei Post-Inspektoren in einer verlassenen Garderobe eines Büros, das uns als Briefkasten diente, Dokumente und Waffen gefunden. Man erkannte sogleich die Schrift und konnte Einzelheiten erkennen, so dass kurze Zeit später eine ganze Patrouille festgenommen wurde. – Noch schlimmer war es nachher in Pau, wo mein ganzer Stab, die Transitagenten, meine eigene Mutter, die Frau und der Sohn von Loustaunau-Lacau durch eine Polizeibrigade, die aus Périgueux gekommen war, verhaftet wurden. Vor allem mein Stellvertreter Maurice Coustenoble wurde gefoltert, doch nahm er mutig alles auf sich, gab sich als Chef des Netzes aus und leugnete, dass ich selbst und auch der sich bereits im Gefängnis befindliche Loustaunau-Lacau überhaupt etwas damit zu tun gehabt hätten. Stundenlang musste Coustenoble auf einem Lineal knien, und immer wieder fuhren sie mit den Flammen von angezündeten Zeitungen über seinen Körper. Er hielt tapfer durch. Glücklicherweise hatte der Sender KVL noch rechtzeitig aus dem Haus transportiert werden können, doch hat die Person, die ihn in Sicherheit brachte, plötzlich Angst bekommen, ihn deshalb in tausend Stücke geschlagen und im Giessbach verschwinden lassen.»

Marie-Madeleine Fourcade erzählt nicht gerne solche Einzelheiten. Für sie zählen die Aktivität als Ganzes und die Taten aller ihrer Mitkämpfer. «Es ging nie um einzelne Personen und um einzelne Bravourstücke, sondern immer nur um Frankreich, um die Freiheit, um Europa», unterstreicht sie unmissverständlich. Auch Roger Garaudy will keineswegs die Verdienste anderer Widerstandsgruppen schmälern.

aber für ihn steht fest: «Der kommunistische Widerstand war der erste, die Kommunisten waren in Frankreich am Anfang allein. Natürlich gab es etwa im September 1940 einzelne Widerstandsleute, aber organisiert war der Widerstand damals nur in der kommunistischen Partei.» Dieser Meinung steht die Tatsache entgegen, dass kurz vor Kriegsausbruch immerhin der deutsch-russische Pakt von den beiden Aussenministern Joachim von Ribbentrop und Wjatscheslaw Molotow unterzeichnet worden war. Selbst der Widerstandskämpfer und Agent Jacques Bergier, der den Kommunisten sehr nahestand, erklärte aus eigener Anschauung: «Es ist klar, dass die Arbeiterklasse Europas dem Dritten Reich eher indifferent oder gar wohlwollend gegenüberstand, bis Hitler 1941 die Sowjetunion angegriffen hat. Die französische Arbeiterschaft zum Beispiel streikte nie und verhielt sich ausserordentlich ruhig; erst mit dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion kam es zur Polarisierung.» Roger Garaudy will dies für sich selbst zweifellos zu Recht nicht gelten lassen, und er erinnert sich auch an die eindeutig anti-nationalsozialistische Haltung seiner Genossen. Was den russisch-deutschen Pakt anbelangt, verweist er auf ein ausführliches Dossier, das er nach dem Krieg zu diesem Thema zusammengestellt hat (Später im Text auszugsweise wiedergegeben), aber rein emotional hat er jenen Tag, es war der 23. August 1939, nicht vergessen: «Als die Nachricht in Frankreich eintraf, war ich noch Soldat in Toulouse. Man wollte mich zwingen, diesen Pakt zu desavouieren. Als ich dies verweigerte, wurde ich mit Fusstritten die Treppe hinuntergestossen, mein Soldatenmantel war vollgespuckt worden. Man führte mich in die Kaserne. Von dort wurde ich von einem Leutnant und vier Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten ins Lager Valdahon gebracht und dann bei Kriegsausbruch an die Sarthe. Später wandte sich einmal ein General an mich mit den Worten: ‚Ich spreche zu Ihnen nicht als General, sondern als ehemaliger Kämpfer zum ehemaligen Kämpfer. Was denken Sie jetzt vom deutsch-russischen Pakt?‘ Ich sagte: ‚Herr General, was denken Sie vom Westfälischen Frieden?‘ Seine Frage war umso deplazierter, als zu jenem Zeitpunkt die deutschen Truppen bereits vor Moskau standen. Der Pakt vom Jahre 1939 war nichts als eine Notwendigkeit, und selbst Leute wie Paul Reynaud und Winston Churchill haben anerkannt, dass dies die einzig mögliche Lösung war für die Sowjets.»

Roger Garaudy selbst war stets ein überzeugter Gegner des Nationalsozialismus. Dass er nur sehr kurz aktiv im Widerstand tätig sein konnte, war nicht seine Schuld: «Als mein Militärdienst zu Ende war, brach der Krieg aus. Kurz darnach wurde ich verhaftet. Am 1. oder 2. September 1940 wurde ich dann freigelassen und begann sofort damit, kommunistische Widerstandsgruppen zu organisieren. Vierzehn Tage später wurde ich aber erneut festgenommen. Am 14. September hatte man mich sozusagen auf frischer Tat ertappt, als ich in der Kaserne von Albi Flugblätter verteil-

te. Es waren Aufrufe zum Widerstand, Widerstand allerdings nicht nur gegen Nazi-Deutschland, sondern auch gegen das verräterische Frankreich. Das Komischste: Ich wurde verhaftet als ein «für die nationale Verteidigung und die öffentliche Sicherheit gefährliches Individuum» Glücklicherweise gab es damals noch keine Deportation nach Deutschland. Man schleppte uns von Gefängnis zu Gefängnis und verfrachtete uns im Februar 1941 nach Algerien, wo wir in einem Lager in Djelfa, im Norden der Sahara, interniert wurden.»

Wie aber stellten sich Kommunisten vom Schlage Garaudys zu General Charles de Gaulle? «Ich bin weniger hart zu ihm, als dies meine Partei oft war», analysiert Roger Garaudy. «De Gaulle hat in seinem Appell vom 18. Juni 1940 den Widerstand mit keinem Wort erwähnt. Er wollte Frankreichs Befreiung nicht von innen heraus, denn er befürchtete, die Kommunisten würden so zuviel Einfluss gewinnen. Er wollte die Befreiung von aussen. Es war übrigens Churchill, der de Gaulle aufforderte, die Résistance zu organisieren. So paradox dies ist, Churchill riet dazu genau aus dem Grund, aus dem heraus de Gaulle eigentlich dagegen war: Er warnte davor, dass sonst die Kommunisten allein den Widerstand machen würden, was politische Folgen haben könnte. De Gaulles Wandel kam also nicht ganz so spontan.»

Im Dienste Frankreichs und der Sowjetunion für die Befreiung Europas

Mit Roger Garaudy hatte Jacques Bergier gemeinsam, dass auch er nicht für Frankreich, sondern gegen den Nationalsozialismus kämpfte. Wie er kämpfte, fasst er in die einfachen Worte zusammen: «Ich bemühte mich, so etwas wie der ‚Herr bitte schön‘ (S’il vous plaît = Auskunftsdienst) des Widerstandes zu sein, also eine Dienststelle die alles, was irgendwie nötig war, liefern konnte. Ich hatte sogar die Absicht, in den drei Geheimzeitungen, die wir herausbrachten, eine regelmässige Anzeigenseite zu veröffentlichen, durch die man Offerten machen oder Gesuche publizieren könnte. So etwa: ‚Gruppe, die über einen Totschläger verfügt, der für zwei Monate nichts zu tun hat, borgt ihn einer anderen Gruppe aus‘ oder ‚Tausche hundert Brandbomben gegen Munition von automatischen Schmeisser-Pistolen‘ oder Bewegung, die einen Radiokanal nach London hat, tauscht Sendezeit gegen solche auf einen Kanal nach Moskau‘ usw. Das war etwa Ende 1943, doch kam ich nicht mehr dazu, dies zu verwirklichen, weil ich verhaftet wurde.»

Jacques Bergier war Mitkämpfer der berühmten «Roten Kapelle», die ja bekanntlich auch in der Schweiz ausserordentlich aktiv war. Das Stichwort genügt, um Bergier zu einer ihm wichtig erscheinenden Zwischenbemerkung zu veranlassen: «Ich war mehrmals in der Schweiz, vor allem 1942; meine Reisebewilligung für die Schweiz war übrigens von keinem geringeren als Pierre Laval unterzeichnet, dem damaligen Ministerpräsidenten, der ja be-

kanntlich nach dem Krieg wegen Kollaboration mit dem Feind zum Tode verurteilt wurde. Damals aber steckte er in einer Phase, in der er sich an den Widerstand anzulehnen suchte. Ich war mit Laval in Kontakt und telegraphierte an de Gaulle in London: ‚Habe Laval engagiert Widerstandsnetz Marco Polo stop Pseudonym Judas stop erwarte Instruktionen.‘ Dass diese Beziehungen dann nichtweitergingen, weiss manja, aber immerhin: Ich besitze noch die Ausreisebewilligung mit seiner Unterschrift. Damit fuhr ich also in die Schweiz und sprach dort mit Leuten des nationalen Nachrichtendienstes, aber ich habe den Schweizern immer deutlich gemacht, dass ich nie etwas gegen die Schweiz unternehmen werde.» Und zur Zusammensetzung seines eigenen Netzes, also der «Roten Kapelle», sagt er wörtlich: «Natürlich waren dies alles Anti-Nazi. Mehr aber nicht. Viele wussten nicht einmal, für wen sie arbeiteten. Unsere Zentrale war in Moskau, aber vor allem unsere belgische Zelle und auch sehr viele Deutsche, die in unserem Dienst standen, glaubten, für den britischen ‘Intelligence Service’ zu arbeiten.»

Jacques Bergier war aber nicht nur ein «Schreibtischtäter», sondern er legte im wahrsten Sinn des Wortes Hand an, wenn ihm dies nötig erschien. So erzählt er vom Jahre 1943: «Ich war nach Paris gekommen, um eine neuartige Bombe zu legen, und ich wollte sie auch explodieren sehen. Sie explodierte in einer einmaligen Art und Weise, und es flogen Teile von SS-Leuten zum Himmel. Ich hatte mich bereit gemacht mit der Masse davonzulaufen, wenn diese – aufgeschreckt durch die Explosion – sich zerstreuen werde. Aber die Reaktion dieser Masse hat mich erstaunt. Niemand rannte davon, niemand war erschreckt. Wie Schafe blieben die Leute stumpfsinnig am Ort. Die französische und nachher auch die deutsche Polizei kamen. Sie kontrollierten die Papiere und liessen uns dann wieder gehen. Neben mir sagte eine Frau, als sie sich zur Metro begab: ‚Das sind sicher die Juden gewesen, die diese Bombe gelegt haben.‘ Und ich antwortete nur wahrheitsgemäss: ‚Sie haben ganz recht, es waren die Juden.‘ Allerdings waren nicht alle meine Aktivitäten so blutig», fügt Jacques Bergier an und erzählt eine Geschichte, die in seiner Erinnerung offenbar einen besonderen Platz einnimmt: «Die kleine Geheimzeitung ‚Ein deutscher Soldat am Mittelmeer‘ redigierte ich praktisch ganz allein. Sie kam in deutscher Sprache heraus und hatte zum Ziel, den Feind am Mittelmeer, besonders in Frankreich und Italien, zu demoralisieren. Aus blauem Himmel heraus, ohne konkrete Informationen zu haben, kündete ich im ‚Deutschen Soldat am Mittelmeer‘ an, dass Hamburg bombardiert werde, dass es einen regelrechten Feuerhagel auf die Stadt geben werde und dass dies der Anfang einer Strafaktion sein werde. Kurze Zeit nachher gab es dann im Gefolge eines Angriffs mit Brandbomben auf Hamburg wirklich ein Feuer-Unwetter, wie man es sich kaum vorstellen kann. Den genauen Grund kenne ich nicht. Vielleicht war flüssige Luft oder flüssiger Sauerstoff, den man für die V 2 brauchte, vom

«Marco Polo» entsteht

Jacques Bergier erzählt von seinem «Netz Marco Polo». Wie aber entsteht eine solche Organisation? Jacques Bergier verweist, um dies zu erklären, auf eines seiner Bücher. «Agents secrets contre armes secrètes» (Geheime Agenten gegen geheime Waffen) veröffentlichte er im Jahre 1964 bei den Editions Arthaud. Daraus sei auszugsweise mit Einwilligung von Jacques Bergier das Kapitel «Salut à Marco Polo» (Gruss an Marco Polo) wiedergegeben:

«Pierre Montrose, aus Nordfrankreich, klein, dunkelhaarig, war U-Boot-Offizier. Im Herbst 1941 wartete er, bis die Werft von Clyde den Bau eines Kriegsschiffes beendete, das unter der Flagge des Freien Frankreich fahren und dessen Kommando er übernehmen sollte. Er war nicht wenig erstaunt, als man ihm vorschlug, sich in Frankreich als Geheimagent zu engagieren. Sein U-Boot konnte nämlich nicht vor dem Sommer 1943 fertiggestellt werden, und eine Expedition nach Frankreich war besser als die Untätigkeit.

Montrose verliess also Glasgow, um nach London zu gelangen und seine Mission vorzubereiten, die den Namen «Mission Marco Polo» erhalten sollte.

Wenn der Funker, der ihn begleiten sollte, nicht von vorneherein überzeugt gewesen wäre, dass er nicht überleben werde, hätte die Ätherwelle der Mission Marco Polo sicher die unsere nie gekreuzt. Als Montrose eines Abends in das Zimmer seines Funkers trat, erklärte dieser, indem er für einen Augenblick ein Buch über Theosophie aus der Hand legte: «Ich weiss, dass wir diese Reise nicht überleben werden. Wollen Sie, dass wir gemeinsam unsere nächste Inkarnation vorbereiten? Der Tod und die lange Tortur werden unser Karma verbessern/ Montrose verliess rasch das Zimmer und verlangte einen anderen Funker. Es gab keinen verfügbaren. Montrose, wie viele Seeleute, weicht nicht gerne von seinen Entscheidungen ab. Er sprang also allein über Frankreich ab und erreichte Lyon im Oktober 1942.

Er fand bei einem Notar, einem Freund seiner Familie, Unterschlupf und begann, Männer und Frauen, um sich

zu scharen, die das Netz Marco Polo bilden sollten, dessen Geschichte unlösbar mit der Entdeckung der deutschen V-Waffen verbunden ist...

Während dieser Zeit war unsere Gruppe, die mit einem Frei-Franzosen in Verbindung treten wollte, dank der Intervention von Heilbronner bei Präsident Roosevelt, in ein Ereignis verwickelt, das täglich unser Schicksal mehr zu beeinflussen begann: die Entstehung der amerikanischen Geheimdienste.

Die Anfänge dieses Organismus waren – man muss es sagen – ziemlich naiv und lieferten nur minimale Resultate. Die Ankunft von Allen W. Dulles in Europa, im Sommer 1942, Chef – vor Mr. Madone – der amerikanischen Geheimdienste, erlaubte uns, unsere Freunde von jenseits des Atlantik zu einer moderneren Konzeption der Nachrichtendienste zu führen. Das war nicht leicht; die Idee der Konspiration widersprach dem, was den Amerikanern eingeimpft worden war. Wir hatten grosse Schwierigkeiten, Mr. Dulles aus der Südzone herauszuholen, als die Deutschen dort ankamen. Er wäre beinahe von der Gestapo am Grenzposten verhaftet worden. (Es sei uns erlaubt, ihn daran in aller Freundschaft zu erinnern, dass es vielleicht falsch war, sich an die französischen Zöllner zu wenden mit einer grossen Rede, in der er sich auf La Fayette und Pershing bezog und so die Aufmerksamkeit auf sich zog!)

Heute scheinen diese Lektionen Früchte gebracht zu haben, aber 1942 hatten die amerikanischen Dienste, so abgeschlossen wie etwa die englischen waren, noch nicht genügend Erfahrung, um wirklich nützlich zu sein. Es war deshalb ausserordentlich dringend, mit dem Nachrichtendienst des kämpfenden Frankreich in Verbindung zu treten. Das Problem stellte sich noch verschärft, da wir die Art der V-Waffen bereits kannten. Es handelte sich um Roboter-Projektile, angetrieben durch neue Motoren oder Raketen, die imstande waren, jeden x-beliebigen Punkt Englands im Jahre 1942 in Schutt und Asche zu legen und die Vereinigten Staaten 1943, spätestens 1944 zu bombardieren!

Diese Erkenntnis schien unglaublich, und wir wussten schon, dass sie in London und Washington noch un-

Feuer ergriffen worden. Auf alle Fälle wurde ‚Der deutsche Soldat am Mittelmeer‘ mit einem Schlag berühmt. Die Ausgaben zirkulierten unter den deutschen Truppen, wurden aufmerksam gelesen und vielfach sogar in Fotokopien weitergegeben. Das war zweifellos einer der grössten Erfolge im psychologischen Krieg. London erkundigte sich dann bei mir, woher ich die Information vom Angriff auf Hamburg gehabt habe. Ich konnte nur die Wahrheit sagen: dass es nichts als eine persönliche Intuition gewesen sei.»

Was Jacques Bergier als Widerstandskämpfer leistete, hat bereits Bücher gefüllt und war Stoff eines vierstündi-

gen Filmes. Es geht hier auch nicht um eine Darstellung dessen, was von den befragten Widerständlern getan worden war, sondern um die Hintergründe. Trotzdem ist jene Tat, die Bergier weltberühmt gemacht hat, besonders hervorzuheben: seine Aktion gegen Peenemünde. Peenemünde ist ein mecklenburgischer Ort im Bezirk Rostock, der heute in der Deutschen Demokratischen Republik liegt. Während des Zweiten Weltkrieges hatten sich dort die Fabrikationsstätten und Versuchsgelände der gefürchteten V 2 befunden. Am 3. Oktober 1942 hatte die erste Geheimwaffe V 2, die damals noch A 4 (Aggregat 4) hiess, die Montagehalle von Peenemünde verlassen. An jenem Tag

glaublicher scheinen werde. Trotzdem waren die Fakten undiskutierbar. Genaue Berichte, die von einem russischen, für die Deutschen arbeitenden Ingenieur stammten, dessen Patriotismus seit dem Juni 1941 geweckt worden war, brachten uns die Existenz eines Forschungszentrums in Peenemünde auf Usedom zur Kenntnis, wo eine Reihe von neuen Waffen erprobt wurde. Ein antinationalsozialistischer Deutscher meldete uns, dass man diese Ungetüme jetzt V-Waffen (V = Vergeltung) nenne. Andererseits wussten wir, dass die Fabrik C... sich anstrenge, die Produktion von flüssigem Sauerstoff auf ein in Europa nie gekanntes Niveau zu bringen.

Mehr oder weniger an allen europäischen Küsten errichtete man Abschussrampen. Man hätte blind sein müssen, um die Bedrohung zu übersehen, die diese Bauten darstellten. Und trotzdem schien der alliierte Generalstab damals, Ende 1942, all dem keine Bedeutung beizumessen. Immerhin hatte die interplanetäre britische Gesellschaft in Liverpool Langstreckenraketen studiert, so dass die Beschreibung dieser Ungetüme in England existieren musste.

Wir insistierten bei vierzehn Generalstäben der Alliierten, dass man diese Dossiers prüfe. Wir wussten nicht, ob dies gemacht worden war. Aber nach der Übermittlung unserer Botschaft änderte sich die Haltung des S.H.A.E.F. in bezug auf die V-Waffen, und in den Rückfragen des vereinigten alliierten Generalstabes tauchten Fragen auf, die darauf Bezug nahmen.

So kam das erste Treffen zwischen Montrose und Verne zustande. Montrose hatte um sich ebenso vielfältige und bemerkenswerte Elemente wie die Heilbronner-Eskenazi-Gruppe. Unter den Überlebenden des Netzes Marco Polo gibt es einen Minister und einen Strassenbahnschaffner aus Lyon, einen Historiker und eine Kurzwarenhändlerin, einen Erzbischof und eine Toilettenfrau eines Pariser Kinos, einen General und einen Zeitungsboten... Diese Aufzählung könnte lange dauern. Aber es fehlte in dieser Gruppe, im Januar 1943, ein Funker, um den Theosophen zu ersetzen, der in London blieb. Eine der Sekretärinnen des Netzes, Fräulein Jacqueline Sevilano, wurde beauftragt, einen Ersatz zu suchen. Sie war

wurde der erste Probeschuss der 14 Meter langen und 4,5 Tonnen schweren Rakete abgegeben. Zum eigentlichen Kriegseinsatz war die V 2 allerdings erst am 8. September 1944 gelangt, etwa ein Vierteljahr nach dem ersten kriegsmässigen Einsatz der Vorgängerin, der V1, aber auch drei Monate nach der Eröffnung der zweiten Front, der Invasion vom 6. Juni. Winston Churchill schrieb in seinen Kriegsmemoiren ausdrücklich, dass die Invasion vom 6. Juni 1944 unter dem Kommando von General Dwight D. Eisenhower noch nicht möglich gewesen wäre, wenn es nicht gelungen wäre, vorher die Entwicklung der deutschen Geheimwaffe zu stören. Diese Störung aber war Jac-

auf geheimem Weg vor kurzem aus Paris gekommen und war durch «Panther» Dubois angeheuert worden, den Pfadfinder mit den vielfältigen Aktivitäten...

«Panther» Dubois hatte sie Verne vorgestellt, der durch seinen Mittelsmann Montrose begegnen konnte. Der so lange ersehnte Kontakt war damit endlich zustande gekommen. Indem sie ihre üblichen Verbindungen zu London bewahrten (zum Glück für das Netz Marco Polo), stellten Heilbronner, Eskenazi, Verne und ihre Gruppe Montrose ihre Organisation zur Verfügung.

So wurde (theoretisch im November 1942, praktisch im Januar 1943) das Netz Marco Polo der kämpfenden französischen Truppen geboren, deren Geschichte, die sich nicht nur auf den durch unsere Equipe gegen die V-Waffen gerichteten Kampf beschränkte, hoffentlich eines Tages erzählt wird.

Die Anfänge des Netzes waren durch eine Atmosphäre der Klarheit und des Ideals geprägt, wie es in den Spionageabenteuern selten ist. Dies war vor allem der Persönlichkeit von Montrose zu verdanken, der in die Intrige und die Konspiration den Geist der Aufopferung des U-Boot-Mannes trug. Montrose hatte an die Wand seines Zimmers Verse geheftet, die ein U-Boot-Kommandant der Engländer vor seiner letzten Reise geschrieben hatte...

Dank des Abgesandten des Freien Frankreich verfügten wir nun über einen Kern von notwendigen Idealisten, um ein richtiges Netz aufzubauen, das soviel Lumpen wie möglich aufnehmen konnte, ohne Gefahr zu laufen ‚angesteckt‘ zu werden. Diese Lumpen mussten gut bezahlt und streng gehalten werden. Es ist gut, hin und wieder zu zeigen, dass eine einzige Strafe, der Tod, im vom Feind besetzten Land anzuwenden ist. Aber die entscheidenden Stellen müssen jenen anvertraut werden, die sich darüber Rechenschaft geben, dass – wie die Deutschen sagen – ‚Nachrichtendienst Herrendienst‘ ist, und die sich dementsprechend verhalten.»

«Agents secrets contre armes secrètes», Editions Arthaud, Paris 1964.

ques Bergier zu verdanken: «Mein früherer Vorgesetzter Professor André Heilbronner war eine grosse Autorität für physikalische Probleme der flüssigen Luft. Ich hatte deshalb zu diesem Fragenkomplex einigen Zugang. 1940 vernahm ich dann, dass französische Fabriken flüssige Luft nach Deutschland liefern mussten. Wozu das? Für mich gab es zwei Möglichkeiten, die beide anfänglich reichlich phantastisch klangen: Entweder bereiteten sich die Deutschen darauf vor, mit Hilfe von flüssiger Luft den Ärmelkanal zu vereisen und so quasi trockenen Fusses nach England zu gelangen, oder aber sie wollten den Sauerstoff trennen und Raketen konstruieren. Über beide Möglichkeiten

sprach ich damals schon mit dem französischen ‚Deuxième Bureau‘, doch wurde ich nur ausgelacht. Niemand nahm mich ernst. Ich liess aber nicht locker. Ich konnte dann noch eine Menge anderer Dinge in Erfahrung bringen. Ich erfuhr, dass zahlreiche Präzisionsinstrumente, nicht nur Rechenmaschinen und dergleichen, aus Frankreich nach Deutschland gingen. Da ich meinen guten Kontakt zu den deutschen Kommunisten bewahrt hatte, die vor allem im Eisenbahnwesen bestens zu Hause waren, konnte ich dann bald einmal den Ort lokalisieren. Seit 1942 wusste ich: Es ist Peenemünde. Nun galt es noch, die Alliierten, vor allem die Engländer, von der Echtheit meines Wissens zu überzeugen. Das können Sie», fügt Jacques Bergier an, «in allen Einzelheiten in einem meiner Bücher nachlesen.» (S. Literaturnachweis am Ende).

Spionage auf Peenemünde konzentriert und detaillierte Ergebnisse nach London geleitet

So seien einige Ausschnitte aus seinem Erinnerungsbuch «Agents secrets contre armes secrètes» (Editions Arthaud, Paris) festgehalten: «Während der ersten sechs Monate des Jahres 1943 wurden folgende Dokumente – von denen jedes einzelne mehrere Menschenleben gekostet hatte – (nach London, Anmerk. d. Verfassers) geschickt:

- * Text des Befehls Hitlers, der ab Dezember 1943 täglich 1'000 Roboter-Flugzeuge verlangte, um dann ab Frühling 1944 auf täglich 5'000 Roboter-Flugzeuge zu steigern,
- * Name des mit der Produktion in Peenemünde beauftragten Generals: General von Charmier-Gliszinski,
- * Text des Zirkulars 4895/11, das von 14 deutschen Generalstäben an mehrere Industrien geschickt wurde, die für die Fabrikation von Roboter-Flugzeugen verantwortlich waren,
- * Name des Erfinders des Roboter-Flugzeuges: Heinz Bunse,
- * Nummer des Spezialregiments der Luftwaffe, das mit dem Abschuss der Roboter-Flugzeuge beauftragt war: Flakregiment 155 (W),
- * Namen der deutschen Wissenschaftler, die in Peenemünde beschäftigt waren: Oberth und von Braun,
- * Liste der 138 Abschussrampen,
- * Bemerkung über die Möglichkeit der Verteidigung gegen Roboter-Flugzeuge,
- * Detaillierter Bericht über die Raketenwaffe (die spätere V 2).

Andere französische und alliierte Netze bestätigten diese Berichte, vor allem die Polen, zuerst durch Funkmeldungen, dann durch Spezialkuriere, die London über Schweden erreichen konnten. – Es war die Angst vor einer «Berodigung erster Klasse», zurückzuführen auf Spezialisten dieser Art, die den Chefs des Netzes hin und wieder schlaf-

lose Nächte bereitete... Diese Ungläubigkeit hinderte glücklicherweise den Generalstab nicht daran, jenen Entscheid zu treffen, der eine der grossen Wenden des Krieges ausmachen sollte: den Entscheid, Peenemünde zu bombardieren. Die Bombardierung sollte in der Nacht vom 17. auf den 18. August 1943 stattfinden. Ohne uns ein genaues Datum zu nennen, kündigte London ‚entscheidende Massnahmen‘ gegen die V-Waffen an. Gleichzeitig ersuchte man uns durch neue Fragebogen um zusätzliche Informationen.»

Wer aber hat in London die entscheidenden Befehle erteilt? War das Churchill? Dazu Bergier: «Nein, es war nicht Churchill in Person, sondern es waren seine Berater. Die kamen endlich zur Überzeugung, als wir ihnen Fotos von Raketen übermittelten, Luftfotos aus Peenemünde. Deshalb haben sie schliesslich gehandelt – und die Landung vom 6. Juni 1944 wurde möglich.»

Damit hatten die Widerständler um Bergier zweifellos ein grosses Ziel erreicht. Um de Gaulles Worte zu variieren: Sie hatten eine Schlacht gewonnen, aber noch nicht den Krieg. In diesem Zusammenhang weiss Jacques Bergier ein interessantes Detail zu erzählen: «Nach der Bombardierung von Peenemünde habe ich natürlich weitergemacht, denn auch die Deutschen machten ja weiter: Sie konstruierten neue Abschussrampen für die V1 und vor allem für die V 2. Ich habe deshalb meine kommunistischen Freunde in Deutschland angewiesen, nun ihrerseits vorzugehen. Sie sollten diese Abschussrampen sprengen. Die Reaktion war erstaunlich. Sie schrien mich unhöflich an: «Ihr westlichen Schweine, ihr wollt ganz einfach die zweite Front nicht eröffnen; ihr wollt nicht landen!» Mein Versuch, sie zu beruhigen, nützte nichts. So setzte ich mich per Funk mit Moskau in Verbindung und bat, man möge den deutschen Genossen auf die Finger klopfen. Das geschah, und schliesslich wurden die Abschussrampen gesprengt.»

Ein Leben in Rosarot gab es für einen Widerstandskämpfer natürlich nicht, aber solche Erfolge, von denen man schon damals wissen konnte, dass sie kriegsentscheidend sein würden, liessen aufatmen. Also – so konnte man sich sagen – war doch nicht alles umsonst! Jacques Bergiers Optimismus dauerte jedoch nicht lange, denn am 23. November 1943 wurde er in Lyon von der Gestapo verhaftet. Bis Kriegsende blieb er in deutschen Konzentrationslagern versenkt. Dass er auch dort seinen Widerstandswillen nicht aufgegeben hat, erstaunt wohl nicht: «Es stellte sich die Frage, wie der kommunistische Widerstand in den Lagern organisiert werden könnte. Das ist uns weitgehend gelungen. Dabei ging es nicht etwa in erster Linie darum, Lagerkameraden zur Flucht zu verhelfen, sondern ganz einfach darum, uns gegenseitig am Leben zü erhalten. Das wurde ein Erfolg. Und trotzdem habe ich mich oft gefragt, ob es nicht richtiger wäre, mich ganz einfach zu opfern oder wenn mich meine Kameraden opferten. Sie hätten sich viel Leid und schwere Qualen und Torturen ersparen können. Ich finde auf meine Frage keine Antwort. Vielleicht haben

sie richtig gehandelt, vielleicht hätten sie aber jemand anders am Leben erhalten sollen.»

Was Leben und Tod in einem Konzentrationslager bedeutete, erklärt Jacques Bergier mit einer Anekdote, die jenen, welche die Greuel nie am eigenen Leib erlebt haben, ein Lächeln entlocken wird, die aber für alle jene, welche diese Torturen erleben mussten, ohne ihr Ende zu kennen, eine Erinnerung an kaum zu vergessende Zeiten sein wird: «Eines Tages», so schreibt Bergier in seinen Memoiren «Je ne suis pas une Légende» (Retz, Paris, 1977), «beschloss der Lagerleiter, seine Häftlinge zu zählen, und gab diesen Befehl in Form von schwarzer Poesie, die aber keine Gegenrede erlaubte: ‚Alle hier auf den Appell-Platz. Und nun zählen: die Sträflinge, die Kranken, die Schwerkranken, die Toten und die Schwerttoten.‘»

Bergiers während der KZ-Zeit an den Tag gelegte Haltung fand übrigens sofort nach dem Krieg offizielle Anerkennung. Er erinnert sich, kurz nach Kriegsende zum damaligen polnischen Botschafter in Paris gerufen worden zu sein: «Er wollte mich mit einer hohen polnischen Militärauszeichnung dekorieren. Ich lehnte erstaunt ab, doch las er aus einem vor ihm liegenden Dossier eine Passage vor und stellte die Frage: ‚Haben Sie nicht im Lager lange Zeit Ihren Teller Suppe mit einem polnischen Mithäftling geteilt?‘ ‚Schon mögliche sagte ich, denn so genau erinnerte ich mich wirklich nicht. Und dann erklärte der Botschafter: ‚Dieser ehemalige Häftling ist jetzt unser Präsident. Er möchte Sie mit diesem Orden auszeichnen. ‘ Ich war sehr gerührt und habe die Auszeichnung angenommen.‘»

Dass sich der russisch-jüdische Emigrant Jacques Bergier hinter dem Namen des venezianischen Weltreisenden Marco Polo versteckte, war genauso logisch wie der Umstand, dass der französische Patriot und Widerstandskämpfer Jacques Delmas sich ein echt französisches Pseudonym zulegte: «Das war im Jahre 1943, dass ich ‚Chaban‘ wurde. Vorher hatte ich die verschiedensten Namen, aber mein letzter – ‚Lakana‘ – war zu bekannt geworden beim Feind. Als ich dann einmal auf dem Land in der Nähe von Moustier, in der Dordogne, spazierte, bemerkte ich am Waldrand einen Wegweiser, der in den Wald hinein zeigte, und darauf stand ‚Schloss Chabam.‘» Im Gegensatz zu allen anderen Decknamen, die Jacques Delmas vorher getragen hatte, blieb ihm dieser dann weit über den Krieg hinaus bis auf den heutigen Tag haften, so dass er sich – ohne eine Antwort geben zu können – fragt: «Was ist das, das diesen Namen so sehr mit mir verbindet? Welch geheimnisvolle Resonanzen hat er ausgelöst? Und wer hat mir auf dem Weg bei Moustier diesen Wink gegeben?»

Das aber war bereits zu einem Zeitpunkt, da Chaban-Delmas im Dienste Frankreichs ein Widerstandsnetz aufgebaut hatte, das dem Feind schwer zu schaffen machte. Wie er dazu kam? «Aus dem Nebenhaus in Nizza drangen jeden Abend gegen neun Uhr merkwürdige Geräusche, die an eine alte Mühle erinnerten, zu uns herüber und weckten die kleine Clotilde.

Neutralität über alles

Die BBC strahlte schon während des Krieges in allen möglichen Sprachen ihre Informationssendungen aus: deutsch, französisch, spanisch, portugiesisch, italienisch, russisch, ukrainisch, arabisch usw. Warum war eigentlich keine Sendung in Schweizerdeutsch programmiert? Diese Frage stellte sich vor allem Verena Smith, die Gattin des BBC-Kommentators Patrick Smith, und sie hatte besonderen Grund dazu: Sie ist eine waschechte Bernerin.

Gefragt, getan: Die BBC nahm schweizerdeutsche Sendungen in ihr Programm auf, und Verena Smith erzählte ihren Landsleuten in unverkennbarem Berndeutsch, wie das Leben einer Hausfrau im London des Jahres 1943 war. Sie sprach vom Bombenhagel, von der Rationierung und von den übrigen Alltagsorgen. «Wir wollten bewusst nicht politisieren», sagt ihr Mann jetzt im Rückblick.

Trotzdem konnte Verena Smith nur zweimal diese Aufgabe erfüllen. Der schweizerische Gesandte in London hatte sich namens des Bundesrates, also namens der Regierung, über diese «Einmischung in schweizerische Angelegenheiten» beschwert. «Normalerweise wären wir auf solche Pressionen nicht eingegangen», sagt Patrick Smith, «aber bei der Schweiz machten wir eine Ausnahme, quasi ‚aus taktischen Gründen, denn schliesslich erhielten wir von dort Dinge, die wir dringend brauchten. Ich habe jetzt nicht ‚Kanonen‘ gesagt, aber zum Beispiel Uhrwerke und dergleichen. Deshalb gaben wir nach.» Verena Smiths Stimme verstummte deshalb an der BBC – die schweizerische Neutralität war von dieser Seite nicht mehr gefährdet.

Wenige Wochen später aber fand auf der schweizerischen Gesandtschaft in London ein Empfang statt, an dem Verena und Patrick Smith, sie als Schweizerin, er als Gatte einer Schweizerin, teilnahmen. «Warum», so fragte dabei enttäuscht der Gastgeber, «haben Sie denn diese interessante Sendereihe eingestellt?» Den Dialog, der sich an diese Frage anschloss, hat niemand festgehalten.

Das fiel mir lästig. Eines Abends klopfte ich an die Tür des Nachbarn, um ihn energisch nach der Ursache zu fragen und ihn zu ersuchen, dies abzustellen. Der Mann, der mir die Tür öffnete, sah mich verblüfft an: ‚Wie? Sie wissen es nicht? Aber, aber, das ist doch London, doch ist es gestört.‘ ‚London?‘ fragte ich zurück. ‚Aber ja, de Gaulle!‘ ‚Und wer ist das, de Gaulle?‘ wollte ich nun wissen. Das war in den ersten Tagen des August 1940. Ich war, ohne es zu wissen, jenem Wunder begegnet, das ich erwartet hatte.»

Sehr bald hatte sich dann Delmas, der noch nicht Chaban hiess, entschlossen, nach London zu gehen. Vorerst wollte er seine Familie in Sicherheit bringen, wor-

auf er sich am 12. Dezember 1940 nach Vichy begab, um dort seinen früheren Vorgesetzten von Saint-Cyr, Oberst Groussard, zu treffen, von dem er annahm, dass er weiterkämpfen wolle. Dieser Oberst stellte dann die Weichen für Delmas' Zukunft. Er verhalf ihm nicht, nach London zu gehen, wie der junge Patriot dies gehofft hatte. Stattdessen forderte er ihn auf, nach Paris zurückzukehren und sich dort Oberst Heurtaux, einem grossen Offizier aus dem Ersten Weltkrieg, zur Verfügung zu stellen. Heurtaux hatte von Groussard den Auftrag übernommen, in der besetzten Zone Frankreichs einen militärischen Kern zu sichern. Daraus sollte später die «Zivil- und Militär-Organisation» (Organisation civile et militaire = O.C.M.) werden. «Ich hatte mich», so erinnert sich Chaban-Delmas, «nicht im Mann, sondern in der Richtung getäuscht.»

Jacques Chaban-Delmas war ein unpolitischer Patriot, der im Widerstand zum Politiker und Staatsmann heranwuchs. Mit unmissverständlicher Klarheit legt er dar: «Da ich keine eigentliche politische Ausbildung hatte, stiess ich zum Begriff ‚Freiheit‘ über Frankreich vor. Es war die Freiheit Frankreichs, seine Unabhängigkeit, das heisst die Fähigkeit für die Franzosen, durch ihre Regierung und ihr Parlament ihr Schicksal selbst bestimmen zu können. Über diese Gedanken stiess ich erstmals mit dem Finger direkt auf die Freiheit. Und wenn ich in den Widerstand trat, nachdem ich sechs Monate, bis im Dezember 1940, warten musste, weil ich keinen Kontakt hatte, so nahm ich das ganz einfach auf mich, weil ich die Niederlage ablehnte. Es war diese Weigerung, mich der Niederlage zu unterziehen, die in mir all dies ausgelöst hatte. Es war eine unüberwindliche Weigerung, nicht eine vernunftmässige. Ich habe nicht eine einzige Sekunde wirklich überlegt, ich habe mir keine Fragen gestellt. Niederlage – das war unannehmbar. Zudem war es eine unehrenhafte Niederlage. Aber ich möchte noch einmal betonen: In meinem persönlichen Fall gab es sehr wenig Intellektualismus, und wenn ich mich richtig zu erinnern versuche, so glaube ich nicht einmal, dass am Anfang die Hoffnung stand. Jedenfalls drang die Hoffnung – ich spreche nur für mich persönlich – nicht ins Bewusstsein vor. Sicher gab es Hoffnung in mir, aber sie fand keinen Ausdruck, sie war mit meinem Leib und meiner Seele verknüpft. Verzweiflung gab es nicht, denn ich kann nie verzweifelt sein. Das gab es nie in meinem Leben. Es gab vielmehr so etwas wie einen kosmischen Willen, der mich armen Teufel, mich armes menschliches Wesen einlud und mich voranzuschreiten beauftragte, und so marschierte ich vorwärts und schaute nie zurück. Das war ganz einfach! Vielleicht sind Sie jetzt enttäuscht, mich so sprechen zu hören und keinen ausgeklügelten Intellektuellen vor sich zu haben, der seinen Seelenzustand erklärt und der seinerzeit das Für und Wider genau abgewogen hat. Ich habe nie etwas abgewogen. Ich wollte ganz einfach Pulver und Kugeln...»

Der Übergang vom unpolitischen Jacques Delmas zum Politiker Chaban-Delmas vollzog sich fast unbemerkt. Mit-

ten im Chaos der Zeit der Besetzung durch den Feind begann er, sich Gedanken über die Gründe zu machen, die dazu geführt hatten. Er begann zu erkennen, dass daran weitgehend die Vorkriegspolitik schuld war. Innerlich war Chaban-Delmas so zum Feind des Systems geworden, das Frankreich in die Niederlage geführt hatte, aber er betont: «Ich war trotzdem noch kein politischer Mensch geworden, denn meiner Meinung nach gab es noch Dringenderes. Ich hatte in mir immer ein ungestümes Freiheitsgefühl, und ich wollte vorerst und vor allem meiner Heimat den Gebrauch der eigenen Freiheit zurückgeben. Einmal mehr muss ich die Legende zerstören, wonach ich ein politisches, am Sultanspalast genährtes Wesen gewesen sei.»

Chaban-Delmas war zur Zeit des Widerstands ein militärischer Kämpfer, wenngleich davon die Politik nicht ganz zu trennen war. Der chiffrierte Funkspruch, den er am 1. Mai 1944 erhielt, war jedenfalls nicht nur ein militärischer, sondern auch ein politischer Entscheid aus Algier: «Durch Verfügung der provisorischen Regierung der Republik wird ARC zum Brigadegeneral und zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Er ist interimistisch mit der Aufgabe eines nationalen Militärdelegierten betraut.» ARC war nichts anderes als das Schlüsselwort für Chaban-Delmas, der damit seit Napoleons Zeit der jüngste General Frankreichs war. Chaban-Delmas wusste, dass Frankreich nicht von innen heraus ganz ohne Unterstützung von aussen befreit werden konnte. Er wollte aber die Befreiung, die von aussen kam, durch aktive Widerstandsaktionen im Innern unterstützen: «Allmählich liess sich beides harmonisieren. Der Landung vom 6. Juni auf der normannischen Halbinsel Cotentin gingen zweitausend Unterbrechungen des Eisenbahnnetzes voraus, die in einer einzigen Nacht aufgrund des sogenannten Grünen Plans durchgeführt wurden. Gleichzeitig liefen auch der Violette Plan, der die Übertragungen betraf, und der Plan Schildkröte, der sich auf die feindlichen Panzer bezog, an. Sie erhielten allseits aus dem Widerstand volle Unterstützung.»

«Welches Frankreich werde ich vorfinden? Wird die freie Welt den Ruf verstehen?»

Entgegen dem «Führer-Befehl» von Hitler, datiert vom 23. August 1944, in dem ausdrücklich festgehalten war, Paris dürfe «nicht oder nur als Trümmerfeld in die Hand des Feindes fallen», ist der deutsche General von Choltitz, Kommandant der französischen Hauptstadt, bereit gewesen, Paris dem Feind zu überlassen. Anstatt den «Trümmerbefehl» auszuführen, unterzeichnete er die Übergabe der Stadt an die Résistance, und tags darauf zog der französische General Ledere, an seiner Seite der junge Brigadegeneral Chaban-Delmas, in Paris ein, und einen Tag später, am 25. August 1944, folgte General Charles de Gaulle, begleitet vom britischen Kriegspremierminister Winston Churchill.

Zu jenem Zeitpunkt, da Chaban-Delmas «den schönsten aller Tage» erleben konnte, war der frühere französische Ministerpräsident Paul Reynaud immer noch in der Hand der Deutschen, in den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Buchenwald und lange Zeit im Schloss Itter bei Kufstein. Rückblickend auf all das, was sein Land und

Das Massaker von Oradour

Am 9. Juni 1944 wurde Obersturmbannführer Kämpfe in der Nähe von Saint-Léonard, östlich von Limoges, von französischen Widerstandsleuten gefangengenommen. Tags darauf, am 10. Juni, erhielten die Deutschen den falschen Hinweis, Kämpfe sei in Oradour-sur-Glane, nordwestlich von Limoges, festgehalten und solle öffentlich exekutiert werden. Daraufhin zog die dritte Kompanie des SS-Regimentes «Der Führer» unter Obersturmbannführer Diekmann in diesen Ort, um blutige Vergeltung zu üben: 642 Opfer im Alter zwischen 18 Tagen und 85 Jahren waren zu beklagen. Eine Frau, fünf Männer und ein Kind waren die einzigen Überlebenden. Zwei Monate später veröffentlichte das Zürcher «Volksrecht» einen Brief dieser Überlebenden an ihre Tante:

«Liebe Tante, ich weiss nicht, ob mein Brief Dich erreichen wird, doch wenn er Dich erreicht, muss ich Dich bitten, meiner Schwester das grosse Unglück mitzuteilen, das uns betroffen hat: Wir haben keine Mutter mehr und nur mehr eine Tochter; Schwiegervater, Schwiegermutter, Onkeln, Tanten, Vettern, Cousinsen, alle sind tot, niemand lebt mehr, der von unserer Familie in Oradour war. Es ist fürchterlich, wir, die wir alles mit eigenen Augen gesehen haben, können kaum daran glauben; es ist einfach unvorstellbar. Man hat den ganzen Ort niedergebrannt, die Männer versammelt, niedergeschossen, ihre Leichen verbrannt, hat Frauen und Kinder in der Kirche eingesperrt und sie dort verbrannt. Von all dem, was Oradour war, gibt es nur mehr Mauerreste, keine Verwandten mehr, keine Familien, keine Häuser, von allem, was wir liebten, ist nichts mehr übrig; wir sind in der Kirche über die Asche der Unsern gegangen, das ist alles. Wenn Du meinen Brief liest, wirst Du glauben, ich sei verrückt; trotzdem bin ich es noch nicht. Vielleicht werde ich es noch, ich bin ein armes, zerstörtes Geschöpf. Kannst Du Dir mein Elend vorstellen? Ich habe eine 17jährige Tochter verloren, meine Mutter, die Eltern meines Mannes, eine ganze Familie, zusammen 25 Personen. Wir erwarteten einen Verwandten (im Originalbrief der Name) aus der Gefangenschaft zurück. Zum Glück ist er nicht gekommen. Der Ärmste hätte weder Frau noch Kind noch Eltern vorgefunden, nichts, was ihn an seine Familie erinnert hätte, nicht einmal ein Haus, um darin sein müdes Haupt zur Ruhe zu legen.»

(«Volksrecht», Zürich, 9. August 1944)

er persönlich erleben mussten, ausblickend aber auch auf eine nähere oder gar fernere Zukunft, erklärt er, wie er das politische Engagement sieht. Deshalb gelangt er zur unmissverständlichen Feststellung: «Der Gedanke der Neutralität ist ganz einfach ein überholter Gedanke. Und das aus einem ganz einfachen Grund: Wenn einmal Atombomben auf Westeuropa fallen, wird es keine Ventilatoren geben, um das verpestende Gas zu vertreiben, das von diesen Bomben kommt und das haltmachen sollte an einer Grenze, an der Tafeln mit der Inschrift angebracht sind: ‚Entschuldigung, das ist ein neutrales Land‘. Ich wiederhole: Das ist ein überholter Gedanke, und unsere schweizerischen Freunde sind, hoffentlich, intelligent genug, um sich dessen Rechenschaft zu geben.»

Für Paul Reynaud hatte die Welt 1945, als er wieder frei wurde, neu begonnen. Das Vergangene war endgültig vorbei, ohne dass man, wie er ausdrücklich feststellte, daraus die Konsequenzen ziehen sollte. Das heisst: Man sollte sich vergegenwärtigen, von wo zukünftige Gefahren kommen könnten, und für ihn zeichnete sich diese Gefahr in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts in schwarz-weissem Kontrast: «Es geht um die weisse Rasse als Ganzes. Sie sollte sich einigen, denn stellen Sie sich vor, dass in 25 Jahren etwa eine Milliarde Chinesen auf dieser Welt leben werden und dass auch heute schon jeder vierte Mensch ein Chinese ist! Dabei muss man berücksichtigen, dass die Chinesen ihren Kommunismus viel energischer und konsequenter entwickeln als selbst die Russen.»

Paul Reynaud gibt zu, dass er sich jetzt um die ganze Welt ähnliche Gedanken mache, wie 1945 um Frankreich: «Nach meiner Befreiung war ich im Auto durch Deutschland nach Konstanz gebracht worden. Von dort aus ging die Reise weiter nach Strassburg, wo ich zum letzten Mal im Januar 1940 gewesen war. Damals war das Münster still und verlassen. Es war geradezu tragisch. Jetzt, etwas mehr als fünf Jahre später, feierte eine fröhliche Menge den Tag des Sieges und achtete nicht auf jene wenigen Gläubigen, die inständig beteten, die Augen zum Himmel erhoben. – Von Strassburg flog ich dann im persönlichen Flugzeug General de Gaulles, das mit einem Lothringer Kreuz geziert war, nach Paris. Welches Frankreich würde ich vorfinden, fragte ich mich. Wird es morgen die Bedingungen seines Wiedererstarkens besser begreifen als gestern jene seiner Verteidigung? Wird es verstehen, dass es heute stärker werden muss, wie dies Preussen nach Jena getan hat? – Das war 1945. Und heute, nicht ganz zwei Jahrzehnte später, frage ich mich, was aus der Welt wird, und ob die westliche, die freie Welt den Ruf versteht?»

Zwei der interviewten Persönlichkeiten waren in ihren Ländern Regierungschefs, als dort die Truppen Hitler-Deutschlands einmarschierten. Beide wurden anschliessend in Konzentrationslager geworfen, und beide wurden daraus erst dank des alliierten Sieges befreit. Trotz dieser Übereinstimmung zeigen die politischen Haltungen und die

ideologischen Ausrichtungen der beiden wesentliche Unterschiede auf.

Bei dem einen handelt es sich um den eben erwähnten französischen Ministerpräsidenten Paul Reynaud. Er kam zwar vom rechten Flügel der französischen Nationalisten, vertrat aber innerhalb der Regierung einen liberalen Kurs und widersetzte sich dem Einmarsch der Deutschen und der eigenen Kapitulation aus patriotischen oder – wenn man will – aus nationalen oder gar nationalistischen Gründen. Er wurde von der Vichy-Regierung, also von seinen eigenen Landsleuten, verhaftet und später an die Deutschen ausgeliefert.

«Rückschauend muss ich zugeben, dass es damals nicht ganz die richtige Formulierung war»

Der andere ist Österreichs Regierungschef von 1938, Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg. Auch er ein fanatischer Patriot oder Nationalist, auch er von der extremen Rechten herkommend, auch er aus patriotischen oder nationalistischen Gründen ein Hitler-Feind und auch er festgenommen und in Konzentrationslager geschafft. Im Gegensatz zu seinem französischen Kollegen Reynaud aber stand Schuschnigg nicht einer demokratischen, sondern einer autoritären Regierung vor und regierte mit Methoden, die politisch nicht allzuweit von denen entfernt waren, gegen die er Widerstand leistete. Die Frage steht im Raum: Kann einer, den man damals einen «Austrofaschisten» nannte, weil er die politischen Gegner unterdrückte und einsperrte, einen «Widerstandskämpfer» nennen? Ist das nicht – so könnte man fragen – eine Beleidigung all jener Widerstandskämpfer, die immer und überall als echte Demokraten jedes autoritäre Regime bekämpft hatten?

Man kann es so sehen, und der Aufschrei all jener, die unter Dollfuss und Schuschnigg um der Freiheit willen emigrieren mussten oder die gar ins österreichische Konzentrationslager Wollersdorf (allerdings nicht zu vergleichen mit den deutschen Vernichtungslagern) gebracht wurden, ist verständlich. Wenn Schuschniggs Widerstand gegen Hitler hier trotzdem angeführt wird, so aus dem einzigen Grund: um zu zeigen, wie breit der politische Fächer jener Anti-Hitler-Gruppierung war. Diese Darstellung ist notwendig, um die später logischerweise wieder aufbrechenden Schwierigkeiten zu verstehen. Vor und während des Krieges hatte man sich vielfach auf den kleinsten gemeinsamen Nenner, eben den Kampf gegen Hitler und den Nationalsozialismus, geeinigt. Nachdem dieses Ziel erreicht war, mussten die weltanschaulichen und politischen Unterschiede erneut und teilweise verschärft auftreten.

Schuschniggs Haltung und Widerstand des Jahres 1938 wird aus zwei Sätzen deutlich, die in einem am 2. März 1938 an Otto Habsburg gerichteten Brief des Kanzlers enthalten sind: «Oberste Pflicht der verantwortlichen Führung im Staate ist es, das Land zu erhalten. Alles was dazu dient, ist gut, alles, was das Land gefährdet, ist schlecht und muss

jenseits der Erwägung bleiben.» Alles hängt und hing also davon ab, was als Gefahr für das Land betrachtet wurde. Darin aber gehen die Meinungen auch unter den Österreichern meilenweit auseinander.

Um diese Gefahr zu bannen, wie er sie verstand, hatte sich Bundeskanzler Schuschnigg am 12. Februar 1938 zu Hitler nach Berchtesgaden begeben. Am 9. März kündigte er dann in Innsbruck eine Volksbefragung für den 13. März an, die unter der Parole stehen sollte: «Für ein freies und deutsches, unabhängiges und soziales, für ein christliches und einiges Österreich; für Friede und Arbeit und die Gleichberechtigung aller, die sich zu Volk und Vaterland bekennen.» Das war viel und wenig zugleich und kann wohl nur aus der Zeit und auch aus dem Charakter des Menschen heraus verstanden werden. Minister Eduard Ludwig, der ihm immerhin nicht allzu ferne stand, zeichnete die Person Schuschnigg mit den Worten: «Er glaubte an die deutsche Idee, war damit in den Bannkreis des Alldeutschtums geraten, wie es in schärfster Form durch Hitler und den Nazismus repräsentiert wurde; er dachte, damit österreichische Selbständigkeit einen zu können.»

Er konnte nicht, denn zwei Tage nach der Ankündigung der Volksbefragung, am 11. März 1938, gab Hitler seinen Befehl zum «Unternehmen Otto» aus, in dem es hieß: «Ich beabsichtige, wenn andere Mittel nicht zum Ziele führen, mit bewaffneten Kräften in Österreich einzurücken...»

Und noch am selben Tag kapitulierte Schuschnigg und wandte sich um 20 Uhr über den Rundfunk an das österreichische Volk, dem er unter anderem erklärte: «Der Herr Bundespräsident beauftragt mich, dem österreichischen Volk mitzuteilen, dass wir der Gewalt weichen. Wir haben, weil wir um keinen Preis, auch in ernster Stunde nicht, deutsches Blut zu vergießen gesonnen sind, unserer Wehrmacht den Auftrag gegeben, für den Fall, dass der Einmarsch durchgeführt wird, ohne wesentlichen Widerstand, ohne Widerstand sich zurückzuziehen und die Entscheidungen der nächsten Stunden abzuwarten... So verabschiedete ich mich in dieser Stunde von dem österreichischen Volke mit einem deutschen Wort und einem Herzenswunsch: Gott schütze Österreich.»

Bundeskanzler Schuschnigg hat mit all den Mitteln, die ihm angebracht erschienen, politisch gegen Hitler-Deutschland gekämpft. Sein persönliches Schicksal – er wurde noch am Tage des Einmarsches unter Hausarrest gestellt, dann ins Gestapo-Gefängnis im Hotel Metropol überstellt und schliesslich in die Konzentrationslager Oranienburg-Sachsenhausen und Dachau gebracht – ist Beweis genug dafür, dass er von den nationalsozialistischen Machthabern als ein überzeugter Gegner angesehen wurde. Trotzdem ergeben sich aus seiner Kapitulation und auch aus der Formulierung seiner Abschiedsrede einige Fragen. Da ist einmal dieses fast fanatische Bekenntnis zum «Deutschtum» in einer Situation, da unter diesem Siegel eine Diktatur errichtet und ein Kampf zur Unterwerfung

Europas begonnen wurde. Dazu Schuschnigg: «Rückschauend muss ich zugeben, dass das damals nicht ganz die richtige Formulierung war. Ich erklärte, nicht bereit zu sein, deutsches Blut zu vergiessen. Es fehlte ein kleines, unausgesprochenes Wort, das Wörtchen ‚sinnlos‘, denn sinnlos wollte ich kein Blut vergiessen. Der Ausdruck ‚deutsches Blut‘ aber wurde damals in Österreich allseits gebraucht und ist geschichtlich und geopolitisch zu erklären. Auch heute noch ist die Tatsache einer Kooperation in Mitteleuropa ein stabilisierender Faktor. Weder als Häftling noch später als amerikanischer Staatsbürger hatte ich je den Glauben an die Notwendigkeit eines souveränen österreichischen Staates verloren, obwohl ich mich stets und immer noch zum deutschen Kulturerbe bekenne. Auch heute noch ist das friedliche Nebeneinander, die Koordination der Deutschen, zu denen auf kulturellem Gebiet übrigens auch die Deutschschweizer gehören, ein stabilisierender Faktor. Das hat aber nichts mit dem Gedanken einer staatlichen Verschmelzung zu tun. Trotz einer Absage an diese Verschmelzung können wir ruhig vom gemeinsamen deutschen Blut‘ reden.»

Diese Überlegungen mögen als professoraler Vortrag gerechtfertigt sein. Zu einem Zeitpunkt aber, da das Dritte Reich nicht zuletzt seine Kulturpolitik als Instrument seiner Machtpolitik verwendete, muss man Zweifel anmelden. Schuschnigg geht in seinem Gespräch jedoch noch weiter zurück: «Für mich ist all das, was 1918 passiert ist, viel entscheidender und aus meiner persönlichen Sicht heraus auch viel tragischer gewesen als das vorübergehende Drama des Jahres 1938. Eine gewisse Anfälligkeit Österreichs an Deutschland hatte sich schon aus dem gemeinsamen Ersten Weltkrieg ergeben. Dadurch war eine gewisse Affinität erwachsen. Dazu kam dann noch das Anschlussverbot, das nach Ende des ersten Krieges die Siegermächte ausgesprochen hatten. Dieses Verbot hat sehr viel Widerspruch ausgelöst, und dies auch bei Leuten, die von einem Anschluss Österreichs an Deutschland anfänglich gar nicht sehr begeistert waren. Sie wollten sich ganz einfach von aussen nichts vorschreiben lassen. Dazu kam, dass Hitler in eine Zeit hineinfiel, da der Parlamentarismus in Mittel- und Osteuropa in einer schweren Krise war. Die junge Generation hatte vielfach den Glauben an die demokratischen Lösungen verloren, und selbst in der westlichen Welt akklamierte man den Erfolg Mussolinis mit dem Hinweis, dass jetzt in Italien wenigstens die Züge wieder fahrplanmässig verkehrten! Das alles sage ich Ihnen nur, damit Sie das Bild in den richtigen Rahmen stellen. Trotz all dieser Einschränkungen war ich stets und vorbehaltlos für ein souveränes und selbständiges Österreich und widersetzte mich dem deutschen politischen Ansturm.»

Bleibt noch die Frage, weshalb Schuschnigg nicht auch einen militärischen Ansturm in Betracht gezogen hatte. «Ihre Frage», so Schuschnigg, «zielt auf die Zweckmässigkeit des Entschlusses, keinen militärischen Widerstand zu leisten. Sie dürfen aber die österreichische Armee von da-

mals nicht mit der Schweizer Armee vergleichen. Wir hatten keine Luftwaffe und eine nur sehr schwache Luftabwehr. Trotzdem muss ich zugeben, dass ein demonstrativer Widerstand möglich gewesen wäre. Aber meine Gegenfrage: Cui bono? Zu wessen Nutzen? Der Vorteil hätte wohl nur darin bestanden, dass man für spätere Geschichtsbücher klar den Angreifer völkerrechtlich hätte ins Unrecht setzen können. Aber immerhin hatte ich die Formel eingebaut ‚Wir weichen der Gewalt‘. Das war doch deutlich: Wir beugen uns, weil wir uns nicht wehren können. Und warum konnten wir uns nicht wehren? Ganz einfach, weil niemand bereit war, uns zu Hilfe zu kommen. Wenn anstelle der deutschen Wehrmacht zum Beispiel die sogenannte ‚Legion‘ eingerückt wäre, hätten wir sie mit österreichischen Mitteln stoppen können. Gegen die Wehrmacht aber reichten unsere Kräfte nicht aus, und ich würde sogar zur Gegenfrage ausholen: Glauben Sie, wenn Hitler sich entschlossen hätte, die Schweiz anzugreifen, dass die Schweiz auf die Dauer hätte Widerstand leisten können? Obwohl 98 Prozent der schweizerischen Bevölkerung klar zur Schweizer Fahne standen, wäre ein erfolgreicher Widerstand auf die Dauer unmöglich gewesen. Die beste Verfassung und die beste moralische Disziplin hätten nicht verhindert, dass der grosse Eroberer darüber hinweggerollt wäre.»

Österreich blieb auf sich allein gestellt und war deshalb hilflos

Schuschnigg geht also immer von der Tatsache aus, dass Österreich nicht in der Lage gewesen wäre, den deutschen Ansturm aufzuhalten. Daran zweifelt niemand. Entscheidender ist aber, ob nicht gerade das ein Wesensmerkmal des echten Widerstandes war, auch in anscheinend hoffnungsloser Situation sich zu wehren. Dem hält Schuschnigg entgegen: «Ein einzelner Mann kann für sich selbst den Entschluss fassen, Widerstand zu leisten, obwohl keine oder wenigstens keine grosse Aussicht auf Erfolg besteht. Ein Staatsmann, der die Verantwortung für ein Volk trägt, muss andere Überlegungen anstellen. Wenn wir damals zum Beispiel hätten wissen können, dass in den Staatskanzleien von Paris, London und Rom – Moskau war damals ja noch in einer anderen Lage als heute – der Bestand des freien Österreich eine *Conditio sine qua non*, eine unabdingbare Voraussetzung bedeutete, dass also mit anderen Worten das Verschwinden Österreichs ein *Causus belli* wäre, dann hätte ich zweifellos anders entschieden. Dann hätte sich Österreich als Land und Volk am Widerstand beteiligt, und ich wage zu behaupten, dass dann Hitler zurückgewichen wäre und dass uns das vermutlich sogar den Krieg erspart hätte. Eine Sicherheitsgarantie aus London und Paris hätte uns enorm geholfen und uns die Möglichkeit gegeben, uns von Italien etwas zu distanzieren. Wirtschaftlich, das muss man sich vergegenwärtigen, hätte uns dies zwar keinen Dienst geleistet, denn Italien und Ungarn waren für uns vor allem wegen der Ausfuhr-

möglichkeiten von Holz und Vieh sehr wichtig, weil Deutschland uns ja versperrt war. Frankreich und England waren zu weit weg, hingegen – ich betone es – wäre dies politisch ausserordentlich wichtig gewesen. In England aber eine Garantie zu bekommen, war so gut wie unmöglich. Die Antwort ‚No Commitment‘ erhielt man stereotyp bis kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Ich war selbst 1935 in London, und ausser Sympathien erhielt ich in London nichts. Vergessen Sie nicht, dass Lloyd George, der Premierminister des Ersten Weltkrieges, im Parlament ausdrücklich erklärt hatte, niemand dürfe sich einbilden, dass britische Soldaten wegen der Österreichfrage in den Krieg ziehen würden. Das hatte klar gezeigt, dass England nicht bereit war, irgendwelche Verpflichtungen einzugehen. In Paris aber vernahmen wir immer wieder, Frankreich sei nur zu einem Engagement bereit, wenn England ihm den Rücken decke. Das war ein Teufelskreis, und es blieb uns nichts anderes übrig, als uns der Unterstützung Roms zu versichern. Mit welchem Erfolg – das weiss man heute. – Aber vielleicht darf ich noch eine interessante Eskapade erwähnen: Ich nahm Kontakt mit Prag auf, denn ich hoffte, wir könnten vielleicht dort und in Budapest Unterstützung finden. Wir fanden einen aufnahmebereiten Staatspräsidenten Benesch und einen freundlichen Ministerpräsidenten Hodza. Beide waren von der Idee angetan und hofften, Österreich könnte vielleicht sogar einen Beitrag leisten, um den ungarisch-tschechoslowakischen Konflikt abzubauen. Es schwebte uns die Idee vor, auf diese Art zu einer engeren Zusammenarbeit der Donaustaaten und damit zu einer Stärkung Mitteleuropas zu gelangen. Nach dem Tod des ungarischen Generals und Ministerpräsidenten Gyula Gömbös im Jahre 1936 habe ich versucht, gemäss tschechoslowakischem Wunsch mit Budapest in Kontakt zu kommen. Dort aber stellte man eine klare Forderung: Prag müsse die ganze Slowakei abtreten, dann könne man weiterreden. Prag war aber höchstensfalls zu gewissen Grenzvereinbarungen bereit, nicht aber zur Preisgabe der Slowakei. Damit war unsere Hoffnung, tschechoslowakische und ungarische Unterstützung zu finden, erneut zerschlagen. Übrig blieb uns wiederum nur Rom. Von diesem politischen Sachverhalt sind wir ausgegangen, als die Krise von 1938 über uns hereinbrach, und vor diesem Hintergrund habe ich dann beschlossen, keinen militärischen Widerstand zu leisten, um nicht unser Volk ins Unglück zu reissen. Schliesslich mussten wir auch noch damit rechnen, dass sofort die erhebliche Fünfte Kolonne im Land die Nazis zum Bürgerkrieg aufgerufen hätte. Bei der Versatilität der Stimmung meiner Landsleute wäre damit zu rechnen gewesen, dass das Chaos nur noch grösser würde. Daher glaube ich, damals richtig gehandelt zu haben, und wenn ich unter den gleichen Umständen und in der gleichermassen verzweifelten Lage etwas von damals wiederholen würde, wäre es der Entschluss, keinen militärischen Widerstand zu leisten.» «Menschlich war es sehr begreiflich, dass jemand, der zwischen Blutvergiessen und

Nicht-Blutvergiessen zu entscheiden hat, sich für das zweite entschliesst. Schuschnigg hat ja – wie er sagte – kein unnützes Blutvergiessen provozieren wollen. Davor habe ich menschlichen Respekt, politisch aber war diese Entscheidung falsch.» Der so urteilt, war 1938 nicht etwa ein politischer Gegner Schuschniggs, sondern einer seiner engsten Vertrauten. Dr. Friedrich (Fritz) Bock war Funktionär der «Vaterländischen Front», also der politischen Organisation Schuschniggs, und trotzdem stimmt er mit seinem damaligen Vorgesetzten in dieser Frage nicht überein: «Man hätte einen vielleicht zwölfstündigen militärischen Widerstand leisten sollen, Schuschnigg selbst hätte wie alle seine nachfolgenden Kollegen ins Ausland gehen sollen, um eine Exilregierung zu bilden, und so hätte es dann – das ist jedoch eine sehr hypothetische Feststellung – jenen berichtigten Beschluss der Alliierten von Jalta nicht gegeben, wonach Österreich sich für seine Teilnahme am Krieg zu verantworten habe. Ich habe übrigens oft mit Schuschnigg nach dem Krieg darüber gesprochen. Ich habe ihm gesagt: ‚Lieber Freund, hohen Respekt vor deinem Verantwortungsbewusstsein, und ich weiss gar nicht, wie ich in der gleichen Situation gehandelt hätte, aber trotzdem will ich dir sagen, dass das politisch ein Irrtum war.‘ Das hat er jedoch nie eingesehen. Dass ihn aber die Frage ausserordentlich beschäftigt hat, konnte man daraus ersehen, dass er kaum einen Vortrag gehalten hat, ohne darauf zurückzukommen. Ich habe mich auch schriftlich mit ihm darüber unterhalten, aber er sah es nie ein.»

Auch Friedrich Bock konnte nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Österreich nicht mehr frei entscheiden: «Ich war damals stellvertretender Bundeswerbeleiter der «Vaterländischen Front» Am jenem 11. März 1938 habe ich das Haus Am Hof 4, wo unsere Büros waren, als letzter verlassen, doch wurde ich sogleich verhaftet und kam mit dem berichtigten ersten Transport in der Nacht vom 31. März auf den 1. April nach Dachau, wo ich nicht ganz ein Jahr blieb. Dann wurde ich wegen ärztlich festgestellter Haftunfähigkeit entlassen. Damals gab es das noch, später hat man solche Leute einfach in die Gaskammern geschickt. Ich aber hatte noch Glück, nur stand ich von nun an ständig unter polizeilicher Aufsicht und durfte Wien nicht mehr verlassen. Besser gesagt: hätte es nicht mehr verlassen dürfen, aber dank der falschen Papiere, die jeder in meiner Lage damals hatte, war ich häufig unterwegs, ausserhalb von Wien.»

Bocks Österreich-Reisen waren keine gemütlichen Ausflüge, sie galten vielmehr der Organisation des Widerstandes: «Anfänglich haben wir nur kleine Gruppen von vier bis fünf Leuten gebildet, von denen immer nur einer wusste, wer der grössere Sprechkreis, also quasi die übergeordnete Stelle war. Alles, was wir tun konnten, war, Gespräche zu führen, um dabei die verschiedenen Möglichkeiten abzustecken: Wie können wir den Zeitpunkt abmessen, an dem es zu einem aktiven Widerstand mit dem Gewehr in der Hand kommen konnte? Wie kann die Entwick-

lung überhaupt weitergehen? Das war die politische Diskussion. Dann aber lag eine grosse Aufgabe darin, den politisch Verfolgten, sofern sie nicht eingesperrt waren, materiell und sicherheitsmässig zu helfen. Es gab viele Witwen von Leuten, die in den Gefängnissen zugrunde gegangen sind. Für die mussten wir sorgen. Unserem Kreis war also bis zu einem gewissen Grad auch eine soziale Tätigkeit übertragen.»

Personallisten, anscheinend eine preussische Gewohnheit, wurden zum Verhängnis

Vom selben Schuschnigg, der den militärischen Widerstand untersagte, stammt übrigens eine Parole, die für den politischen Widerstand Leitfaden wurde. Am 24. Februar 1938 hatte Schuschnigg im Bundestag eine historische Rede gehalten, die er mit den Worten schloss: «Bis in den Tod Rot-Weiss-Rot!» In der Nacht vom 11. auf den 12. März 1938 trat die seit 1933 verbotene und daher illegale kommunistische Partei mit einem Manifest an die Öffentlichkeit, das diese Formulierung aufgriff: «Volk von Österreich! Wehre Dich, leiste Widerstand den fremden Eindringlingen und ihren Agenten. Schliesst Euch zusammen, nun erst recht, zur Front aller Österreicher.» Und dann hiess es abschliessend: «Volk von Österreich! Wehre Dich! Mach die Losung zur Tat: Rot-Weiss-Rot bis in den Tod.»

Das war – kurz nach der Abschiedsrede Schuschniggs – die erste Manifestation des Widerstandes in Österreich. Noch war er zögernd und vor allem zersplittert. Im Laufe der Jahre konzentrierte sich die Aktion, wie sich Friedrich Bock erinnert, auf einzelne Gruppen: «Ab 1944 war die sogenannte ‚O5‘ (Der Buchstabe O für Österreich und die Zahl 5 für das E als fünfter Buchstabe im Alphabet) ausserordentlich aktiv. Ihr Chef war Dr. Raoul Bumballa, der nach Kriegsende Unterstaatssekretär wurde, jedoch bald darauf starb. Hervorzuheben ist auch die Tiroler Gruppe, die von Karl Gruber geleitet wurde, der nach Kriegsende erster Landeshauptmann von Tirol und später Aussenminister wurde. Schliesslich sei noch die militärische Gruppe erwähnt, die insbesondere in Wien tätig war. Besonders wichtig wurde sie in den letzten Wochen vor der Einnahme Wiens durch die Russen. Sie hatte rechtzeitig mit den heranmarschierenden Russen Kontakt aufgenommen, deren militärische Besetzungspläne weitgehend mit Hilfe dieser Widerstandsgruppe zustande kamen. Im wesentlichen ging es darum, die noch in Wien stationierten deutschen Truppenteile, vor allem waren es SS-Regimenter, an unsinnigen Zerstörungsaktionen zu hindern. Das ist der Gruppe durch ein mit den Russen abgesprochenes Täuschungsmanöver gelungen. Logischerweise musste man ja glauben, die Russen würden von Osten her in Wien einziehen, sie sind aber von Westen gekommen, nachdem sie Wien in einem grossangelegten Umfassungsmanöver umkreist hatten. So hat es sich dann ergeben, dass die Russen auf der einen Strasse bereits siegessicher einzogen, während auf der Parellel-

strasse noch die SS wartete und nicht wusste, wo die Russen sind. So ist Wien schliesslich mehr oder weniger kampfflos in die Hände der Russen gelangt. – Ich möchte allerdings anfügen, dass meine Aufzählung der Widerstandsgruppen damit keineswegs vollständig ist. Es hatte noch zahlreiche andere gegeben, auch viele, die nicht zum Erfolg kamen oder die gar zugrunde gegangen sind.»

Österreich war zu jenem Zeitpunkt ein Teil des Dritten Reiches. Es gibt Anzeichen dafür, dass Hitler ursprünglich dieses Land, das eigentlich seine Heimat war, nur in Personalunion mit Deutschland verbinden wollte und der königlich-ungarische Gesandte in Berlin, Sztójay, hatte schon im Frühling 1938 in einem vertraulichen Bericht an seine Regierung geschrieben: «Erst als er (Hitler) von den unfreundlichen Äusserungen und vom Protest der westlichen Grossmächte Kenntnis bekommen habe, habe er sich ganz plötzlich in Linz zur Durchführung des vollständigen Anschlusses entschlossen.» So kam es, dass der Anschluss Österreichs nicht von Österreichern, sondern von Reichsdeutschen vollzogen wurde. Mit der Durchführung war Gauleiter Josef Bürckel beauftragt. Österreich war somit Reichsgau, andererseits – vor allem für die Aktivitäten des Widerstandes – besetztes Gebiet. Aus dieser Sicht heraus muss denn auch der Zusammenhang des österreichischen mit dem deutschen Widerstand gewertet werden, insbesondere in den Vorbereitungen zum Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944. Dazu Bock: «Wir wurden sehr zeitig von den Absichten der Männer des 20. Juli informiert. Es gab damals eigene Personallisten – das scheint eine preussische Gewohnheit gewesen zu sein, was dann aber prompt dazu geführt hat, dass man Karl Seitz (von 1923 bis 1934 sozialistischer Bürgermeister von Wien) und Josef Reither (bürgerlicher Landeshauptmann von Niederösterreich 1931 bis 1938) wieder eingesperrt hat. Ein wichtiger Verbindungsmann war der am 5. Januar 1945 in Berlin hingerichtete Julius Leber. Er war wiederholt in Wien. Seine Kontakte sind über den späteren Bundespräsidenten Adolf Schärf gelaufen, aber er hatte auch direkte Kontakte zu uns. So haben wir mit zunehmender Sorge gesehen, dass diese deutschen Militärs glaubten, man könne einen politischen Putsch auf die Art machen, wie sie ihn dann gemacht haben. So aber geht das wirklich nicht, denn selbst wenn das Attentat des Grafen Stauffenberg gelungen wäre, wäre der Putsch – so behaupte ich – misslungen. Himmler und die anderen Nazi-Führer waren viel zu stark. Wir haben den Leuten immer gesagt, sie sollen es nicht so machen, und ihnen geraten, sich zum Beispiel der Rundfunkstationen zu bemächtigen, und zwar nicht nur in Berlin, sondern im ganzen Reich. Das war das Allerwichtigste, denn es sollte sofort verkündet werden: Jetzt schaut es anders aus. Es musste in die nationalsozialistische Welt eine völlige Verwirrung hineingebracht werden, doch die Deutschen haben uns immer nur gesagt: Nein, das werden wir mit militärischer Wirkung besorgen; wir mobilisieren das Wachtkom-

mando in Berlin. Wir stellten die Gegenfrage: Und was macht Ihr zum Beispiel in München? Darauf sagten sie einfach: Das wird dann schon kommen. – Mit einem Wort: Sie hatten es so geplant, wie sie es dann gemacht haben. Als wir dies erkannten, haben wir uns zurückgezogen. Korrekterweise – das sei immerhin unterstrichen – hielten sie uns aber auch weiterhin auf dem Laufenden. Sie meldeten uns, dass die Aktion nun endgültig um den 13. Juli herum geplant sei. Das zerschlug sich erneut, und deshalb habe ich dann persönlich die Konsequenzen gezogen. Ich sagte mir nämlich: Das wird zu einer enormen Gefahr, wenn das schiefgeht. Darum verliess ich Wien...»

Das war bereits in der Endphase des Krieges, zu einem Zeitpunkt also, da niemand mehr an der Niederlage Hitler-Deutschlands zweifelte, in einem Moment, da man höchstens noch bangte vor den Ausschlägen des zu Tode getroffenen Riesen. Was aber war der Hauptpunkt, weshalb sich Friedrich Bock in Gegensatz zum Nationalsozialismus gesetzt hatte? Seine eindeutige Antwort: «Ich erkannte die Gefahr spätestens am 30. Januar 1933, bei der sogenannten Machtergreifung Hitlers. Damals war ich 22 Jahre alt. Aber schon im katholischen Mittelschülerverband, mit 15 Jahren, war ich aktiv tätig, denn im Gegensatz zur heutigen Jugend beschäftigten wir uns schon zeitig mit politischen Fragen. So habe ich die ganze Entwicklung des Nationalsozialismus sowohl in der Praxis wie im Programm – ich habe vor allem Hitlers ‚Mein Kampf‘ intensiv gelesen – verfolgt. Als ich dann Funktionär der ‚Vaterländischen Front‘ wurde, reiste ich durch ganz Österreich, um politische Reden zu halten und die Leute aufzuwecken. Der Slogan meiner Ansprachen war immer der gleiche: Nationalsozialismus bedeutet Krieg, und als Vorstufe zur Eroberung Europas ist die Okkupation Österreichs geplant. Aber ich hämmerte immer wieder ein: Nationalsozialismus bedeutet Krieg. Das hat man mir später in Dachau übrigens immer wieder recht unerfreulich unter die Nase gehalten.»

«Mein Ziel», so führt andererseits Karl Gruber, der spätere Aussenminister und Leiter der Tiroler Widerstandsgruppe, aus, «war Österreich, und dabei bin ich stets von drei Dingen ausgegangen: Erstens sind wir nicht interessiert daran, dass die Österreicher in Widerstandsaktionen für die Deutschen die Kastanien aus dem Feuer holen; zweitens bestand für mich der Grundbegriff der Freiheit darin, dass die Österreicher selbst über ihre Zukunft und jene ihrer Heimat bestimmen konnten; und drittens sollte Österreich in jenem Moment, da in Deutschland wirklich gegen den Nationalsozialismus vorgegangen wird, nicht untätig beiseite stehen, weil man uns sonst in der Weltöffentlichkeit vorgeworfen hätte, Nazis zu sein. Das war mein grosser Alptraum, denn ich ging davon aus, Österreich müsse in jenem kritischen Augenblick selbständig handeln, weil man sonst nie legitimiert wäre zu sagen, gekämpft zu haben. Dies war umso kritischer, als es in Österreich tatsächlich allzu viele Nazis gab.» Zur Illustration erzählt Karl

Gruber eine Anekdote, die man damals weitergab und die, auch wenn sie frei erfunden ist, die Lage illustriert: «Schuschnigg fuhr mit seinem Aussenminister Guido Schmidt zu Hitler nach Berchtesgaden. Er möchte wissen, sagte Schmidt, ob das deutsche Volk wirklich so vorbehaltlos hinter dem Führer stehe, wie dieser behauptete. Deshalb ging er zum Fenster des Eisenbahnwagens, als der Zug anhielt, und schrie laut ‚Heil Hitler‘ in den Bahnhof hinaus, worauf ihm ein einstimmiger Chor der Bevölkerung ‚Heil Hitler‘ zurückrief. Schuschnigg glaubte nun an die Ergebenheit des deutschen Volkes, doch Schmidt musste ihn belehren: ‚Wir sind erst in Salzburg‘. Karl Gruber fügt an: «Es gab grosse Unterschiede in Österreich. Die Nazi-Bewegung war am stärksten in der Steiermark, am wenigsten stark in Wien. Tirol als katholisches und monarchistisches Land lag irgendwo dazwischen, war aber in keiner Weise antisemitisch – es gab keine Juden in Tirol.»

Karl Gruber kommt dann auf den deutschen Juli-Putsch des Jahres 1944 zu sprechen und schliesst sich – unabhängig von ihm – fast wörtlich dem an, was Friedrich Bock erklärte. Gruber formuliert das so: «Sie planten eine Revolution von oben. So musste sie scheitern. Wir haben ihnen immer geraten, die Rundfunkstationen zu übernehmen und dann den Generalstreik auszurufen. Wer in einer kritischen Situation über den Sender zum Volk sprechen kann, hat schon viel gewonnen. Die Deutschen aber wollten dies generalstabsmässig unternehmen und ihre Befehle dann telegrafisch weitergeben. Als das Unternehmen misslang, brauchten die Nazis nur die Adressaten der Telegramme festzunehmen.»

Karl Gruber weiss, wovon er redet, denn sein Widerstand hatte in der Schaltzentrale der österreichischen Postverwaltung in Wien begonnen. «Lesen Sie das in meinem Buch nach», fordert er auf, und tatsächlich beginnen seine Memoiren «Ein politisches Leben – Österreichs Weg zwischen den Diktaturen» (Verlag Fritz Molden, Wien-München-Zürich) mit der Schilderung: «Von den Membranen der Mikrophone und der Verstärker verzerrt und verstellt, klangen die Stimmen der Grossen der Welt damals grotesk, gemein und servil, gehorsam und fordernd in unser Ohr. Es ging um Österreichs Existenz, und das Ganze ging durch unsere Köpfe. Wir... wir waren eine Gruppe von Patrioten im Wiener zentralen Verstärkeramt der österreichischen Postverwaltung auf dem Schillerplatz, und wir hatten beschlossen, das zu tun, was unsere vaterländische Regierung strikt abgelehnt hatte, nämlich, die illegalen Verbindungsstäbe der Nationalsozialisten in Österreich zu überwachen. Unsere österreichische Regierung war ja so korrekt. Sogar im Umgang mit reissenden Wölfen. Unsere führenden Köpfe in Österreich hatten damals nicht begriffen, dass sich politische Desperados und Gangster nach den Gesetzen der Unterwelt richten und nicht nach der ritterlichen Lebenshaltung eines versunkenen Jahrhunderts. So handelten wir damals auf eigene Faust.»

Widerstandskämpfer Bruno Kreisky

Informationen der Generaldirektion für die Öffentliche Sicherheit vom 18. Januar 1936:

Bruno Kreisky (am 22.1.1911 Wien geboren und zuständig, mosaich, ledig), Hörer der Rechte, Wien, IV., Rainerg. 29/I wohnhaft gewesen, war seinerzeit Mitglied des Vorstandes der S.A.J. (Verband der Sozialistischen Arbeiterjugend Deutsch-Österreichs). Nach dem Verbot der soz. dem. Partei wurde er der Leiter der illegalen sozialistischen Jugendbewegung und ist als solcher im Jahre 1934 wiederholt in die Tschechoslowakei gefahren, woselbst er mit geflüchteten soz. dem. Führern Zusammenkünfte hatte. Er hat auch an der ersten Reichskonferenz der V.S.P.Ö. (Vereinigte Sozialistische Partei Österreichs) als Vertreter der illegalen Jugendorganisationen teilgenommen und das gegenständliche Referat gehalten...

Zusammen mit einem gewissen Felleis hat Bruno Kreisky, vertraulichen Mitteilungen zufolge, auch die illegale Druckschrift «Die Rote Jugend» herausgegeben. Er stand ferner mit der Sozialistischen Jugendinternationale in Prag und mit der Kommunistischen Jugendinternationale in Moskau in Verbindung.

Ende Jänner 1935 schritt die B.-Pol.-Dion (Bundespolizeidirektion) in Wien auf Grund ihrer mehrmonatigen Beobachtungen gegen den gesamten Führerkreis der Rev. Sozialisten in Österreich, dem auch Bruno Kreisky angehörte, ein. Kreisky wurde am 30. Jänner 1935 verhaftet, wegen verbotener politischer Betätigung polizeilich mit vier Monaten Arrest bestraft und sodann gemäss § 58 b, 59 c und 285 StG. der Staatsanwaltschaft angezeigt und dem Landesgerichte überstellt, woselbst er sich derzeit noch in Haft befindet. Die Erhebung der Anklage gegen ihn und seine Genossen steht unmittelbar bevor und gründet sich auf zahlreiches belastendes Material, das zum Teil auch in der Wohnung des Bruno Kreisky gefunden wurde.

... Im übrigen müsste auch vom staatspolizeilichen Standpunkte aus gegen jeden Gnadenakt Stellung genommen werden.

Auszüge aus Bruno Kreiskys Verteidigungsrede im Sozialistenprozess vom 18. März 1936

Zur Zeit der Auflösung des Verbandes der Sozialistischen Arbeiterjugend bekleidete ich die Funktion eines Obmannes des Reichsbildungsausschusses der Arbeiterjugend, wozu ich auf dem Verbandstag in Salzburg im Jahre 1933 von 600 Vertrauensleuten gewählt wurde. Durch die Auflösung wurde die Ausübung meiner Funktion wohl unmöglich, doch fühlte ich mich, solange diejenigen, die mich damals wählten, nicht die Möglichkeit haben, mich abzurufen, weiter als ihr Vertrauensmann. Eine andere Einstellung wäre ein Vertrauensbruch gewesen. Aus diesem Grunde habe ich es auch als meine

Pflicht angesehen, nach Brünn zu einer Zusammenkunft ehemaliger Vertrauensleute zu fahren. Ich leugne nicht, gelegentlich Freunde aus der Arbeiterbewegung getroffen zu haben, und habe mit ihnen selbstverständlich über die Ereignisse des Februar und der Zeit nachher gesprochen. Ebenso leugne ich auch gar nicht, von Zeit zu Zeit verbotene politische Schriften und Bücher gelesen zu haben. Jeder Österreicher, der wissen will, was wirklich in der Welt und im Lande los ist, kann ja diese Kenntnisse nur aus den Zeitungen des demokratischen Auslandes oder aus den verbotenen schöpfen...

Ich habe schon gesagt, dass ich nach wie vor Sozialist bin. Weder die Taten der Regierung noch die aufmerksame Lektüre nichtsozialistischer und antimarxistischer Werke – wozu ich während meiner Haft ausgiebig Gelegenheit hatte – liessen mir eine andere Lösung als die des Sozialismus als möglich erscheinen. Ich halte weiterhin den Klassenkampf für das einzige Mittel der Befreiung der Arbeiterschaft... In der Anklageschrift wird uns vorgeworfen, dass wir den Klassenkampf mit revolutionären Mitteln führen wollen, also für die Revolution sind. Auch das zu leugnen, fällt mir nicht ein, nur ist es ganz und gar falsch, zu behaupten, eine Revolution könne nur Bürgerkrieg und blutige Gewalt bedeuten. Ferdinand Lassalle sagt in seiner Schrift «Die Wissenschaft und die Arbeiter»: «Revolution heisst Umwälzung, und eine Revolution ist somit stets eingetreten, wenn, gleichviel ob mit oder ohne Gewalt – auf die Mittel kommt es dabei gar nicht an – ein neues Prinzip an die Stelle des bestehenden Zustandes gesetzt wird.» Gewiss sagt Marx, dass die Gewalt die Geburtshelferin einer neuen Gesellschaft ist, aber er sagt auch: Die Idee wird zur Gewalt, wenn sie die Massen ergreift. Indem also unsere Idee immer grössere Teile des Volkes für sich gewinnt, erlangen wir die Mehrheit und dadurch die Macht. Wir haben jedoch in unserem Lande nicht die Möglichkeit, unsere Idee zu vertreten – ihre Bekenner wandern in den Kerker... Man gebe uns das, was die Arbeiterschaft Englands, Frankreichs und anderer Länder als selbstverständliches Recht hat: die Freiheit der Idee – und es wird keine illegale sozialistische Bewegung geben... Die Rückkehr zur Demokratie muss nicht eine Folge blutiger Kämpfe sein. Es ist auch möglich, dass die Regierung in einem ernstesten Moment die breiten Massen des Landes zur Verteidigung der Grenzen aufrufen muss. Aber nur ein demokratisches Österreich wird dieses Volksaufgebot zustande bringen. Nur freie Bürger werden gegen Knechtung kämpfen. Denken Sie an die heldenhaften Februarkämpfer – so wird fast ein ganzes Volk leidenschaftlich seine Freiheit verteidigen...

(Zitiert nach «Widerstand und Verfolgung in Wien 1934-1945», eine Dokumentation, Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst, Jugend und Volk Verlagsges. mbH, Wien 1975)

Der Regierung Schuschnigg wirft Karl Gruber vor, den österreichischen Patriotismus nicht genügend gestützt und gefordert zu haben. Zudem war jenes Regime natürlich kein freiheitliches und kein demokratisches, so dass sich für einen Vollblutösterreicher wie Karl Gruber geistige und weltanschauliche Komplikationen ergaben: «Die Frage ist ja: ‚Wie gewähre ich die demokratische Freiheit jenem Gegner, der die Demokratie beseitigen will, und wer entscheidet darüber, wer wirklich ein Staatsgegner ist?‘ Der Nazi-Staat ist schliesslich auch halbwegs legal an die Macht gekommen, nämlich durch die Dummheit der andern. Der Widerstandskämpfer ist ja nicht ein Anarchist, sondern er kämpft für einen... seinen Staat, nur hat er eben ein anderes Staatsideal als jene, die an der Macht sind. Daraus ergibt sich wiederum ein echter Konflikt, geht es doch um die Frage des Staatsschutzes gegen den Widerstand. Die Sünde der Dollfuss- und anfänglich auch der Schuschnigg-Leute war die, in der Abwehr des Nationalsozialismus ein Regime errichtet zu haben, das sie mit faschistischen Emblemen umgaben und damit die Bevölkerung infizierten. Ich hatte damals Verständnis dafür, dass dieses Regime autoritär sein musste, es gab zwischen den Kräften keine andere Lösung. Man hätte aber deutlich machen sollen, dass es sich dabei um einen Ausnahmezustand handelte und dass man sofort die volle Demokratie einzuführen bereit sei, wenn einmal die faschistische und die nationalsozialistische Gefahr gebannt sei. Ich war immer überzeugt, dass die Nazis auf den Krieg lossteuern würden, und das war – wenn ich so sagen will – fast ein wenig meine Hoffnung. Ich war nämlich andererseits auch überzeugt, dass das nationalsozialistische Regime trotz seiner grausamen Diktatur noch lange, sicher noch zwanzig Jahre hätte dauern können, wenn es keinen Krieg gegeben hätte. Ich ging zwar davon aus, dass jede Diktatur von innen heraus zugrunde geht, aber eben unter Umständen sehr, sehr langsam. So hoffte ich irgendwie auf Krieg in der absoluten Zuvorsicht, dass die Nazis ihn verlieren werden. Dafür gab es für mich überhaupt keine Zweifel. Wie sie ihre Gegner unterschätzten, wie sie die wirtschaftlichen Probleme missachteten, wie sie die finanziellen Reserven überbewerteten – um nur ein paar Beispiele zu nennen – das zeigte klar, dass sie auf die Dauer keine Chance hatten, den Krieg zu gewinnen. Unser Widerstand gegen das Nazi-Regime war also die logische Folge unseres Denkens und Wollens, und darin konnten wir uns auch mit den deutschen Anti-Nazis verbinden. Schwierigkeiten bereitete uns oft der zweite Aspekt unseres Widerstandes: der österreichische. Es gab sehr viele Deutsche, die gegen Hitler kämpften und dafür sogar ihr Leben aufs Spiel setzten, die aber davon ausgingen, dass Österreich auch nach der Beseitigung des Dritten Reiches ein Teil Deutschlands bleiben sollte. Sehr viele anti-nationalsozialistische deutsche Offiziere dachten so. Ich hielt ihnen immer entgegen: ‚Darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren. Es gibt nur eine Lösung: Die Österreicher sollen selbst und frei entscheiden, wie das zukünftige

Schicksal, ihrer Heimat aussehen soll.‘ Meistens aber trennten sich dann unsere Wege.»

Von welchem Freiheitsbegriff ist Karl Gruber damals ausgegangen? Die Frage stellt sich besonders markant, weil in eben jenem Österreich die Freiheit einen zwielichtigen Gehalt hatte und für viele sehr klein geschrieben wurde oder überhaupt nicht existierte. «Sicher war Österreich damals», so gibt Gruber zu, «kein ganz freier Staat, denn das vaterländische Regime war zwar gegen die Nationalsozialisten gerichtet, schränkte aber die Demokratie wesentlich ein. Der Sinn dieser Einschränkungen war, zu überleben. Aber ich sagte es schon: Diesen Sinn hat die Regierung Schuschnigg zu wenig deutlich kundgetan. Der Schlag von Dollfuss gegen links hatte traditionelle Ursachen. Man muss das aus österreichischer Sicht beurteilen. Aber bis tief ins katholische Lager hinein waren die Jungen sich darin einig, dass das autoritäre Regime so bald wie möglich verschwinden müsse. Doch der Begriff Freiheit darf nicht im luftleeren Raum definiert werden. Man muss ihn immer wieder neu erarbeiten, weil die Freiheit an sich immer wieder in Widerspruch gerät zu anderen gesellschaftlichen Zielen. Auf Ihre Frage nach der Freiheit würde ich vor allem sagen, dass der Mensch einen Raum, einen menschlichen Lebensraum haben muss, der frei vom Staat ist – wenigstens soweit dies möglich ist, denn das geht leider nicht immer und nicht überall. So komme ich schliesslich zu einer doppelten Forderung: Erstens darf man in der Ausübung seiner Freiheit nicht die Freiheit eines anderen verletzen, und zweitens muss man bereit sein, jene Institution, die die Freiheit garantiert, zu unterstützen, man muss dem die Freiheit gewährenden Staat also die Mittel geben, die er braucht, um bestehen zu können und um so weiterhin die Freiheit zu sichern.»

Dass die Grenzen dieses Spielraumes nicht immer leicht abzustecken sind, liegt auf der Hand. Seine Meinung nicht mehr sagen zu dürfen, ist eine wesentliche Einschränkung der Freiheit; sich in einer Diktatur einen kleinen Spielraum zum Meckern zu erobern, ist die Eroberung eines kleinen Quentchens Freiheit. Das war eine der ersten Aktionen der Österreicher-Gruppe Grubers in Berlin kurz vor und zu Beginn des Krieges: «Wir hatten einen Meckerer-Zirkel in einem Kaffeehaus am Potsdamer Platz. Er hat sich während des ganzen Krieges gehalten, und so waren wir stets gut organisiert. Aber unsere anfänglichen ‚Widerstandsaktionen‘ waren ganz bescheiden. Man musste sich in Berlin ja erst die zuverlässigen Freunde suchen. Dies machte ich, indem ich – obwohl an sich kein besonders frommer Mann – in Berlin regelmässig am Sonntag zur Messe in die Hedwigskirche ging. Das war unser Protest gegen das Regime. Und es waren bald einmal Hunderte, die so handelten, die sich also manifestierten, ohne direkt etwas gegen den Staat oder das nationalsozialistische Regime zu unternehmen. Ausserordentlich wichtig war, Logisplätze für Widerstandsleute zu finden, und da waren die in Berlin ansässigen Österreicher sehr grosszügig. Dann

haben wir angefangen, eine richtige Gruppenarbeit aufzubauen. Harmlos am Anfang, aber immerhin. Eine Aktion bestand darin, dass wir jeweils, wenn der amerikanische Präsident Roosevelt eine Rede gehalten hatte, die wir über den ausländischen Rundfunk hörten, den ‚Völkischen Beobachter‘ anriefen. Diese Anrufe starteten wir von den verschiedensten Telefonzellen Berlins aus und nannten uns alte und regelmässige Leser des ‚Völkischen Beobachters‘, und wir seien enttäuscht, dass über die Roosevelt-Rede kein Wort drinstehe. Meistens war auf der anderen Seite des Drahtes einfach zu hören: ‚Einen Augenblick bitte, wir verbinden Sie weiter‘, und meistens brach dann die Verbindung ab. Aber anderntags war ein Artikel über die Roosevelt-Rede in diesem Blatt. Natürlich mit niedermachendem Kommentar, aber immerhin: Sie konnten es nicht wagen, gar nichts zu schreiben. Das hat unseren jungen Mitkämpfern in unserer Gruppe immer grossen Eindruck gemacht, vor allem weil sie den ‚Erfolg‘ ihrer Aktion so gleich erleben konnten. Als dann die schweren Luftangriffe auf Berlin einsetzten, litt unsere Widerstandsarbeit ganz gewaltig. Ja sogar mehr als der Staat, dem die Luftangriffe eigentlich galten.»

«Palermo», eine bevorzugte Likörmarke, wurde zum Losungswort des Tiroler Widerstands

Aber auch aus politischen Gründen wurde den österreichischen Anti-Nazis in Berlin der Boden allmählich zu heiss: «Ich wollte einmal einen gewissen Freiherrn von Mumm in Berlin besuchen, den ich als politisch für unsere Ideale zuverlässig kannte. Als ich mich seinem Haus näherte, sah ich davor einige verdächtige Leute. Ich wusste sofort, was das bedeutete, denn wir Wiener haben für ‚Kieberger‘ ein besseres Verständnis als die Berliner. Deshalb ging ich achtlos am Haus vorbei, doch sah ich dann eben, wie man Mumm wegführte. Einmal noch war es also gutgegangen. In Berlin aber gab es zu viele Leute, die einmal im Widerstand mitmachten, sich dann wieder lossagten und kurz darauf zurückkamen. Das ist für den Widerstand das Gefährlichste. Deshalb haben wir uns abgesetzt, uns selbständig gemacht und in Tirol neu organisiert. Ich darf ruhig behaupten, dass wir dort eine der am besten organisierten Gruppen hatten. Dort war ich übrigens unter dem Namen Dr. Ing. Brand aktiv», sagt Karl Gruber und verweist in diesem Zusammenhang auf seine Memoiren, aus denen auszugsweise zitiert sei: «Die österreichische Widerstandsbewegung ging also ihren eigenen Weg... Es gelang uns, einzelne Gruppen straffer zu organisieren, vor allem dort, wo das Führungsproblem gelöst werden konnte. Die für uns bedeutendste dieser Organisationen war die ‚Widerstandsbewegung O5‘, als deren Vertreter die Brüder Fritz und Otto Molden unermüdlich tätig waren und ausserdem die überaus riskante Verbindung mit dem Ausland herstellten. Es war dies eine Tätigkeit von schier unerschätzbarem Wert. Schon meine erste Begegnung mit Otto Molden, der unter dem Decknamen ‚Alfred Steiger‘ arbei-

tete, führte zu einer sofortigen Verständigung. Wir verdankten dieser Zusammenarbeit die Anwerbung zahlreicher erstklassiger Kämpfer, die sich dann bei der direkten Aktion als sehr wertvoll erwiesen. Wir wurden später enge Freunde, und Fritz Molden bei meiner Übersiedlung nach Wien mein erster Mitarbeiter... In Tirol gab es zu diesem Zeitpunkt eine Unzahl von Widerstandsgruppen jedes Wichtigkeitsgrades... Wir aber wollten einen direkten Schlag gegen die nationalsozialistische Militärherrschaft führen und hatten dafür unsere guten Gründe. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, dass die Staatsführung mit der Idee liebäugelte, sich in einer sogenannten ‚Alpenfestung‘ monatelang, und wenn es sein sollte jahrelang, zu halten, und zwar in der Hoffnung, die Ost-West-Allianz werde über kurz oder lang zerbrechen, und die Überlebenden könnten sich an den Meistbietenden verkaufen. Eine solche Entwicklung hätte die Wirtschaft Tirols und der Alpenländer überhaupt um Jahrzehnte zurückwerfen können, und Österreich wäre ausserdem in den Ruf gekommen, nicht nur Wiege, sondern auch letzter Hort des nationalsozialistischen Fanatismus zu sein. Noch bedrückender aber war mir der Gedanke, dass eventuell Innsbruck oder Salzburg das erste Versuchsgelände für eine Atombombe werden könnten... Nun, wie bereits erwähnt, gab es in jeder grösseren Stadt und praktisch in jedem Dorf militärisch organisierte Gruppen und daneben die üblichen zivilen Widerstandskreise. Aber auch ein guter Teil der Offiziere in der deutschen Wehrmacht war bereit, mitzutun. Allerdings war das Durcheinander gross. Von einer zentralen Führung oder Planung konnte keine Rede sein. Über Vorschlag meiner Freunde traten schliesslich einige Gruppen zusammen, mit denen ich während des Krieges Verbindung gehalten hatte. Am 15. März 1945 wählten sie sich einen gemeinsamen Führer mit dem Decknamen Dr. Ing. Brand. Es war niemand anderer als Dr. Karl Gruber. Es war nun meine Aufgabe, diese kleinen Widerstandsgruppen aufeinander abzustimmen, ihre Kommandanten auszuwählen und einen regelrechten Aufstandsplan zu entwerfen... Über Liechtenstein und die Schweiz gelang es uns allmählich, engere Verbindung mit den Alliierten aufzunehmen... Die Besitzerin der Innsbrucker Spirituosenhandlung Hruschka erlaubte uns, in ihrem Lager in der Andreas-Hofer-Strasse ein Stabsquartier einzurichten... Zur Ehre dieser wackeren Dame wählten wir zum Losungswort unserer weiteren Aktion die Parole ‚Palermo‘, – die bevorzugte Likörmarke dieser Firma. Bald darauf kamen Tage, an denen man überhaupt nur mit ‚Palermo‘ auf den Lippen die Amtsgebäude von Innsbruck betreten konnte.»

Bruno Kreisky, Österreichs Regierungschef seit 1970, hat seinen Widerstand gegen die Nationalsozialisten vom neutralen Ausland aus geleistet; von den Machthabern, die im März 1938 Österreich zur Ostmark degradierten, war er nach einigen Monaten Haft zum Exil gezwungen worden. Schon lange vorher aber war er zum Kampf gegen den To-

talitarismus angetreten: «Nach dem 12. Februar 1934 war die Dollfuss-Diktatur vollends errichtet worden. Dann kam es zur Mai-Verfassung, einer ständischen Verfassung, als Grundlage der Diktatur. Da bin ich mit meiner Partei in den Untergrund gegangen. 1936 bin ich dann wegen Hochverrats verurteilt worden, doch gewährte man mir mildernde Umstände, und das Urteil lautete nur auf ein Jahr schweren Kerkers. Immerhin bin ich unter Dollfuss und dann unter Schuschnigg insgesamt 16 Monate eingesperrt gewesen. ‚Wegen Tätigkeit für die verbotene sozialdemokratische Partei‘, so lautete die offizielle Formulierung. Ich bin vermutlich das einzige Regierungsmitglied der freien Welt, das eine Strafe wegen Hochverrats hat absitzen müssen. Als dann 1938 die Nazis kamen, wurde ich praktisch am ersten Tag festgenommen. Diese Untersuchungshaft hat mich aber davor bewahrt, beim berüchtigten Dachauer Transport dabeizusein. So blieb ich in Gestapo-Haft, und dort hat man mich anlässlich eines nächtlichen Verhörs gezwungen, sofort nach der sogenannten Freilassung das Land zu verlassen. Das habe ich getan. Ich habe Wien am Tag von München, also am Tag der Münchner Konferenz vom September 1938, verlassen.»

Österreichs Klassentrennung – Einheit wäre dringend notwendig gewesen

Gewerkschaftsführer Anton Benya sieht seinen damaligen Kampf in erster Linie als ideologischen und parteipolitischen: «Im Jahre 1927, also im Alter von 15 Jahren, war mir erstmals bewusst geworden, dass die Freiheit bedroht sei. Im Burgenland waren bei einem Schutzbundaufmarsch ein Invalide und ein Kind getötet worden. Das Gericht in Wien hatte daraufhin die Täter freigesprochen. Dagegen wollten die mir nahestehenden Kreise friedlich demonstrieren. Die Demonstration wurde mit Waffengewalt aufgelöst; die Polizei schoss in die Menge, es gab neunzig Tote; und Bundeskanzler Prälat Seipel plädierte vom Parlament aus dafür, den Verhafteten gegenüber ‚keine Milde‘ walten zu lassen.»

In dieser Atmosphäre formte sich Benyas politisches Bewusstsein. Für ihn gab es damals – wie er im Rückblick ausdrücklich betont – nur eines: auf demokratische Weise die Mehrheit im Staat zu gewinnen! «Meine Freunde und ich», so erklärt Benya, «fürchteten ein Zusammengehen der militanten Organisationen der Bürgerlichen mit den Nazi-Organisationen – was sich ja auch teilweise entwickelte. Auf jeden Fall stellten wir fest, dass Sozialdemokraten von den Christen härter bestraft wurden als Nationalsozialisten. So wurde natürlich unsere Gegnerschaft immer entschiedener. Ich selbst wurde im Jahre 1934 während sechs Wochen in Haft gehalten, 1937 sogar während acht Monaten. Als ich dann im Februar 1938 Militärtransporte Richtung Westen gehen sah, erkundigte ich mich bei einem Kollegen, was denn los sei. Es werde brenzlich an der Grenze, sagte er. Meine Reaktion darauf entsprang meinen

ehrlichen Gefühl: ‚Dann müssen wir uns stellen, denn die Nationalsozialisten sind die grössere Gefahr, die gefährlicheren Gegner; die Alten sagten immer, Nationalsozialismus und Faschismus bedeute Krieg.‘ Mein Kollege war erstaunt. Ich sei eben erst aus der Haft entlassen worden, und nun sei ich bereit, ausgerechnet für jene zu kämpfen, die mich eingesperrt hatten. Meine Antwort: ‚Schau, lieber Freund, es scheint mir trotz allem für unser Land besser zu sein, wenn wir uns zur Wehr setzen als wenn wir den Nationalsozialismus erleben müssen.‘ Aber es war leider zu spät. Man hatte die Bevölkerung nicht rechtzeitig aktiviert, der Armee keinen Auftrag gegeben.»

Kriegs- und Widerstandserlebnis haben viele frühere Gegensätze überbrückt, so dass einem heute die Gegnerschaft zwischen Links und Rechts, wie sie die Erste Republik Österreichs kennzeichnete, kaum mehr verständlich ist. Benya gibt aus seiner sozialistischen Sicht heraus zu bedenken: «Die Sozialistische Partei Österreichs war praktisch von der Möglichkeit der Regierungsbildung ausgeschlossen und wurde wegen der damaligen politischen Konstruktion auch nicht zugezogen, wenn es galt, wirtschaftliche Probleme zu lösen. Der Bürgerblock aus Christlichsozialen, Landbund und Grossdeutschen war zu mächtig. 1933 hatte Dollfuss das Parlament aufgelöst, und von jenem Augenblick an regierte er durch Verordnungen. Als es dann im Februar 1934 zu blutigen Auseinandersetzungen kam, war ich natürlich auf der Seite des Schutzbundes. Deshalb wurde ich – wie erwähnt – ein paar Wochen eingesperrt und war nachher einige Zeit arbeitslos. Als ich nachher wieder eine Arbeit fand, galt zunächst mein Widerstand der Regierung Dollfuss respektive Schuschnigg. Ich wirkte in den illegalen sozialistischen Gewerkschaften, kam deshalb wieder in Haft und musste mich anschliessend einmal in der Woche bei der Polizei melden. Als 1938 die deutschen Nazis einmarschierten, bemühten wir uns, die illegalen Gruppen durchzuhalten. Ich muss aber ehrlich gestehen, dass dies unter den Nazis wesentlich schwieriger war als unter dem autoritären österreichischen Regime von Dollfuss oder Schuschnigg.»

Anton Benya spricht nur am Rande vom Problem eines «Grossdeutschland», das sofort nach Ende des Ersten Weltkrieges Österreich erfasst hatte, also lange bevor Hitler in Deutschland die Massen hinter sich gebracht hatte. Zu denen, die nicht an die Lebensfähigkeit Österreichs glaubten und das einzig mögliche Heil in einem Anschluss an Deutschland sahen, gehörten auch zahlreiche Sozialisten. Sogar ganz Prominente wie der spätere Staatskanzler und Bundespräsident Karl Renner. Das hat mit Anfälligkeit an den Nationalsozialismus nichts zu tun, erklärt aber eine gewisse politische Labilität dieses Rumpfosterreichs. Anton Benya gibt zu: «Nach 1918 glaubte man nicht an die Lebensfähigkeit Österreichs, dessen Grösse von 40 auf 7 Millionen Menschen zusammengeschrumpft war. Anfänglich hiess es ja bezeichnenderweise auch ‚Deutsch-Österreich‘, was aber von den Siegermächten geändert wurde,

da sie jeden Anschluss an Deutschland verboten.» Schuschnigg widerspricht in seinen Äusserungen energisch: «Es ist nicht wahr, dass Österreich 1938 nicht lebensfähig war. Vielleicht konnte man 1918 noch so denken, aber die Richtigkeit dieser These hatte spätestens 1922 aufgehört, mit der Genfer Sanierung, also der im Rahmen des Völkerbundes zustande gebrachten Sanierung. Wir hatten übrigens damals schon die gleichen Ressourcen wie heute; damals aber fehlte die internationale Solidarität. Jeder Staat war von Zollmauern umgeben. Hätten wir nach dem Ersten Weltkrieg nur zehn Prozent der späteren Marshall-Plan-Gelder bekommen, wäre es nie so weit gekommen. Mit Hilfe eines Marshall-Planes in Deutschland anstelle der tausend Young-Pläne von damals hätte vermutlich Hitler keine Chancen gehabt. Die Sozialisten berufen sich immer wieder auf die Krisenjahre und die Arbeitslosigkeit. Im Jahre 1934 aber, einem der grossen Krisenjahre, zählten wir bei insgesamt 2'120'000 in Industrie und Gewerbe Beschäftigten 406'000 Arbeitslose und 40 Prozent Ausgesteuerte. Das war der Kulminationspunkt. Prozentual gesehen war dies nicht viel mehr als in den U SA auf dem Gipfel der Wirtschaftskrise, nur konnte das reiche Amerika dies damals natürlich besser durchstehen als ein ausgepowerter besiegter Kleinstaat. Bis 1937 aber ist auch in Österreich die Arbeitslosigkeit dann stets gesunken.»

Diesem Schuschnigg, der damit der Linken einen Grossteil der Verantwortung zuschiebt, wirft andererseits Benya vor: «Schuschnigg war – auch wenn man dies immer wieder hört – kein schwächlicher Mann. Er war aber zu sehr in seiner Idee verhaftet, und diese Idee war bürgerlich-monarchistisch. Er konnte sich mit dem Gedanken, dass die Arbeiterbewegung hier eine bedeutende Rolle zu spielen habe, nicht abfinden. Vielleicht war er wirklich der Meinung, die Dinge in einer Art regeln zu können, dass das Regime erhalten bleibe; vielleicht ist er deshalb mit dem Hitler-Regime Konzessionen eingegangen – Konzessionen, die sich nachher als Nachteil erwiesen haben.»

Von welchem Freiheitsideal ist Anton Benya in jenen dreissiger Jahren, während denen sein Land autoritär regiert wurde, ausgegangen? «Das ist nicht leicht zu definieren», gesteht er heute. «Ich habe vor allem eines gelernt: Wir müssen die Menschen dazu bringen, dass sie Verantwortung übernehmen. Das gilt für die Politik wie für die Wirtschaft. Nur damit, einmal alle vier Jahre zur Wahl zu gehen, ist die Bürgerpflicht nicht erfüllt. Ich erkannte, dass es gefährlich ist, sich auf andere zu verlassen. Man soll auch nicht denken, die Oberen werden dies schon erledigen, denn auch in untergeordneten Rängen soll man stets, wenn die Oberen nicht richtig oder nicht rechtzeitig fungieren, einschreiten, auf dass ein anderer die Stelle des Versagers übernehme. Da sind wir jetzt natürlich bei der Frage der Mitbestimmung, die ich hier im breiteren Rahmen angeführt habe.»

Inwieweit aber hat der Umstand, dass Österreich autoritär war, damals zum Untergang des Staates beigetragen

und den Widerstand gegen die deutsche Allmacht erschwert oder sogar lange verhindert? Kurt von Schuschnigg sagt dazu: «Zweifellos war Österreich damals autoritär. Das gleiche gilt aber für den Nordosten, für Jugoslawien, Ungarn und Polen – in den dreissiger Jahren. Eine einzige Ausnahme bildete die Tschechoslowakei. Aber was hat ihr ihre musterergültige Verfassung genützt? Die Tschechen sind genauso untergegangen wie wir und hatten keine bessere Situation in der Verteidigung gegen den deutschen Faschismus.»

Benya seinerseits hält entgegen: «Politisch hat uns das autoritäre Regime geschadet. Aber wie gesagt: Unter den Nazis war es viel schlimmer. Und ich bin – zusammen mit meinen Freunden – von der Überzeugung ausgegangen, dass das nationalsozialistische Regime keine Ewigkeitsdauer haben werde. Deshalb sind wir sofort in den Betrieben dazu übergegangen, kleine Gruppen, Fünfergruppen, aufzubauen. Wir sind von der Überlegung getragen gewesen, dass nach dem Untergang des NS-Regimes Leute da sein müssen, die den Aufbau und die politische und wirtschaftliche Organisation in die Hand nehmen können. Wir dachten in erster Linie natürlich an die Partei und die Gewerkschaft. Das war unser positives Ziel.»

Der 22. Juni 1941 wurde zur Geburtsstunde des sowjetischen Partisanenkampfes

Auch Bruno Kreisky dachte damals, von Schweden aus, an die Nachkriegszeit und die Zukunft seiner Heimat: «Nach Kriegsausbruch war Schweden ja noch eines der wenigen Länder, das regelmässige Kontakte zu Österreich gehabt hat. Wir selbst haben Verbindungen gehabt durch Reisende, die nach Schweden gekommen sind, zum Teil auch durch Schweden, die nach Österreich gingen. So hat zum Beispiel die schwedische Gesandtschaft in Berlin Arbeiter aus Schweden kommen lassen, um dort Luftschutzkeller zu bauen. Auf unseren Wunsch hin hat die schwedische Regierung dazu Freunde von uns aufgeboten, die dann von Berlin aus Verbindung zu Wien aufgenommen haben. So haben wir ausgezeichnete Informationen gehabt, die natürlich auch für unsere Freunde in England und Amerika interessant waren. Eine andere Kontaktmöglichkeit bestand über Offiziere, meistens solche österreichischer Abkunft, die als Urlaubsreisende nach Schweden kamen und sich dort hin und wieder von ihrer Gruppe absentieren konnten und mit uns in Verbindung traten. So wussten wir Bescheid, und in meinen letzten Interviews und Aufsätzen in Schweden konnte ich immer wieder sagen, es werde nach Kriegsende in Österreich keinen de Gaulle geben. Ich sagte voraus, dass man sich der alten und bewährten politischen Persönlichkeiten, sofern sie noch am Leben sein werden, bedienen werde. Und das ist ja dann auch eingetroffen.»

Der aktive Widerstand gegen die Nationalsozialisten begann in der Sowjetunion selbstverständlich im Jahre 1941. Es geht in diesem Zusammenhang nicht um den be-

rüchtigten Ribbentrop-Molotow-Pakt vom August 1939, der zweifellos zum grossen Teil aus Staatsräson heraus verständlich ist. Dieser Pakt hat jedoch – nachdem die Russen in den nationalsozialistischen Programmen und selbst in Hitlers «Mein Kampf» als Untermenschen bezeichnet worden waren – eine verwirrende Ruhe zur Folge gehabt, die umso gewichtiger war, als in einem Land, in dem die politische Haltung des Volkes weitgehend von der Staatspartei gelenkt wird, dadurch automatisch jeder Ansatzpunkt für einen aktiven Widerstand eliminiert wurde.

Am 22. Juni 1941 wendete sich das Blatt von einer Minute auf die andere. Auf diesen Tag hatte Hitler schon mehr als eineinhalb Monate zuvor, in einer Lagebesprechung vom 30. April 1941, die Stunde fixiert, «in der es

notwendig wird, diesem Komplott der jüdisch-angelsächsischen Kriegsanstifter und der ebenso jüdischen Machthaber der bolschewistischen Moskauer Zentrale entgegenzutreten». Auf den Tag genau 129 Jahre vorher, am 22. Juni 1812, war Napoleon in Russland eingefallen mit dem Kriegsruf: «Russland geht seinem Verhängnis entgegen! Sein Geschick muss sich erfüllen.» Ebenso schwülstig waren Hitlers Worte: «Die Aufgabe dieser Front ist nicht mehr der Schutz einzelner Länder, sondern die Sicherung Europas und damit die Rettung aller.» Der Feldzug «Barbarossa» stiess von Polen aus in vier Richtungen ost-, nordost- und südostwärts in die Sowjetunion vor, in nordöstlicher Richtung von Rumänien aus unterstützt.

So war der 22. Juni 1941 die Geburtsstunde des sowje-

Hitlers Truppen in Russland

Schon am 8. Juli 1941, also etwa zwei Wochen nach Beginn der deutschen Kriegshandlungen gegen die Sowjetunion, schreibt Generaloberst Frank Halder, damals Chef des Generalstabs des Heeres, in sein Tagebuch: «Feststehender Entschluss des Führers ist es, Moskau und Leningrad dem Erdboden gleichzumachen, um zu verhindern, dass Menschen darin bleiben, die wir dann im Winter ernähren müssten. Die Städte sollen durch die Luftwaffe vernichtet werden.»

Am 7. Dezember 1941 erlässt Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel als Chef des Oberkommandos der Wehrmacht den sogenannten Nacht-und-Nebel-Erlass, in dem es u.a. heisst:

«Zunächst ist nach folgenden Richtlinien zu verfahren:

I.

In den besetzten Gebieten ist bei Straftaten von nicht-deutschen Zivilpersonen, die sich gegen das Reich oder die Besatzungsmacht richten, und deren Sicherheit oder Schlagfertigkeit gefährden, grundsätzlich die Todesstrafe angebracht.

II.

Die Straftaten des Abschnitts I sind grundsätzlich nur dann in den besetzten Gebieten abzuurteilen, wenn wahrscheinlich ist, dass gegen die Täter, mindestens aber die Haupttäter, Todesurteile ergehen und wenn das Verfahren und die Vollstreckung der Todesurteile schnellstens durchgeführt werden können. Sonst sind die Täter, mindestens aber die Haupttäter, nach Deutschland zu bringen.

III.

Täter, die nach Deutschland gebracht werden, sind dort dem Kriegsverfahren nur unterworfen, wenn besondere militärische Belange es fordern. Deutschen und ausländischen Dienststellen ist auf Fragen nach solchen Tätern zu erklären, sie seien festgenommen worden, der Stand des Verfahrens erlaube keine weiteren Mitteilungen...»

Ein paar Monate später werden im Reichsministerium

für die besetzten Ostgebiete unter der Führung von Alfred Rosenberg Gedanken über die Slawenausrottung angestellt, die im Schriftstück Nr. 1/214 vom 27. April 1942 niedergelegt werden:

«Es handelt sich nicht allein um die Zerschlagung des Moskowitertums, eine Zielsetzung, die durchgeführt, weil sie nur historisch gedacht ist, nie die restlose Lösung des Problems bedeuten würde. Vielmehr handelt es sich um die Zerschlagung russischen Volkstums selbst, um seine Aufspaltung...»

Das Ziel einer deutschen Bevölkerungspolitik im russischen Raume wird sein müssen, die Geburtenziffern auf ein Mass zu bringen, das unter der deutschen Geburtenziffer liegt... Wir müssen in den betreffenden Gebieten eine bewusst negative Bevölkerungspolitik treiben. Durch Propagandamassnahmen, insbesondere durch Presse, Rundfunk, Kino, Handzettel, kurze Broschüren, Aufklärungsvorträge und dergleichen muss der Bevölkerung immer wieder der Gedanke eingeredet werden, wie schädlich es ist, sich viele Kinder anzuschaffen... Man sollte die Einrichtung von Abtreibungsinstituten durchaus fördern. Man kann z.B. Hebammen oder Feldscherinnen zu Abtreiberinnen ausbilden... Die Säuglingssterblichkeit darf nicht bekämpft werden. Auch Aufklärung der Mütter über Säuglingsfürsorge und Kinderkrankheiten darf nicht erfolgen. Es muss versucht werden, die Ausbildung der russischen Ärzte auf diesen Gebieten so gering wie möglich erfolgen zu lassen. Kinderheime und dgl. dürfen nicht gefördert werden. Neben diesen negativen Massnahmen auf gesundheitlichem Gebiet darf nicht etwa die Ehescheidung besonders erschwert werden. Für uneheliche Kinder sollten keine besonderen Massnahmen getroffen werden. Steuererleichterungen für Kinderreiche, Kinderzulagen wie überhaupt alle Massnahmen, die Kinderreiche bevorzugen, müssen vermieden werden... Für uns Deutsche kommt es nur darauf an, das Russentum derart zu schwächen, dass es nicht mehr in der Lage ist, den deutschen Führungsanspruch im europäischen Raum zu gefährden.»

tischen Partisanenkampfes. Oberst der Roten Armee Wladimir Lobanok, der im Raum der weissrussischen Hauptstadt Minsk operierte, besinnt sich zurück: «Ich war Sekretär des Bezirkskomitees und dann Kommandeur einer Partisanenabteilung. Dann wurde ich Kommissar der Partisanenbrigaden, die zunächst in meinem Abschnitt 1'100 Mann umfassten, später auf 3'000 anwuchsen. Im Oktober 1943 avancierte ich dann zum Kommandeur der Partisanenvereinigung, die insgesamt 16 Brigaden, also etwa 70'000 Mann umfasste. Diese Partisanentätigkeit kann man ruhig als die grösste Hilfe unserer Armee bezeichnen, die es in jener Zeit gegeben hat. Es war eine materielle Hilfe, vor allem aber auch eine moralische. Die Faschisten hatten vor uns grosse Angst, und es gibt eine Aussage, die davon spricht, sie hätten bald geglaubt, jeder einzelne Baum des Waldes könne schiessen. Kein Wunder, denn wir wollten den Eindringlingen Widerstand leisten. Diese deutschen Eindringlinge aber standen auf dem Standpunkt, die Partisanentätigkeit sei illegal, und Hitler selbst hatte bei der Ausarbeitung des Planes ‚Barbarossa‘ gefordert: ‚Tod den Partisanen‘, doch unsere Leute haben ihm nur geantwortet: ‚Wir haben keine Angst vor dem Tod.‘»

Anatoly Stuk war ebenfalls in der weissrussischen Partisanenvereinigung tätig. Er wirkte dort in seinem zivilen Beruf als Zeitungsredakteur: «Wir hatten eine kleine Felddruckerei, in der wir illegale Zeitungen herausbrachten. Die Druckerei war aber nicht an einem festen Platz etabliert, sondern mobil, da dies immer von der militärischen Lage abhing. Diese Zeitungen – insgesamt gab es vier – wurden von den illegalen Kämpfern in die Städte und Dörfer gebracht und dort verteilt. Auch die Partisanensoldaten gehörten natürlich zu unseren Lesern. Die Auflage war allerdings nicht gross, denn die grosse Schwierigkeit war die Papierbeschaffung. Um Papier zu sparen, haben wir die mehr oder weniger aktuelle Lageanalyse der Front nicht in diesen Zeitungen, sondern in kleinen Flugblättern publiziert. Im übrigen haben unsere Illegalen auch ganz direkt den Partisanensoldaten geholfen, indem sie ihnen Lebensmittel und Waffen beschafften. Das war eine ausserordentliche, wichtige Arbeit. Schliesslich sei noch angefügt, dass dieser illegale Kampf, in dessen Rahmen ich als Redakteur illegaler Zeitungen wirkte, sich nicht auf die Stadt Minsk beschränkte, sondern in verschiedenen Städten unserer weissrussischen Republik geführt wurde.»

Auch im Gespräch mit Oberst Lobanok taucht natürlich die Frage nach dem Ribbentrop-Molotow-Pakt auf. Wie konnte der oberste Marxist-Leninist mit dem obersten Faschisten einen Pakt abschliessen? Lobanok dazu: «Wir wollten keinen Krieg, doch war klar, dass die Faschisten irgendwann den Krieg beginnen würden. Gerade deshalb aber brauchten wir den Pakt, um Zeit zu gewinnen.» Wenn man diese Worte analysiert, stellt man fest, dass Lobanok sagen will, man habe selbst im Augenblick der Unterzeichnung nicht daran geglaubt, dass Hitler den Pakt einhalten würde. «Tatsächlich, das haben wir nie auch nur im Leises-

ten gedacht», sagt Lobanok. «Deshalb haben wir uns dann innerlich darauf vorbereitet, wenngleich wir – wie die Geschichte beweist – anfänglich noch gefährlich unterlegen waren. Vor dem Krieg waren etwa 1,1 Millionen Weissrussen in der Armee organisiert, bei einer Bevölkerung von rund 9 Millionen. Auf dem Höhepunkt des Kampfes, also im Jahre 1943, gab es in Weissrussland dazu noch 370'000 Partisanen und 70'000 Illegale. Die Partisanen waren militärisch organisiert, teilweise, wie ich schon sagte, unter meinem Kommando; die illegalen Kämpfer aber befanden sich mitten im deutsch-besetzten Gebiet, zum Beispiel in den Städten, um dort dem Feind zu schaden.»

Lobanoks Widerstand manifestierte sich also im eigentlichen Partisanenkampf, der sich vor allem im Raum Witebsk/Polozk, nordöstlich von Minsk, entlang dem Fluss Dwina abspielte. Wladimir Lobanok legt eine grosse Karte Weissrusslands auf den Tisch und steckt das Gebiet ab: «Das Territorium umfasste 3'245 Quadratkilometer. Es war für die Armee – also nicht nur für die Partisanen – wichtig, einen solchen Brückenkopf zu haben, denn wir Partisanen standen mit der Armee stets in engstem Kontakt. Es ist nicht zu vergessen, dass in diesem Gebiet damals etwa 100'000 Menschen lebten, die nicht bei den Partisanen waren. Darauf mussten wir Rücksicht nehmen. Immerhin ist es uns gelungen, die dritte Panzerarmee der Deutschen fast vollständig einzukesseln. Das war eine direkte Hilfe der Partisanen für die Armee, und im Jahre 1943 waren bereits sechzig Prozent des Territoriums von Weissrussland von den Partisanen kontrolliert. Dem setzten die Deutschen 9 Divisionen entgegen, also nicht weniger als ein Zehntel der Armeedivisionen dieses Aufmarschgebietes.»

Je hartnäckiger der sowjetische Widerstand im Partisanensektor wurde, umso brutaler wurden die deutschen Vergeltungsschläge gegen die Zivilbevölkerung, was wiederum den Widerstand festigte. Es war ein richtiger Teufelskreis. Dazu Lobanok: «Die Weissrussische Sowjetrepublik hat im Laufe des Krieges 2'230'000 Menschen verloren. Jeder vierte Einwohner musste sein Leben opfern, teils als Soldat, teils als Partisan, teils als Illegaler oder auch nur als Zivilist. Insgesamt sind neuntausend Dörfer durch Kriegshandlungen oder durch brutale Feindaktionen ausgelöscht worden. Praktisch alle Städte unserer Republik waren zerstört, und in Minsk selbst gab es keine fünf Häuser, die bewohnbar blieben. Eines dieser wenigen ist das Regierungsgebäude, in dem wir uns jetzt befinden. Vermutlich haben es die Deutschen verschont, weil sie es für ihre Militärverwaltung beanspruchten. Als unsere Truppen Minsk befreiten, fanden sie im Keller dieses Hauses 70 Tonnen Explosivstoff...»

Im April 1944 hatten etwa 66'000 Mann deutscher Truppen das Territorium eingekesselt, in dem Oberst Lobanok Kommandeur war: «Es war das Ziel der Deutschen, die Partisanen zu erledigen. An der Spitze der deutschen Panzerdivision stand General Reinhard von der Heeresgruppe Mitte. Meine Partisaneneinheiten haben 27 Tage in diesem Kessel ausgeharrt.

In meinem Buch ‚Partisanen nehmen den Kampf auf‘ können Sie diese Episode nachlesen. Nach erbittertem Kampf, bei dem viele meiner besten Leute das Leben verloren, konnten wir am 5. Mai 1944 im Norden von Minsk den Durchbruch schaffen. An jener Stelle erhebt sich heute ein grosses Denkmal.»

«Ich sehe die Sonne, die im Westen untergeht, aber daran kann ich nicht denken.»

Vielleicht lohnt es sich, nicht-sowjetische Quellen nachzulesen, zum Beispiel die Studie des englischen Historikers Alexander Werth, der unter anderem schreibt: «Obwohl die Deutschen in den Monaten Januar, Februar und April überaus grausame Strafexpeditionen gegen die weissrussischen Partisanen durchgeführt und im Zuge solcher Vergeltungsmassnahmen ganze Ortschaften vernichtet hatten..., stellten die weissrussischen Partisanen dennoch eine ansehnliche Streitmacht dar... Zwischen dem 20. und dem 23. Juni gelang es den Partisanen, praktisch alle Eisenbahnen in Weissrussland ausser Betrieb zu setzen – und gerade das brauchte die Rote Armee, um den deutschen Nachschub zu lähmen... Die russische Offensive in Weissrussland brachte nach deutschen Quellen der Wehrmacht die schwerste Niederlage, die sie jemals an der Ostfront erlitten hatte. Zwischen 25 und 28 deutsche Divisionen – das bedeutete mindestens 350'000 Mann – wurden vernichtet. Im Kriegstagebuch des OKW (Oberkommando der Wehrmacht) wird die Niederlage der deutschen Heeresgruppe Mitte eine grössere Katastrophe als die von Stalingrad genannt.» (Alexander Werth: Russland im Krieg 1941-45, Knaur-Verlag, München.)

Der Name Katyn ist in der westlichen Kriegsliteratur immer im Zusammenhang mit Massengräbern erwähnt, deren Existenz im April 1943 vom deutschen Propagandaministerium bekanntgemacht wurde. Später gab es sowohl eine deutsche als auch eine sowjetische Untersuchungskommission, deren Ergebnisse natürlich diametral entgegengesetzt verliefen. Bis heute ist nicht mit absoluter Sicherheit ausgemacht, wem diese Verbrechen zugeschrieben werden müssen.

Es gibt aber ein anderes Chatyn, in dem deutsche Soldaten auf grausame Art den Befehl Hitlers vom 16. Dezember 1942, der vom Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Wilhelm Keitel, unterzeichnet wurde, in die kriminelle Tat umsetzten. Der Befehl Hitlers lautete: «Wenn dieser Kampf gegen die Banden sowohl im Osten wie auf dem Balkan nicht mit den allerbrutalsten Mitteln geführt wird, so reichen in absehbarer Zeit die verfügbaren Kräfte nicht mehr aus, um dieser Pest Herr zu werden. Die Truppe ist daher berechtigt und verpflichtet, in diesem Kampf ohne Einschränkung auch gegen Frauen und Kinder jedes Mittel anzuwenden, wenn es nur zum Erfolg führt. Rücksichten, gleich welcher Art, sind ein Verbrechen gegen das deutsche Volk.» Und es sei – wiederum nach dem Buch von Alexander Werth – die Aussage festgehalten, die der Be-

fehlshaber der zur Partisanenbekämpfung eingesetzten deutschen Verbände, SS- Obergruppenführer von dem Bach-Zelewski, der sich später bei der Niederwerfung des Warschauer Aufstandes hervortat, vor dem Nürnberger Gericht machte, wo er als Zeuge einvernommen wurde:

«Oberst Taylor (beigeordneter Ankläger für die Vereinigten Staaten): Hatten diese Massnahmen die unnötige Tötung einer grossen Anzahl von Zivilenwohnern zur Folge?

Von dem Bach-Zelewski: Ja...

Oberst Taylor: Wurde jemals ein Befehl erlassen, und zwar von höchster Stelle, dass deutsche Soldaten, die sich Vergehen gegen die Zivilbevölkerung hatten zuschulden kommen lassen, durch Militärgerichte nicht bestraft werden sollten?

Von dem Bach-Zelewski: Ja, ein solcher Befehl ist herausgekommen. ...»

Kein Wunder, dass Wladimir Lobanok mit Stolz die Abschrift eines Briefes vorlegt, den ein deutscher Soldat während des Einsatzes in Weissrussland seiner Frau nach Hause gesandt hat und der darlegt, mit welchen Gefühlen die Deutschen damals den Partisanen begegneten: «Es gibt nirgends Menschen, aber überall in den Wäldern sind die Schatten der Partisanen. Sie kommen ganz plötzlich, greifen uns an und vernichten unsere Truppen. Und dann sind sie wieder weg, wie der Teufel, man weiss nicht wohin. Und sie verfolgen uns immer und überall, und es gibt keine Rettung. Ich habe schon lange gekämpft, aber so etwas noch nie erlebt. Gegen Gespenster kann man nicht kämpfen. Jetzt schreibe ich ein Tagebuch. Ich sehe die Sonne, die im Westen untergeht, aber daran kann ich nicht denken. In der Nacht, wenn ich schlafe, spüre ich, dass die Gespenster nicht weit weg sind...»

Wofür aber haben diese mutigen Partisanen Weissrusslands eigentlich gekämpft? Für das Vaterland? Selbstverständlich! Für die Familie? Natürlich! Für die Partei? Viele von ihnen! Für die Freiheit? Auf diese Frage sagt Wladimir Lobanok ein überzeugtes Ja. Was aber ist für ihn Freiheit? «Die Freiheit verstehen wir..., verstehe ich, wie Engels dies gesagt hat: als eine Notwendigkeit. Aber lassen Sie mich dies ganz einfach an einem Beispiel erklären. Mein Vater hatte formell die Freiheit gehabt, aber eine echte Freiheit kannte er damals noch nicht. Er war Bauer und hatte nur ungefähr einen Hektar Boden. So musste er neben der landwirtschaftlichen Arbeit bei der Eisenbahn Dienst tun, um existieren zu können. Deshalb ist er im Jahre 1912 nach Amerika ausgewandert, um dort für die zurückgebliebene Familie Geld zu verdienen. Er ist in Amerika gestorben... Als ich jung war, wollte ich den armen Bauern helfen. Dank der Oktoberrevolution konnte ich dann studieren, und meine Hilfe gewann Gewicht. Die Oktoberrevolution vom Jahre 1917 brachte unseren Leuten die Freiheit.»

Iwan Iwanovitsch Smirnow war vor dem Krieg ein eher apolitischer Mensch. «Ich bin Strassenbauingenieur, und Ingenieur ist doch wirklich ein friedlicher Beruf», unterstreicht er immer wieder. Im Übrigen ist Smirnow erst

während des Krieges, genauer gesagt im April 1942, der Kommunistischen Partei der Sowjetunion beigetreten. Er gehört also zu jenen, die vom Molotow-Ribbentrop-Pakt überrascht wurden: «Ich war immer für den Frieden, und deshalb habe ich damals den Abschluss dieses Vertrages ausserordentlich positiv aufgenommen. Ich war überzeugt, dass damit der Friede gerettet sei. Daran glaubte ich bis zu jenem schrecklichen 22. Juni 1941, als die faschistischen Truppen unser Land überfielen.» Ein leichter Unterton klingt allerdings auf die Frage mit, wie er denn auf die Besetzung Ostpolens durch die Sowjetunion, im September 1939, reagiert habe: «Das war das Territorium der Westukraine und von Westweissrussland, das früher zu Russland gehörte und das übrigens durch die Curzon-Linie schon 1919 von den Westmächten als zu Russland gehörig deklariert wurde. Es gab also einen russischen Anspruch, und zudem», womit Smirnow das Misstrauen gegen Hitler-Deutschland durchblicken lässt, «musste die Sowjetunion 1939 ihre Grenzen festigen, um gegen einen eventuellen Angriff gewappnet zu sein.»

Iwan Iwanovitsch Smirnow war seit 1940 in der Nähe von Leningrad als Leiter einer Bauabteilung tätig. Bei Kriegsausbruch meldet er sich als echter Patriot freiwillig. Da er vorher als Ingenieur eine Reihe von Vorlesungen an der Militärabteilung seiner Hochschule absolviert hatte, wird er sogleich in den Rang eines Leutnants erhoben und kommandiert eine Baugruppe. Leningrad gerät bald in die vorderste Frontlinie, und schon am 4. September 1941 wird die Stadt unter feindlichen Artilleriebeschuss genommen. Vier Tage später, am 8. September, gelingt es den Deutschen, Schlüsselburg am Südende des Ladogasees, etwa 40 Kilometer östlich von Leningrad, einzunehmen, und damit beginnt die Blockade der damaligen Zweieinhalb-Millionen-Stadt. Iwan Iwanovitsch Smirnow wird einer der Helden jenes Eisweges, der schliesslich Leningrad zum grossen Teil das Überleben ermöglicht. Bescheiden erzählt er seine Geschichte: «Als die Blockade begann, hat das Staatskomitee für Verteidigung beschlossen, Lieferungen von Brot, Munition und so weiter über den Ladogasee zu organisieren. Der Ladogasee war aber für verschiedene Arten von Schiffen ausserordentlich gefährlich. Zwar war unter dem Zaren Peter I. ein Kanal gebaut worden, aber eben nur bis Schlüsselburg. Das Problem war also die Schaffung eines Hafens, denn es galt, die Gefahrenzone von Schlüsselburg, das ja in deutscher Hand war, zu umschiffen. Der Bau des Hafens war dann der erste grosse Erfolg.»

Smirnow hat recht, aber es ist ein Erfolg, der nicht sogleich Früchte zeigt, denn am 12. September 1941 muss erstmals die Brot-, Fleisch- und Grützeration für die Leningrader gekürzt werden, und obwohl am selben Tag das erste Schiff einfährt und Lebensmittel vom Osten heranhält, muss am 1. Oktober eine neuerliche und noch massivere Reduktion der Lebensmittelzuteilungen verfügt werden. Andererseits muss man sich auf den Winter vorbereiten und weiss, dass dann auch diese dünne Lebensader über

den See abgeschnürt sein wird. Smirnow erinnert sich: «Am 15. November 1941 war der Ladogasee in jenem Jahr zum erstenmal zugefroren. Die Schiffe kamen nicht mehr durch. Praktisch gab es für Leningrad keine Lebensmittelversorgung mehr. Die Rationen waren auf 250 Gramm Brot für Leute, die arbeiteten, und auf 125 Gramm für Leute, die nicht arbeiteten festgesetzt. Niemand wusste aber, wie lange man selbst diese Rationen halten konnte. Man musste unbedingt einen Versorgungsweg finden. Deshalb habe ich vom Kommando den Auftrag erhalten, mit Soldaten den Weg über das Eis des Ladogasees zu erkunden. Am 18. November 1941 haben wir damit begonnen. Die Nacht zum 19. November verbrachten wir auf einer kleinen Insel und kamen dann am zweiten Tag auf der anderen Seite an. Der Kundschafterauftrag war erfüllt. Es war eine gefährliche Reise, weil das Eis noch nicht überall stark genug war, aber es ist alles gutgegangen. Und schon am 21. November haben wir die eigentlichen Transporte aufgenommen, zuerst mit Schlitten, die von Pferden gezogen wurden, dann mit Autos.»

In Russland zerbrachen die wahnwitzigen Welteroberungspläne Hitlers

Der Erfolg dieser Aktion schlägt sich rasch in einer Verbesserung der Versorgungslage nieder. Am 25. Dezember 1941 kann die Brotration erhöht werden. Allerdings bleibt die Überquerung des Ladogasees ein Abenteuer. Dazu Smirnow: «Nicht alle Autos haben die andere Seite erreicht. Einige sind wegen des zu wenig dicken Eises eingebrochen, andere fielen den faschistischen Piloten zum Opfer, die die Strasse ständig bombardierten. Zudem hämmerte von Schlüsselburg herüber die faschistische Artillerie. Wenn ein Missgeschick passierte, mussten wir schnell handeln. Besonders erinnere ich mich an einige entsetzliche Erlebnisse. Einmal sass ich neben dem Chauffeur in einem Lastwagen, als ein faschistisches Messerschmitt-Flugzeug heranbrauste. Der Kommandeur, der ebenfalls neben mir sass, wurde am Kopf schwer verletzt, drei Soldaten wurden gefährlich verwundet, aber wir erreichten doch noch das Ziel. Ein andermal zog eine Kompanie des Bataillons, dessen Kommandant ich war, über das Eis. Die Faschisten griffen die Einheit an, und alle ohne Ausnahme haben ihr Leben verloren. Es war furchtbar, aber damals leider der Alltag...»

Die Überquerung des Ladogasees über das Eis im Winter und mit Schiffen im Sommer war eines – ein anderes aber, die Lebensmittel zu beschaffen in einem Land, das sich in einen grauvollen Krieg verstrickt sah. Smirnow erklärt: «Das ganze Land hat Leningrad geholfen. Es war eine symbolhafte Aktion. Am Anfang des Krieges wurden die Lebensmittel nach Tichwin, etwa 320 Kilometer vom Ladogasee entfernt, gebracht und kamen von dort umständlich zum Ladogasee und dann übers Eis nach Leningrad. Etwa ab Januar 1942 wurde dann eine Eisenbahn in Betrieb

genommen, das Material nach Kabona gebracht und so über den See in die Stadt. Die Faschisten haben immer wieder versucht, diese Verbindung zu unterbrechen. Einige Male ist es ihnen auch tatsächlich gelungen, doch haben wir in kürzester Zeit alles wieder repariert. Selbst der Hafen, der mehrmals von faschistischen Flugzeugen aus bei Tag bombardiert wurde, ist von uns jeweils noch in der folgenden Nacht betriebsfähig gemacht worden. Es ging ja darum, eine ganze Millionenstadt am Leben zu erhalten, und die Leningrader haben diesen Eisweg nicht ohne Grund den ‚Weg des Lebens‘ genannt.»

Dimitrij W. Pawlow nennt in seinem auf deutsch beim Verlag Huber in Frauenfeld erschienenen Buch «Die Blockade von Leningrad 1941» einige eindrückliche Zahlen. Die Lebensmittellieferungen beliefen sich vom 8. September 1941, dem Beginn der Blockade, bis zum 1. Januar 1942 auf folgende Mengen (in Tonnen):

	Wasser- transport	Luft-: transport	Eis- transport	Total
Korn, Mehl	23'041	743	12353	36'137
Grütze	1'056	-	1482	2'538
Fleisch- und Fleischprodukte	730	1829	1100	3'659
Fett, Käse	276	1729	138	2'143
Kondensmilch	125	200	158	483
Eipulver, Schokolade, Milchpulver usw.	-	681	44	725
Total	25'228	5'182	15'275	45'685

Diesen Zahlen müssen aber aus derselben Quelle, nämlich aus dem Vorwort des erwähnten Buches, andere entgegengesetzt werden, um das Ausmass der Katastrophe zu verstehen:

«Leningrad zählte im September 1941 ungefähr 2 544'000 Einwohner, einschliesslich etwa 400'000 Kinder. Hinzu kommen etwa 343'000 Menschen, die in der Nähe der Stadt, innerhalb des Blockaderings, lebten. Während der Belagerung starben etwa 632'000 Menschen an Hunger und Kälte. Rechnet man die an der Front und durch gegnerische Artillerie- und Bombenangriffe erlittenen Verluste hinzu, so beläuft sich die Zahl der während der 872 Tage dauernden Blockade Umgekommenen auf etwa eine Million Menschen.»

In Russland hat sich das Schicksal Nazi-Deutschlands erfüllt. So konnten all die anderen Pläne, die bereits in den Schubladen der Hitlerschen Kriegführung lagen, nicht mehr verwirklicht werden: der Plan der Kriegsmarine vom 27. Juli 1940 (Nr. 10488/40) zur Eroberung weltweiter Stützpunkte von Dakar bis zu den Seychellen, von St. Helena bis São Tomé, von Sansibar bis Mauritius; der Operationsplan gegen die Schweiz vom 26. August 1940; die Weisung Nr. 32 vom 11. Juni 1941 zum Vorstoss über Iran ins Herz des britischen Weltreiches östlich von Suez. Dank des sowjetischen militärischen Widerstandes konnte Hitler noch weniger seine politischen Visionen in die Tat umsetzen, über die Hermann Rauschning in seinem 1940 im Eu-

Die Belagerung von Leningrad 1941

- 4.9. Beginn des Artilleriebeschusses Leningrads.
 - 8.9. Eroberung Schlüsselburgs durch die Deutschen.
Beginn der Blockade Leningrads.
 - 8.9. Der erste Grossangriff der feindlichen Luftwaffe.
 - 12.9. Reduktion der Brot-, Fleisch- und Grützerationen für die Bevölkerung.
 - 12.9. Ankunft der ersten Schiffe nach Osinowjez mit Lebensmitteln vom Ostufer des Ladogasees.
 - 29.9. Stabilisierung der Frontlinie um Leningrad herum.
 - 1.10. Reduktion der Brotration für die Bevölkerung und Reduktion der Verpflegung der Truppen.
 - 8.11. Sowjettruppen verlassen Tichwin.
 - 8.11. Reduktion der Verpflegungsnormen der Truppen.
 - 13.11. Reduktion der Lebensmittelrationen für die Bevölkerung.
 - 16.11. Beginn der Lebensmittel-Lufttransporte nach Leningrad.
 - 20.11. Beginn des Verkehrs auf der Eisstrasse über den See.
 - 20.11. Reduktion der Brotration und anderer Lebensmittelrationen für die Bevölkerung.
 - 9.12. Niederlage der deutschen Truppen bei Tichwin.
Befreiung Tichwins von den Deutschen.
 - 25.12. Die erste Erhöhung der Brotration für die Bevölkerung während der Blockade.
- 1942**
- 1.1. Eröffnung der direkten Eisenbahnverbindung bis Wojbokalo-Schicharewo.
 - 24.1. Die zweite Erhöhung der Brotration für die Bevölkerung und für die Truppen.
 - 10.2. Inbetriebsetzung der Eisenbahnlinie Wojbokala-Kabona.
 - 11.2. Erhöhung der Lebensmittelrationen für die Bevölkerung.
 - 22.12. Einführung der Medaille «Für die Verteidigung Leningrads» durch einen Ukas des Obersten Sowjet der UdSSR.
- 1943**
- 18.1. Durchbruch der Blockade. Die Vereinigung der Leningrader und der Wolchowfronten.
 - 6.2. Ankunft des ersten Eisenbahnzuges auf der in der Durchbruchzone gebauten neuen Eisenbahnlinie.
- 1944**
- 14. – Vollständige Befreiung Leningrads von der 27.1. Blockade.

Aus dem Buch «Die Blockade von Leningrad 1941», Dimitrij W. Pawlow, Verlag Huber, Frauenfeld & Stuttgart 1967

ropa-Verlag in Zürich veröffentlichten Buch «Gespräche mit Hitler» berichtete: «Hier auf der Balkonterrasse wohnte ich nach der Mittagstafel im Frühsommer 1933 einem Gespräch bei, das für Hitlers politische Ideen über Amerika bezeichnend war und zeigte, wie weit seine Pläne schon damals zielten und wie irrig die Meinung war, dass der Nationalsozialismus nur nach dem Osten und Südosten Europas politische Absichten unterhielte... Besonders hatte es ihm Brasilien angetan. ‚Hier werden wir ein neues Deutschland schaffen. Hier haben wir alles, was wir nötig haben... Übrigens haben wir ein Anrecht auf diesen Kontinent, die Fugger und Welser haben hier Besitzungen gehabt... Wir werden ihnen beides geben, Kapital und Unternehmungsgeist. Wir werden ihnen ein Drittes geben: unsere Weltanschauung, sagte Hitler... Über die USA hatte Hitler seine feste, vorgefasste Meinung, die durch kein Argument zu ändern war. Diese Meinung besagte, Nordamerika würde niemals wieder in einen europäischen Krieg eingreifen, und sie besagte, dass die Vereinigten Staaten mit ihren vielen Millionen Arbeitslosen haarscharf am Rande einer Revolution stünden, vor deren Ausbruch nur Hitler sie bewahren könnte. Er äusserte seine Geringschätzung über das heutige Regime in Amerika: ‚Es sind die letzten ekelhaften Zukunftspropheten eines überlebten korrupten Systems, das eine Schande für die historische Vergangenheit dieses Volkes ist... Aber ich glaube fest daran, dass in einer gewissen Schicht des amerikanischen Mittelstandes und der Farmer der gesunde Kampfgeist der Kolonialzeit nicht erloschen ist. Ihn gilt es zu wecken. Er ist noch nicht zerstört. Die gesunde Reaktion gegen den Neger, gegen den Farbigen überhaupt, einschliesslich der Juden, die Selbstjustiz, die Naivität des Durchschnittsamerikaners, aber auch die Skepsis gewisser intelligenter Kreise, die sich mit ihrer Weisheit am Ende wissen... alles dieses gibt mir die Gewissheit, dass die gesunden Elemente in den Vereinigten Staaten eines Tages erwachen werden, so wie sie in Deutschland erwacht sind. Erst der Nationalsozialismus ist berufen, das amerikanische Volk von seiner herrschenden Clique zu befreien, um ihm die Möglichkeit wiederzugeben, eine grosse Nation zu werden. .. Ich garantiere Ihnen, meine Herren, dass zur rechten Zeit ein neues Amerika dastehen wird, als die stärkste Stütze für uns, wenn wir erst den Sprung aus Europa in die überseeischen Räume machen werden.»

All diesen Phantastereien Hitlers wurde ein Riegel vorgeschoben. Die militärische Niederlage der deutschen Invasionstruppen in Russland brachte die Wende. Peter de Mendelsohn hatte dafür in seinem Werk «Nürnberger Dokumente» (Hamburg 1946) eine einzige Erklärung: «Hätte die Sowjetunion nicht standgehalten, dann hätte niemand standgehalten.» Auf jeden Fall wurde das Dritte Reich daran gehindert, seinen «Sprung aus Europa in die überseeischen Räume» zu unternehmen, und die USA wurden tatsächlich zur «stärksten Stütze» des Westens.

Natürlich gab letztlich die militärische Kraft der Alliierten in Ost und West den Ausschlag. Die Unterstützung, die ihnen die zahlreichen Widerstandszentren in ganz Europa gewährten, darf nicht unterschätzt werden. Die Résistance hat einen wesentlichen Beitrag zum Sieg über Hitler geleistet.

Willy Brandt, der schon im April 1933 Deutschland verlassen hatte und sich in Oslo ansiedelte, schildert seine Aktivitäten im Widerstand mit den Worten: «Wir haben sehr oft Grenztreffen organisiert mit Leuten, die aus irgendeinem Vorwand für kurze Zeit aus dem Reich herauskommen konnten. Bald führten wir dies an der dänischen Grenze durch, bald anderswo, und das bot wertvolle Informationen in doppelter Richtung, aus dem Reich heraus zu uns und von uns ins Reich hinein. Die Aktivität umfasste aber auch den illegalen Transport von Schriften, den Briefwechsel mit unsichtbarer Tinte und vieles andere. Günstig war, über einen Seemann die Verbindung zu unterhalten, was mir bis tief in den Krieg hinein möglich war. Von Stockholm aus mit Bremen, und dort waren dies Leute, die dann nach dem Krieg den ersten Senat der Stadt bildeten. Diese Kontakte ins Reich hinein haben allerdings manchmal auch kuriose Formen angenommen. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an einen konkreten Fall: Norwegische Freunde sollten nach Berlin reisen und aufklärende Schriften dorthin bringen. Wir haben diese Schriften dann in eine norwegische Offiziersjacke genäht und diese ganz oben in den Koffer des betreffenden Kuriers gelegt. Der Respekt der deutschen Kontrollorgane sogar vor einer norwegischen Offiziersjacke war so gross, dass uns dies mit Recht als sicheres Transportmittel erschien. Eine andere wesentliche Aufgabe bestand aber auch darin, Freunden im Reich zu helfen, sie untertauchen zu lassen, ihnen Adressen zu verschaffen oder schlimmstenfalls sie mit falschen Papieren zu versehen.»

Ganz anders gelagert war natürlich Willy Brandts Aktivität, als er 1936 für ein paar Monate als angeblicher norwegischer Student nach Berlin ging: «Mir oblag die politische Orientierung. Es gab andere, die sich um die Organisation kümmerten, aber ich orientierte darüber, was im Ausland geschah und wie man es dort sah, und die von den Berlinern erhaltenen Informationen leitete ich nachher meinen Freunden im Ausland weiter. Konkret machte ich das in Berlin mit Hilfe meiner linkssozialistischen Gruppe, die dann später wieder in die SPD eingegliedert wurde. Zu jenem Zeitpunkt hatten wir etwa 300 Kaderleute zur Verfügung, die in Fünfergruppen organisiert waren. Ich wusste bei meinen Kontakten praktisch nie, mit wem ich es zu tun hatte, so wie auch meine Gesprächspartner meine wahre Identität nicht kannten.» Willy Brandt hält einen Augenblick inne und besinnt sich: «Es ist schwer, muss ich sagen, das heute nachzuerzählen. Auf jeden Fall hatten wir schon damals nicht mehr den Unsinn der allerersten Jahre der Illegalität gemacht, der darin bestand, zu glauben, man könne einfach die Propaganda mit anderen Mitteln fortsetzen und Flugblätter und dergleichen verteilen. Dies hätte

ja – das wussten wir 1936 bereits – nur bedeutet, dass Menschen gefährdet werden. Damals war uns bereits bewusst, dass es darauf ankam, die Leute zu bewahren – nicht zuletzt im Blick auf die Zeit danach.»

Des Gebrauchsgrafikers erfolgreicher Widerstand gegen eine Weltmacht

Carl Meffert, der sich später den Emigranten- und Künstlernamen Clément Moreau zulegte, kämpfte nicht mit Feuerwaffen und Dolch, nicht mit Bomben und Gift, nicht mit unsichtbarer Tinte oder in Verschwörerzirkeln, sondern mit Zeichenstift und Linolmesser gegen die Nazi-Diktatur. 1933 war er noch in Berlin und erinnert sich heute an eine Begegnung am Nollendorfer Platz: «Da standen komische Leute herum, Rotfrontkämpfer, angezogen in einer Art, dass wir sie heute Hippies nennen würden. Dann mischte ich mich dazu und ging mit ihnen zu einer illegalen kommunistischen Sitzung. Da ich damals schon sozial sehr engagiert war, hoffte ich, Informationen über wichtige Probleme zu erhalten, die uns in jenen ersten Monaten der Hitler-Diktatur beschäftigten. Das Hauptreferat hielt Anna Seghers. Sie sprach über die Lage der Spinnerei-Arbeiter in Schanghai. Da platzte mir der Kragen. Ich stand auf und sagte, ich hätte gehofft, hier zu erfahren, wie es den Arbeitern in Berlin gehe. Der Vorsitzende wies mich zurecht und hielt mir die Geschäftsordnung vor. Da kannte ich nur noch das Götz-Zitat, das ich in den Saal schrie, und dann ging ich weg. Sofort bestieg ich in Berlin den Zug nach Basel, weil ich erkannte, dass nichts mehr zu machen sei. Im Badischen Bahnhof von Basel aber – offensichtlich war ich denunziert – wurde ich aus dem Zug geholt. Mit dem Vorwand, ich hätte noch einen Koffer im Eisenbahnwagen, konnte ich mich losreißen, und mit einem Sprung war ich über der Grenze. Ich hatte allerdings ein paar Minuten grässliche Angst, man würde von der anderen Seite auf mich schießen, doch ist alles gutgegangen, wenngleich ich nun einzig mit dem, was ich auf mir trug, plötzlich in einem fremden Land war. Das Problem bestand dann darin, dass ich keine Aufenthaltsbewilligung bekam. So war ich illegal von 1933 bis 1935 in der Schweiz und arbeitete in Zürich, Bern und Basel. In Zürich habe ich jede Woche eine grosse Werbekampagne für den ‚Verband des Personals Öffentlicher Dienste‘ (VPOD) gemacht, dem Hans Oprecht vorstand. Zu jener Zeit war ich noch deutscher Staatsbürger, doch hatte ich keinen Pass mehr.»

Carl Meffert war in jenen Jahren in der Schweiz ein Flüchtlingsschicksal, wie es nicht in den Goldenen Büchern verzeichnet ist: «Ich habe in der Gewerkschaftsdruckerei gearbeitet, wie gesagt: für den VPOD. Stellen Sie sich vor: Unzählige Male musste ich dort übernachten, denn die Polizei war aufmerksam, und wenn sie mich in der Nacht auf dem Nachhauseweg erwischt hätte, dann wäre ich über die Grenze gestellt worden. Im Hause der Druckerei selbst hüllte ich mich meistens in einen blauen

Arbeitsanzug, denn die Polizei kontrollierte auch in den Druckereiräumen. Sie haben mich nie erwischt, denn ich habe mich immer rechtzeitig an einen Setzkasten gestellt!»

1935 ist Carl Meffert dann nach Argentinien ausgewandert, da die Illegalität in der Schweiz zu gefährlich wurde. Trotz seiner sehr engen Beziehungen zu Leuten wie Hans Oprecht, dem späteren Präsidenten der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz und Nationalratspräsidenten, dem Bruder des international berühmten Verlegers Emil Oprecht? Carl Meffert sagt dazu: «Ich hatte tatsächlich Gönner in der höheren Politik der Schweiz. Denen hat es damals direkt Spass gemacht, dass jemand wie ich, jahrelang von der Polizei gesucht, immer wieder erreichte, zu arbeiten: Plakate zu zeichnen, Zeitungen zu illustrieren und so weiter. Einmal konnte ich mich sogar ausführlich mit dem berühmten Rothmund unterhalten, Sie wissen: Dr. Heinrich Rothmund, Chef der Polizeiabteilung des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements. Wir haben zu zweit furchtbar über Hitler gestritten, und er wusste genau, wer ich war. Er hat sogar nichts gegen mich unternommen, obwohl wir in diesem Streit keineswegs gleicher Meinung waren. Am Schluss sagte er sogar wörtlich zu mir: ‚Sie müssen aufpassen, dass Sie nicht unseren untergeordneten Polizeibeamten in die Hände fallen, denn dann könnte auch ich Ihnen nicht mehr helfen« Diese schweizerische Prominenz hat sich sogar sehr um mich bemüht, vor allem um mir dabei zu helfen, ein Ausreisevisum nach Südamerika zu bekommen. Das gelang uns dann auf recht merkwürdige Art und Weise. Rothmunds Stellvertreter war ein Sammler von Fingerabdrücken. Der Gesandte Argentiniens war ebenfalls ein solcher Sammler. Der Schweizer offerierte dem Argentinier nun einen halben Daumenabdruck von einem, der wegen Mordes überführt worden war. Er knüpfte daran allerdings die Bedingung, dass er mir dafür ein Visum nach Argentinien geben müsse. Das hat geklappt. Ich habe das Visum bekommen. Das klingt vielleicht in Ihren Ohren wie ein Witz, aber es ist die Wahrheit. So bin ich dann ausgereist, über Frankreich – denn durch Italien konnte ich schon 1935 nicht mehr reisen – und fuhr dann von dort aus mit dem Schiff nach Argentinien.»

Im Jahre 1976 schrieb Clément Moreau dem deutschen Schriftsteller Heinrich Böll einen Brief, der als Vorwort seines damals erschienenen Buches «Nacht über Deutschland» (Verlag der Neuen Münchner Galerie Dr. Hiepe & Co., München) abgedruckt ist und in dem eigentlich sein Widerstandskampf gegen den Nationalsozialismus umschrieben ist: «Es gelang mir, 1933 aus Deutschland vor der Gestapo zu fliehen. Über die Schweiz kam ich nach Argentinien und lebte 30 Jahre dort. Wo ich auch hinkam, versuchte ich, sofort Kontakt zu finden zu all denen, die mit den Problemen ihrer Zeit und ihres Landes beschäftigt waren. Von Anfang an hatte ich Kontakt mit den liberalen Kreisen und eine meiner Aufgaben war, mitzuhelfen aufzuklären über die wirklichen Zustände unter der Diktatur

der Nazis, zu zeigen, was es ist, keine persönliche Freiheit und keine eigene Meinungsfreiheit mehr zu haben.

Ein Emigrant – in der Schweiz verfolgt...

Der Gebrauchsgrafiker Carl Meffert, der sich seit langem Clément Moreau nennt, erinnert sich mit etwas Bitterkeit an seine Emigrantenjahre in der Schweiz:

«Ich habe keine Aufenthalts- und keine Arbeitsbewilligung bekommen. Trotzdem habe ich in der Genossenschaftsdruckerei in Zürich und beim ‚Vorwärts‘ in Basel gearbeitet. Das grosse Hindernis, das sich der Legalisierung meines Aufenthaltes entgegenstemmte, war Ernst Nobs. Nobs war ein bedeutender Sozialdemokrat, Stadtpräsident von Zürich und später – im Jahre 1943 als erster SP-Mann – Bundesrat. Nobs war ein Sonntagsmaler, und es gab sogar eine Karikatur, die ihn zusammen mit Churchill unter einem Sonnenschirm zeigte. Als ich ihm, ganz am Anfang meines Schweizer Aufenthaltes, begegnete, bat er mich, seine Hobby-Arbeit zu begutachten. Das habe ich leider getan, und das hat er mir nie mehr verziehen.

Einmal war ich bei Emil Oprecht am Hirschengraben 20 in Zürich eingeladen. Anwesend waren auch der Bruder des Gastgebers, Hans Oprecht, und Ernst Nobs. Damals hatte ich – wie erwähnt – keine Aufenthaltsbewilligung. Hans Oprecht bemerkte dann im Laufe des Abends, dass Ernst Nobs zum Telefon ging. Er folgte ihm auf Distanz und hörte, wie dieser die Polizei von meiner Anwesenheit in Kenntnis setzte. Es wurde ausgemacht, dass der Polizist beim Hauseingang, in einiger Entfernung, auf mein Weggehen warten solle. Emil Oprecht hat mich dann, 'nachdem ihn Hans ins Vertrauen gezogen hatte, hinausbegleitet, aber nicht zum Hauseingang, sondern zur Kellertüre, von wo ich über den Hinterhof verschwinden konnte.

Ich bemühte mich dann darum, nach Genf zu gelangen, weil dort ein gewisser Léon Nicole tätig war. Kaum war ich aber in Genf, da traf dort schon wieder ein Auslieferungsbegehren des Kantons Zürich ein. So zog ich nach Balsthal im Kanton Solothurn. Dort hatte der Bruder meines Schwiegervaters eine grosse Papierfabrik, die übrigens heute noch existiert. Er hatte beim Kanton Solothurn durchgesetzt, dass ich für ein Jahr probeweise arbeiten könne, und man versprach, mir anschliessend die Aufenthaltsbewilligung zu geben. Das wunderte mich nicht, denn der Mann war sehr einflussreich. Aber auch das nützte nichts, denn sogleich traf wie schon in Genf ein Auslieferungsbegehren aus Zürich ein. Es blieb mir nichts anderes übrig als auszuwandern. Wenn Nobs besser gemalt hätte, wäre ich wahrscheinlich in der Schweiz geblieben...»

Was mit denen geschieht, die nicht das tun und so denken wie es die Nazis diktieren. Es gab in Buenos Aires wie in ganz Lateinamerika Deutsche, die von den offiziellen deutschen Stellen erfasst, organisiert und für die Nazi-propaganda eingesetzt wurden. Den Lateinamerikanern wurde pausenlos eingehämmert, wie gross dieses Dritte Reich sei und was alles getan würde. Angefangen bei den Autobahnen über Kraft durch Freude bis zur neuen Arbeitsbeschaffung. Wie das aber ausschliesslich mit der Aufrüstung zusammenhing, darüber wurde natürlich nichts gesagt. Uns Emigranten versuchte man als ehrlose verächtliche Vaterlandsverräter zu denunzieren. Es gelang mir, die grossen Zeitungen für Bildergeschichten zu interessieren, die über die Nazidiktatur aufklären sollten. Besonders wichtig war das Thema ‚Mein Kampf‘ – ein Buch, von dem jeder schon gehört hatte, aber unter dem sich keiner etwas Richtiges vorstellen konnte. Das Buch hat zwei Teile, ich habe für meine erste Bilderserie den ersten Teil von ‚Mein Kampf‘ genommen, um den Begriff ‚Hitler‘ zu entmythologisieren. Ein Begriff, der von der Propagandaindustrie in den Jahren vor der Machtergreifung erschaffen wurde, bezahlt von der Grossindustrie und kostete anfänglich jährlich 80 Millionen Mark, später weniger. Die Arbeit war leicht. Ich habe einfach den Originaltext illustriert und so den Inhalt sichtbar gemacht. Dass es richtig war, beweisen diplomatische Proteste, mehrere Prozesse und meine Ausbürgerung. Der zweite Teil von ‚Mein Kampf‘, der hier (gemeint ist das 1976 erschienene Buch) vorliegt, sollte die Menschen zeigen, die unter der Nazidiktatur leben mussten. Es sind alles authentische Erlebnisse und menschliche Tragödien der davon direkt Betroffenen und auch ihrer Angehörigen, ihrer Frauen und Kinder, der Freunde und Nachbarn. Diese Bildergeschichte sollte zeigen, was den Menschen geschah. Die Schnitte sind aus dem Jahr 1938, also noch aus der Zeit vor dem Krieg. Von den unvorstellbaren Ungeheuerlichkeiten, die damals und später geschahen, haben wir alle erst nach dem Krieg erfahren.»

Man kann sich natürlich fragen, ob es nicht effektvoller gewesen wäre, an Ort und Stelle, vor allem auch in Deutschland selbst, zu kämpfen, als sich nach Argentinien abzusetzen. Clément Moreau hat zweifellos recht, wenn er darauf hinweist: «Im Dritten Reich hätte ich überhaupt keine technischen Möglichkeiten gehabt, diese Publikationen zu veröffentlichen. Zudem bin ich – wie erwähnt – eigentlich sehr überstürzt in die Schweiz gekommen. Dann musste ich praktisch wiederum von dort flüchten, weil ich keine Aufenthaltsbewilligung bekommen hatte. In Argentinien aber arbeitete ich für die grösste Zeitung Lateinamerikas, die ‚Critica‘, die täglich mit vier Auflagen erschien. Dort habe ich meine Arbeiten über ‚Mein Kampf‘ veröffentlicht. In Argentinien wusste man ja überhaupt nicht, was in Deutschland vor sich ging. Einzig die Italiener, die in Argentinien ansässig waren, wussten von Mussolini einig, aber Mussolini hatte – im Vergleich zu Hitler – fast

humane Züge. Wir haben in Argentinien übrigens auch ein Blatt für die Italiener gemacht. Es war – kein Zufall – aufgemacht wie ein Sonntagsblatt für die katholische Kirche.»

Eine Zwischenfrage an Clément Moreau alias Carl Meffert: Warum war seiner Meinung nach Deutschland so anfällig? In seiner Antwort greift er auf die Geschichte zurück: «Als unsere Grossväter noch lebten, 1871, da wurde das sogenannte Deutschland ja erst geschaffen.» Und diese Bemerkung weckt bei Moreau Erinnerungen: «Im Berlin des Jahres 1930/31 gab es an der Friedrichstrasse die Druckerei der ‚Roten Fahne‘, die den ‚Angriff‘ herausbrachte. Direkt gegenüber befand sich die Druckerei der Nazi-Zeitung. Ich sah von uns, also von der ‚Roten Fahne‘ aus, täglich einen kleinen hinkenden Mann über die Strasse gehen, einen Mann mit der typischen Bewegung eines Hysterikers, voll von Minderwertigkeitskomplexen. Leider kam ich nie auf die Idee, diesen Mann zu karikieren. Wenn ich ihn sah, ekelte er mich ganz einfach an, und ich hatte dann stets Lust, Paris kennenzulernen. Dieser Mann aber war niemand anders als Joseph Goebbels, der spätere Reichspropagandaminister.»

Zur Arbeit Moreaus sagte der Schweizer Schriftsteller Max Frisch: «Heute wissen wir mehr, als der Zeichner damals hat wissen können; seine Karikaturen können uns also nicht informieren. Sie können etwas anderes. Auch wenn verboten und verbrannt worden ist, was Zeitgenossen gegen Adolf Hitler geschrieben haben, allein sein eigener Text hätte genügt (wenn das Stimmvolk hätte lesen können) zur Entlarvung dieses Retters. Lernt lesen! Die Karikaturen von Clément Moreau sehe ich als Anleitung dazu: Lernt lesen, was eure Retter so schreiben.» Eine zeitlose Mahnung...

Moralisieren allein genügte nicht, Nötig war die handfeste Tat

Im Gegensatz zu Clément Moreau, der sich in seiner Jugend im Kampf gegen das Establishment befand und der deshalb logischerweise in noch überzeugteren Gegensatz zur diktatorischen Autorität des Hitler-Regimes geraten war, gingen andere Deutsche aus positiver christlicher Gesinnung zur Aktion über. Die beiden bereits erwähnten Beispiele: Eugen Gerstenmaier von der evangelischen Kirche und Josef Müller als Katholik.

«Als ich 1940 gefragt wurde», so erinnert sich Eugen Gerstenmaier, «ob ich einer Offizierskampagne gegen Hitler beitreten würde, die in Form eines Pistolenattentats auf den Führer losginge, da habe ich gesagt: Ich bin ja gar kein Offizier, ich habe nie eine Uniform getragen. Fritz von der Schulenburg, später einer meiner engsten Freunde, sagte, er werde mir alles in einer Stunde beibringen: ‚Hauptsache, du weisst, wie mit einer Pistole umgehen.‘ Da habe ich mich gemeldet und alles mitgemacht bis zum bitteren Ende.»

Eugen Gerstenmaier war also teilweise eingeweiht in die Attentatspläne, die am 20. Juli 1944 verwirklicht wurden. Dass der tatsächliche Erfolg ausblieb, ist ein anderes Kapitel; und dass Gerstenmaier nicht über alle Einzelheiten der Attentatspläne informiert war, ist verständlich, denn es gab nur ganz wenige, die alle Zusammenhänge von Anfang an kannten. Dazu Gerstenmaier: «Ich wusste 1938 überhaupt nicht, dass eine präzise Staatsstreichvereinbarung bei führenden Militärs unter der Leitung von Halder getroffen war. Davon hatte ich keine Ahnung. Später habe ich davon gehört. Die Staatsstreichvorbereitung bestand darin, die Münchner Sache, also die Münchner Konferenz vom September 1938 mit Hitler, Mussolini, Daladier und Chamberlain, platzen zu lassen, um Hitler unverzüglich zum Einmarsch in die Tschechoslowakei zu verleiten. Das sollte dann die eigentliche Initialzündung für den Staatsstreich sein. Bekanntlich ist München nicht geplatzt, aber ich habe nie begriffen, warum dann im Frühling 1939, als Hitler tatsächlich in die Tschechoslowakei einmarschierte, dieser Staatsstreich nicht gezündet wurde. Damals aber stand ich allem Militärischen noch ganz fern, so dass ich darauf keine Antwort weiss. Meine Beziehungen gingen nur über einen Freund, einen Major, der aber selbst nicht recht wusste, wie er sich zu seinem obersten Kriegsherrn einstellen sollte.»

Wie soll man sich wirklich einem verbrecherischen Kriegsherrn gegenüber benehmen, dem man als Soldat oder Offizier Treue geschworen hat? Die Frage ist gut plaziert, wenn sie einem Theologen gestellt wird. Für Willem Visser 't Hooft war das in jener Zeit allerdings kein Problem. Er war sich – wie auch Gerstenmaier – bewusst, dass «mit Moralisieren allein nichts zu erreichen» sei. Visser 't Hooft wartete ungeduldig auf das Attentat gegen Hitler, und er war zufrieden zu hören, dass es ein «anderes Deutschland» gab. Dass er dem deutschen Widerstand nie so recht geglaubt hat, ist eine andere Frage. Dazu erklärt allerdings Gerstenmaier mit Recht: «Man hat die Chancen eines Hitler-Attentats Visser 't Hooft gegenüber immer ein wenig überbetont dargelegt. Umso grösser war dann seine Enttäuschung. Das war eine Schwäche meines herzenguten Hans Schönfelds, Studienabteilungsleiter des Ökumenischen Rates, der von jeder Deutschlandsreise mit Optimismus nach Genf zurückkehrte und seinem Boss Visser 't Hooft berichtete, es sei nur noch eine Frage von Wochen.»

Wie aber sah das damals der deutsche Theologe Eugen Gerstenmaier? Dazu sagt er aus der Erinnerung heraus: «Tyrannenmord ist eine schreckliche Frage. 1415 hat sich das Konzil zu Konstanz, das zwar zu einem unrühmlichen Datum in der Kirchengeschichte wurde und mit einem Blutbad nach der Verurteilung von Johannes Hus endete, eingehend mit diesem Problem beschäftigt. Damals gab es bekanntlich drei Päpste: einen in Avignon, einen in Rom und einen, der in der Weltgeschichte herumirrte und seinen Sitz in Spanien hatte. Die drei buhlten miteinander um den ersten Rang. Das Konzil selbst war von Kaiser Sigismund,

Das Tresckow-Attentat gegen Hitler

Hitler musste veranlasst werden, sein Hauptquartier in Ostpreussen zu verlassen und den Stab der Heeresgruppe Mitte zu besuchen, der damals in einem Waldlager unmittelbar westlich Smolensk untergebracht war... So kam es, dass Hitler für die ersten Tage des Monats März 1943 Generalfeldmarschall von Kluge seinen Besuch in Smolensk in Aussicht stellte. Vorerst blieb es bei der Ankündigung. Hitler machte es wie so oft in solchen Fällen. Er kündigte seinen Besuch an, um ihn kurz vor dem verabredeten Zeitpunkt wieder abzusagen. So war es mehrere Male hin und her gegangen, bis Hitler am 13. März 1943 mit dem Flugzeug in Smolensk eintraf. Wäre Kluge damals bereit gewesen, seiner richtigen Erkenntnis folgend zu handeln, so wäre im März 1943 der Tyrann beseitigt worden. Im Einverständnis mit Kluge wäre die Beseitigung Hitlers nicht allzu schwierig gewesen. Hatte doch die Heeresgruppe ein Kavallerieregiment aufgestellt, dessen Kommandeur, Freiherr von Boeselager, zu den unseren zählte... Aber Kluge hatte wohl die Erkenntnis, nicht aber den Willen. Mit einem Wort: Er schwankte. Immer wieder wandte er ein, weder die Welt noch der deutsche Soldat würden in diesem Zeitpunkt eine solche Tat verstehen. Man müsse warten, bis die Ereignisse die Beseitigung Hitlers von selbst nahelegten. Es war also nicht möglich, von Anfang an den Befehlsapparat der Heeresgruppe für das geplante Attentat einzusetzen.

Deshalb entschloss sich Generalmajor Henning von Tresckow, nicht mehr zu fackeln, sondern selbst Hand anzulegen. Wir hofften, dass nach vollzogenem Attentat Kluge sich nicht mehr weigern, sondern – vor vollendete Tatsachen gestellt – seiner im Grunde richtigen Erkenntnis Folge geben werde. Um ihm und dem gesamten militärischen Befehlsstab ihr Handeln zu erleichtern, fasste Tresckow folgenden Plan: Er wollte Hitler nicht erschiessen, sondern ihn mittels einer in das Flugzeug geschmuggelten Bombe während des Fluges beseitigen, um dadurch das Odium des Attentats zu vermeiden und ein Flugzeugunglück vorzutäuschen...

Nachdem wir unsere Versuche mit Erfolg abgeschlossen hatten, betrieben wir nun die unmittelbaren Vorbereitungen selbst. Hierfür hatte Tresckow folgenden Plan: Wir nahmen, um der Wirkung ganz sicher zu sein, nicht einen, sondern zwei Sprengkörper, machten aus ihnen ein Paket, das seiner Form nach zwei angeblichen Kognakflaschen glich. Dabei mussten wir das Paket so anfertigen, dass es möglich war, ohne die Verpackung zu zerstören, mit der Hand den Zünder zu bedienen. Das so vorbereitete Paket nahm ich am 13. März 1943 zu mir und verschloss es in einer nur mir zugänglichen Kiste. Währenddessen fuhren Kluge und Tresckow zum Flugplatz Smolensk und holten Hitler ab...

Während des Essens sprach Tresckow einen der Begleiter Hitlers an und fragte ihn, ob er bereit sei, ein kleines aus zwei Flaschen Kognak bestehendes Paketchen, das an General Stieff im Oberkommando des Heeres adressiert sei, auf dem Rückweg zum Hauptquartier mitzunehmen. Der Begleiter Hitlers bejahte. Am frühen Vormittag rief ich verabredungsgemäss den mir von Oster bestimmten Mitarbeiter, Hauptmann Gehre, in Berlin an und gab ihm das Stichwort, das die unmittelbar bevorstehende Initialzündung enthielt...

Nach dem Mittagessen in Smolensk begab sich Hitler, von Kluge und Tresckow begleitet, zum Flugplatz zurück. Etwa zur gleichen Zeit nahm ich die Sprengbombe und brachte sie ebenfalls zum Flugplatz. Hier wartete ich, bis Hitler die Offiziere der Heeresgruppe Mitte verabschiedet hatte und im Begriff war, sein Flugzeug zu besteigen. In diesem Augenblick betätigte ich die Zündung und gab das Paket auf einen Wink Tresckows an Oberst Brandt. Auch dieser stieg in das gleiche Flugzeug wie Hitler. Kurz darauf starteten das Flugzeug Hitlers und das Flugzeug seiner weiteren Umgebung in Begleitung mehrerer Jäger Richtung Ostpreussen. Wir fuhren in unser Quartier zurück... Es war uns bekannt, dass das Flugzeug Hitlers eine besondere Sicherung besass. Es bestand aus mehreren abgeschlossenen Kabinen. Der Platz Hitlers war gepanzert und besass eine Vorrichtung, mit deren Hilfe ein unmittelbarer Fallschirmabsprung möglich war. Nach unserer Auffassung musste die Sprengladung genügen, um das ganze Flugzeug zu zerreißen...

Nach den Zeitberechnungen erwarteten wir den Absturz des Flugzeuges kurz bevor es Minsk erreichen würde, und wir nahmen an, dass einer der Begleitjäger den Absturz seiner Luftwaffendienststelle melden werde. Stattdessen geschah nichts. Nach mehr als zwei Stunden traf die Nachricht ein, Hitler sei auf dem Flugplatz Rastenburg glatt gelandet und habe sein Hauptquartier erreicht. Damit stand fest, dass das geplante Attentat missglückt war...

Nach reiflicher Überlegung entschloss sich Tresckow, Oberst Brandt anzurufen. Er bat ihn, das Paket nicht an General Stieff auszuhändigen, sondern es bis zum nächsten Tag aufzubewahren, da eine Verwechslung unterlaufen sei... Unter einem militärischen Vorwand flog ich am folgenden Tag in dem üblichen Kurierflugzeug zum Hauptquartier, suchte dort Oberst Brandt in der Operationsabteilung auf und tauschte das Paket mit der Sprengbombe gegen ein anderes Paket aus, das nun wirklich zwei Flaschen Kognak für General Stieff enthielt...

(Auszug aus «Offiziere gegen Hitler» von Fabian von Schlabrendorff, Fischer Bücherei Frankfurt 1959)

damals noch deutscher König, einberufen worden. Sigismund, ein liebenswürdiger Taugenichts – halb Luxemburger, halb Tscheche – war vom Gedanken getragen, in der Christenheit wieder Ordnung zu schaffen. Sein Ziel war, die Autorität eines einzigen Papstes wiederherzustellen. So wurde in Konstanz der römische Papst abgesetzt, der Spanier wurde sonstwie abserviert, und denjenigen von Avignon haben sie ausbezahlt. Man wählte einen neuen Papst, den Römer Oddone Colonna zum Martin V. – Der vorher in Rom residierende Gregor XII. muss allein für die Hinrichtung von Johannes Hus verantwortlich gemacht werden. Sigismund hatte ihn entgegen dem Versprechen auf freies Geleit verbrennen lassen, angeblich um höherer Ziele willen, um das grosse Ziel nicht zu gefährden. Daraufhin haben zwei Gutachter der hochgeachteten theologischen Fakultät zu Paris – kirchlich gesprochen auf Seiten der Inquisition, staatsjustiziell auf Seiten der Generalstaatsanwälte – nach der Verbrennung von Hus das Problem des Tyrannenmordes behandelt. Für uns, heute, ist es interessant zu sehen, wieviel Subtilität sie, die täglich Menschen verbrennen liessen, für die Verhandlung über den Tyrannenmord aufbrachten. Das sogenannte ‚Dei Gratia‘, das göttliche Mandat, bildete das Hauptproblem. 550 Jahre später trat die gleiche Frage im Problem Hitler an uns heran. Es ging um die Frage des auf Hitler geleisteten Eides. Wann immer man mit anständigen Offizieren die Möglichkeit eines Umsturzes oder gar eines Attentats besprechen wollte, tauchte sicher in der ersten halben Stunde das Problem des Offizierseides auf. Ich konnte diese Sache mit dem Fahneneid schliesslich überhaupt nicht mehr hören, weil dies in sieben oder acht von zehn Fällen nichts anderes als ein Vorwand war, ein moralisches Mäntelchen, mit dem man sich dem Anspruch zur Tat zu entziehen trachtete. Es war ein Mäntelchen, das sich die Leute meist selbst geschneidert hatten, eine Art Schutzausrede vor dem Risiko. Immerhin muss man sagen, dass es bei etwa drei von zehn ein echtes Problem war, und nur einer von zehn sagte unmissverständlich: Was dieser Verbrecher getan hat und noch tut, bindet mich nicht mehr an den Eid. – 1415 bis 1425 ging es allerdings weniger um den Fahneneid, als um den mit einem göttlichen Mandat ausgestatteten Tyrannen. Das liegt aber sehr nahe beisammen, und mir ist durch die aktuelle Frage mit Hitler dieser Geschichtsabschnitt gegenwärtiger geworden, jedoch nicht in einer systematisch relevanten Weise, sondern in einer historisch-konkreten. Man kann einiges daraus lernen. Es war interessant zu sehen, wie die Dinge, die sich zu unserer Zeit abspielten, fünfhundert Jahre früher in ganz anderer Form präsent waren. Für mich selbst war das allerdings kein Problem: Erstens weil ich mich persönlich nicht mit dem Eid auf Hitler auseinandersetzen hatte, und zweitens weil es damals, als ich anfang in die Fronde gegen Hitler zu kommen, nicht ein auf der ganzen Linie beabsichtigter Entschluss war, der erst einmal durchreflektiert hätte werden müssen, sondern

weil sich das im Unwillen zu diesem oder jenem Einzelgeschehen vollzog – wenigstens wenn man davon absieht, dass ich einer von den jungen Leuten war, die als Studenten keine Freude am Nationalsozialismus hatten, weil ich aus der christlichen Jugendbewegung kam, wo wir uns oft mit SA-Leuten hatten herumschlagen müssen.»

Die Analyse des Misserfolges vom 20. Juli 1944 ist in zahlreichen Büchern nachzulesen. Wie aber sieht das Eugen Gerstenmaier selbst? «Je mehr Abstand ich gewinne, umso mehr scheint mir die Quadratur des Zirkels darin zu liegen, dass der Staatsstreich nur mit einer überlegenen und in sich geschlossenen militärischen Macht hätte durchgeführt werden können. Die Mehrheit der deutschen Armee hätte also dahinterstehen müssen, und ich habe allen Grund anzunehmen, dass das nie der Fall war, sicher nicht vor dem 20. Juli 1944 und wohl auch nicht nachher. Allerdings muss gesagt werden, dass auch die Engländer – im Gegensatz zu den Franzosen – nie bereit waren, uns Vertrauen zu schenken und uns massgeblich zu unterstützen. So mussten wir uns immer wieder sagen: Wie sollen wir einen Staatsstreich organisieren mit der Mehrzahl aller wichtigen deutschen Heerführer, wenn die Leute dabei keine andere Aussicht hatten als entweder den Krieg weiterzuführen auf eigene Rechnung und Gefahr und ohne Hitler oder dann die bedingungslose Kapitulation, von der die Alliierten nicht abrücken wollten, anzunehmen? Hitler umzubringen oder nicht, das war eines, aber den revoltierenden Offizieren wäre nur die Wahl geblieben, weiterzukämpfen oder bedingungslos zu kapitulieren. Das lastete psychisch schwer auf diesen Leuten. Dazu stellt sich noch die Frage: Kapitulieren vor wem? Vor Stalin, Churchill, Roosevelt oder de Gaulle? Und wie sollte man das Heerführern klarmachen und beibringen, die nach sagenhaften militärischen Erfolgen noch mitten in Russland standen?»

Die Engländer wollten nicht, sagte Gerstenmaier. Hat er dafür – abgesehen von den objektiven historischen Gegebenheiten – persönliche Indizien?

«Wir hatten damals», so sagt Gerstenmaier, «Churchill aus dem deutschen Widerstand eine Denkschrift zukommen lassen, auf die wir überhaupt nie eine Antwort erhalten haben. Visser 't Hooft hatte sie nach England mitgenommen. Später – so teilte er mir mit – habe er dann über den Erzbischof von Chichester erfahren, dass Churchill darauf nur die nichtssagende Bemerkung geschrieben habe: ‚Very encouraging W.C.‘ Das war also nichts anderes als die Zensur des Lehrers für eine Klassenarbeit! Zudem hatten wir nicht einmal davon etwas erfahren. Erst im Juni 1945, als ich erstmals nach dem Krieg nach Genf kam, erfuhr ich dies von Visser 't Hooft. Fünf Jahre später begegnete ich dann Churchill selbst. Es war im August 1950. Zum erstenmal konnte eine deutsche Delegation in den Europarat in Strassburg einziehen. Wir waren zwar vorerst nur assoziiertes Mitglied, was SPD-Chef Schumacher als diskriminierend empfand, doch muss objektiv gesagt wer-

Das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944

7.00 Uhr Start des Flugzeuges mit Stauffenberg, Haeften, Stieff und Roëll von Berlin-Rangsdorf. Unterwegs gibt Stieff Stauffenberg eine Bombe. (Die Zündeinrichtung erfordert, dass zunächst eine Glaskapsel, die eine Säure enthält, zerdrückt werde; die Säure soll dann einen Metalldraht zerfressen und den Zündmechanismus auslösen.)

10.15 Uhr Stauffenberg und Haeften treffen im Führerhauptquartier «Wolfsschanze» in Rastenburg (Ostpreussen) ein. Frühstück und dienstliche Unterredungen.

12.00 Uhr Stauffenberg meldet sich beim Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Keitel.

12.30 Uhr Beginn der Führerbesprechung im Gästehaus. Anwesend: Adolf Hitler und (im Uhrzeigersinn um den Tisch herum) Generalfeldmarschall Keitel, Generaloberst Jodl, General Warlimont, Ministerialrat von Sonnleithner, Oberstleutnant Waizenegger, Major Büchs, Oberstleutnant von John, Stenograph Hagen, SS-Hauptsturmführer Günsche, Oberst von Below, SS-Gruppenführer Fegelein, Konteradmiral Voss, General Buhle, Generalmajor Scherff, Kapitän zur See Assmann, Stenograph Berger, Konteradmiral von Puttkamer, Oberstleutnant Borgmann, Generalleutnant Schmundt, General der Flieger Bodenschatz, Oberst Brandt, General der Flieger Korten, Generalleutnant Heusinger. Heusinger hält Vortrag über die Lage an der Ostfront. Im Vorraum drückt Stauffenberg mit einer kleinen Zange den Zeitzünder der Bombe in seiner Aktentasche ein.

12.37 Uhr Keitel stellt Stauffenberg Hitler vor. Stauffenberg verlässt unter dem Vorwand, telefonieren zu müssen, den Raum. Seine Aktentasche hat er in Hitlers Nähe rechts von Oberst Brandt gelegt. General Schmundt oder Oberst Brandt schiebt die Tasche auf die Hitler abgewandte Seite des die Eichenplatte tragenden Sockels des grossen Kartentisches.

12.42 Uhr Explosion der Bombe.

12.43 Uhr Sperre wird verordnet.

12.44 Uhr Stauffenberg und Haeften passieren die Wache des Sperrkreises A.

12.45 Uhr Auslösung des Alarms für beide Sperrkreise. Stauffenberg wird aufgehalten, erhält aber von Rittmeister von Möllendorf telefonisch die Erlaubnis zu passieren. Fahrt zum Flugplatz. Unterwegs wirft Haeften ein Paket mit Sprengstoff aus dem Wagen.

13.10 Uhr General Fellgiebel verhängt Nachrichtensperre.

13.15 Uhr Rückflug Stauffenbergs und Haefdens nach

Berlin. Anruf aus der «Wolfsschanze» (General Fellgiebel oder Oberst Hahn) bei Generalleutnant Thiele in Berlin: Nachricht über Attentat, Hitler sei verletzt. – Bormann trifft in der «Wolfsschanze» ein.

13.30 Uhr Himmler trifft ein. Der Verdacht fällt auf die im Führerhauptquartier beschäftigten Arbeiter.

14.00 Uhr Himmler fordert in Berlin Fachleute zur Aufklärung des Attentats an (Gestapo-Müller). Der Verdacht richtet sich gegen Stauffenberg.

16.10 Uhr Mussolini trifft in einem Sonderzug auf dem kleinen Bahnhof des Führerhauptquartiers ein.

17.00 Uhr Himmler ruft die Prinz-Albrecht-Strasse in Berlin an und befiehlt, Stauffenberg in der Bendlerstrasse unauffällig festzunehmen. – Keitel sucht vergeblich, mit Fromm oder Olbricht in Berlin Verbindung zu bekommen.

17.30 Uhr Blitzgespräch Hitler-Goebbels. Auftrag zur Rundfunkmeldung vom Attentat, das misslungen sei und dass Hitler lebe.

18.00 Uhr Mussolini verlässt die «Wolfsschanze». – Hitler spricht erneut mit Goebbels. – Hitler unterschreibt den von Himmler ausgearbeiteten Befehlsskizzenentwurf: Himmler wird Oberbefehlshaber des Ersatzheeres mit allen Vollmachten.

18.35 Uhr Hitler spricht mit Major Remer, Kommandantur des Wachbataillons in Berlin.

20.00 Uhr Herausgabe eines Aufrufs an die Kriegsmarine (über den «heimtückischen Mordanschlag auf den Führer»).

20.20 Uhr Fernschreiben Keitels an alle Wehrkreisbefehlshaber.

20.30 Uhr General Warlimont berichtet den Offizieren des Oberkommandos der Wehrmacht über das Attentat.

20.50 Uhr Fernmündliche Weisung an die Seekriegsleitung über das Verhalten der Marine gegenüber den Putschisten.

21.00 Uhr Rundfunkdurchsage: Hitler werde bald zum deutschen Volk sprechen.

21.40 Uhr Befehl Dönitz' zur Verhaftung des Marineoberstabsrichters Berthold Graf von Stauffenberg.

23.00 Uhr Verhaftung der Generale Fellgiebel und Stieff.

Beim Attentat vom 20. Juli

- wurde Stenograph Berger auf der Stelle getötet, • erlagen General der Flieger Korten, Oberst Brandt und Generalleutnant Schmundt nachher ihren Verletzungen,
- wurden General der Flieger Bodenschatz und Oberstleutnant Borgmann schwer verletzt,
- wurden Adolf Hitler, Konteradmiral von Puttkamer, Generalmajor Scherff, General Buhle und Generaloberst Jodl leicht verletzt.

den, dass wir damals noch keinen Aussenminister hatten, weil unsere Aussenpolitik von der Alliierten Kommission auf dem Petersberg gemacht, wurde. So entschlossen wir uns gegen den Willen der SPD, nach Strassburg zu gehen, wengleich vor allem Carlo Schmid dafür sorgte, dass die SPD doch noch mitmachte, um die nationale Partnerschaft zu manifestieren. Am 8. August 1950 waren wir in Strassburg bei Churchill zum Abendessen eingeladen. Churchill hatte für seinen Aufenthalt in Strassburg eine altmodische Villa gemietet. Wir sprachen natürlich über die deutsche Haltung im Europarat, doch wollte ich kein feiger Hund sein und sprach deshalb Churchill auf seine Haltung gegenüber dem deutschen Widerstand an. Er entschuldigte sich in aller Form.»

Damit hat Eugen Gerstenmaier jetzt aber bereits den Bogen in die Nachkriegszeit geschlagen. Hier geht es zunächst vor allem um die Kriegszeit und um die konkrete Widerstandsaktion Gerstenmaiers: «Ich war an der österreichisch-schweizerischen Grenze, in Vorarlberg, und wartete auf das Signal zu dem, was nachher als ‚20. Juli 1944‘ in die Geschichte eingegangen ist. Dieses Signal erhielt ich am 17. Juli um 18 Uhr. Ich begab mich daraufhin sofort mit meiner Frau auf die Rückreise. Unterwegs habe ich am 18. Juli in Stuttgart noch meinen Landesbischof aufgesucht und ihn daran erinnert, dass er – falls unsere Aktion gelingen sollte – seine versprochene Rundfunkrede halten sollte. Dazu hatte er sich bereit erklärt. Der Bischof begleitete dann meine Frau und mich zusammen mit seiner Frau zum Bahnhof Stuttgart. Das war am 19. Juli 1944, und wir sollten noch am gleichen Abend in Berlin ankommen. Inzwischen war aber Schweinfurt wieder einmal heftig angegriffen worden wegen seiner Kugellagerwerke. So blieb unser Zug lange auf offenem Gleis stehen. Anstatt am 19. Juli abends um 8 Uhr in Berlin zu sein, kamen wir erst am 20. Juli 1944 um 3 Uhr früh dort an. In Berlin wohnte ich bei Peter Graf Yorck von Wartenburg, wo mir das Dienstmädchen sofort bei meiner Ankunft einen Zettel übergab, den sie fein säuberlich im Kochbuch aufbewahrt hatte. ‚Lieber Eugen‘, so war darauf zu lesen, ‚heute ist der Tag X.‘ Der Zettel war von Graf Yorck von Wartenburg selbst unterzeichnet, und dann hiess es noch darauf: ‚Ich komme von einer Hochzeit aus Weimar gegen Mittag zurück, bleibe im Keller, das Haus wird beobachtet, Du wirst seit Wochen gesuchte Das alles habe ich natürlich längst gewusst, nur wusste ich noch nicht, dass dies wirklich der Tag X sei. Durch diesen Zettel bestellte mich mein Freund Peter Yorck von Wartenburg zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags ins Oberkommando der Wehrmacht im Bendlerblock. Er schrieb nicht, was ich dort genau zu tun hatte, aber da ich mich schon seit langem bereit erklärt hatte, mitzumachen, war ich ohne Zögern dabei.»

Zu dem, was dann geschah, sagt Eugen Gerstenmaier nur: «Darüber gibt es soviel Literatur, dass ich gar nicht mehr davon sprechen mag.» Vor allem ist Eugen Gerstenmaier begreiflicherweise verärgert, weil nach dem Krieg

Wiederherstellung des Rechtsstaates

Die wesentlichen politischen Ziele der damaligen deutschen Opposition

1. Recht: Volle Wiederherstellung des Rechtsstaates, gleiches Recht für alle Staatsangehörigen, gleichviel welcher Rasse oder Religion.
2. Religion und Kirche: Unbeschadete Religionsfreiheit des Einzelnen, Bekenntnis zum Christentum.
3. Wehrmacht: Voller Einsatz der Wirtschaft zur ausreichenden Versorgung des Heeres, strenge Ablehnung jedes Sabotageversuches, der zur Vernachlässigung der Front führen könnte.
4. Föderalismus: Begrenzung der Zentralgewalt auf die Aufgaben, deren einheitliche Lenkung für den Zusammenhalt des Reiches notwendig ist.
5. Sozialpolitik: Einflussnahme der Arbeiterschaft auf Leistung und Funktion der Betriebe; entsprechender Einbau der Gewerkschaften, die in einer nach Berufsgruppen gegliederten Organisation zusammenzufassen sind.
6. Kriegsopferversorgung: Einsatz aller verfügbaren Mittel zur Versorgung der Opfer dieses Krieges, der Witwen, Waisen und Kriegsbeschädigten.
7. Zwangswirtschaft: Möglichst baldiger Abbau der Zwangsbewirtschaftung, die die Gefahr hervorruft, die Produktion zu drosseln, Mangel zu erzeugen und Mangel zu verteilen.
8. Bodenreform: Pläne, um dem Siedlungsbedürfnis des deutschen Volkes gegebenenfalls zu Lasten ungesund grossen Grundbesitzes Rechnung zu tragen.
9. Politische Parteien: Bestrebungen, die Zahl der selbständigen Parteien auf die stärksten zurückzuführen, um der grossen Zersplitterung entgegenzuwirken.
10. Jugenderziehung: Die oberste Erziehungsgewalt gehört nicht dem Staat, sondern den Eltern. Die Schule hat sie dabei zu unterstützen, indem sie die Kinder nicht zu Instrumenten des Staates, sondern zu eigenständigen Menschen erzieht.
11. Entnazifizierung: Recht und Billigkeit gegenüber den Angehörigen der NSDAP, deren Motive lauter waren, vor allem gegen den kleinen PG. Bestrafung derer, die Deutschland in verantwortlicher Stellung zum Zerrbild eines Staatswesens gemacht haben.
12. Europa: Eine auf den politischen und wirtschaftlichen Zusammenschluss der europäischen Völker gerichtete Aussenpolitik, um einen dauerhaften Frieden zu gewährleisten.

(Aus Strölin «Verräter und Patrioten», Vorwerk-Verlag Stuttgart 1952)

von verschiedenen Seiten Zweifel an seiner echten Widerstandsgesinnung aufkamen. Gerstenmaier tut dies zwar als «Verleumdungen aus der DDR» ab, aber man spürt, dass diese Diffamierung nicht ganz spurlos an ihm vorbeigegangen ist. Deshalb sei aus der tatsächlich umfangreichen Literatur ein Zeuge herausgegriffen, der in diesem Rahmen besonderes Gewicht hat: der sowjetische Historiker Daniil Melnikow aus seinem Buch «20. Juli 1944 – Legende und Wirklichkeit»: «Die Ankunft Stauffenbergs und seines Adjutanten in der Bendlerstrasse verlieh den Verschwörern vorübergehend neue Kraft. Gleichzeitig mit Stauffenberg trafen in der Bendlerstrasse Beck, Helldorf und andere ein. Stauffenberg versicherte ihnen, dass Keitel lüge und Hitler tot sei.»

Etwa zwei Stunden später war eindeutig klar, dass das Attentat auf Hitler gescheitert war. Um 18.15 Uhr wurde über den Rundfunk eine Sondermeldung ausgegeben, in der mitgeteilt wurde, es sei auf Hitler ein Attentat verübt worden, doch sei «der Führer» am Leben. Melnikow fährt in seinem Buch fort: «Inzwischen hatte die Lage in der Bendlerstrasse eine unglückliche Wendung für die Verschwörer genommen. Im Dienstzimmer Olbrichts hatten sich inzwischen die militärischen Führer der Verschwörung Beck, Witzleben, Hoepner, Stauffenberg sowie die Anhänger Stauffenbergs, Merz von Quirnheim, Haeften, Yorck von Wartenburg und andere, versammelt... Sie entschieden Massnahmen zur Verteidigung des Stabes gegen die nunmehr unvermeidlichen Angriffe der Faschisten zu ergreifen. Nachdem einige bereits das Zimmer verlassen hatten, drang eine Gruppe von Offizieren unter der Führung von Herber in das Dienstzimmer ein und versuchte, Olbricht, Yorck, Gerstenmaier und Berthold Stauffenberg zu verhaften. Claus von Stauffenberg und von Haeften kamen den Verschwörern zu Hilfe. Es kam zu einer Schieserei, bei der Stauffenberg am linken Oberarm verwundet wurde. Die Gruppe Herber konnte die im Dienstzimmer Olbrichts Anwesenden überwältigen und sie sowie auch Beck und Hoepner, die sich in anderen Zimmern aufhielten, verhaften. Sodann befreiten Herber und seine Begleiter Fromm. Um sich in den Augen der Nazis zu rechtfertigen und gleichzeitig unerwünschte Zeugen seiner Kenntnis von der Verschwörung aus dem Wege zu räumen, rechnete Fromm an Ort und Stelle mit den Verhafteten ab. Beck gestattete er, sich selbst zu erschiessen. Danach setzte er ein Feldgericht in Szene und verurteilte Olbricht, Claus von Stauffenberg, von Haeften und Merz von Quirnheim zum Tode durch sofortiges Erschiessen. Das Urteil wurde im Hof des Stabes des Ersatzheeres durch Soldaten des Wachbataillons Remer vollstreckt.»

Eugen Gerstenmaier wurde 1944 zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Der Erste Senat des Volksgerichtshofes beschäftigte sich mit der Verschwörergruppe, die unter dem Namen «Kreisauer Kreis» in die Geschichte eingegangen ist und der Gerstenmaier angehört hatte. Gerstenmaier schrieb darüber: «Konservative und Sozialisten, Gutsbesit-

zer und Gewerkschaftler, Protestanten und Katholiken hatten sich im Kreisauer Kreis vereint. Die Aufgabe, zu der sie sich verbunden haben, galt, wie die mancher anderer Gemeinschaft im geheimen Deutschland, dem Tage X. Bis wenige Monate, ja vielleicht bis kurz vor dem 20. Juli 1944 war dabei nicht ganz klar, ob der Tag X der Tag des Staatsstreichs oder des Zusammenbruchs sein werde. Im Unterschied zu anderer Deutung meine ich, dass ‚die Kreisauer‘ eigentlich immer den Staatsstreich im Auge hatten...»

«Der Heilige Vater zögerte keine Minute und erklärte sich sofort bereit...»

Der Schriftsteller Carl Zuckmayer hatte in einer Rede, fünfundzwanzig Jahre nach dem 20. Juli 1944, unter anderem gesagt: «Für uns steht das Memento des 20. Juli nicht nur für das Gedächtnis derer, die an diesem Tag und in seiner Folge ihr Leben geopfert haben. Es steht als Mahnmal, in der Geschichte Deutschlands, in der Weltgeschichte, für das Gedächtnis aller jener Menschen, aus allen Schichten und Kreisen unseres Volkes, die in den Jahren des trügerischen Wahns, der Schreckensherrschaft und ihrer arglistigen Vernebelung nicht aufgehört haben, der Gewalt zu widerstehen, der Niedertracht und der Lüge Trotz zu bieten, den Rechtsgedanken und die Freiheit der inneren Entscheidung höher zu achten als ihre persönliche Freiheit und ihr Leben.» Zuckmayer nannte einige Namen, darunter «evangelische Theologen der Bekennenden Kirche, wie Dietrich Bonhoeffer und Probst Grüber, Martin Niemöller und Eugen Gerstenmaier, die sich niemals unter das Diktat des hitlerhörigen ‚Reichsbischofs‘ zwingen liessen», er nannte «den katholischen Bischof von Münster, Graf Galen, der sonntags von der Kanzel herab laut und unerschrocken seinen Protest gegen die Missachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze verkündete», und er nannte «den damaligen Hauptmann Dr. Josef Müller aus Bayern, der bei jeder Kontaktfahrt nach Rom seinen Kopf riskierte und noch auf der Folter keine Namen preisgab...»

So sei nun von Josef Müller die Rede, der laut einer offiziellen Dokumentation des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung in Bonn schon im Oktober 1939, also kurz nach Kriegsausbruch, einen ersten Versuch unternommen hat, über den Vatikan mit der britischen Regierung Verbindung aufzunehmen. Josef Müller erinnert sich im Gespräch an jene schweren Jahre, die an seiner Gesundheit nicht spurlos vorbeigegangen sind. Das Sprechen macht ihm Mühe, so dass er immer wieder auf seine 1967 erschienenen Memoiren «Dr. Josef Müller – Bis zur letzten Konsequenz» (Süddeutscher Verlag, München) verweist: «Der Auftrag, den mir Hans Oster im Namen der Militäropposition unter Generaloberst Beck erteilt hatte, war fest umrissen: Ich sollte versuchen, eine Verbindung zu den Westmächten herzustellen und zu sondieren, wie sie sich im Falle eines Regime-Wechsels in Deutschland verhalten

würden. Es sollte garantiert werden, dass die Westmächte ihre Truppen Gewehr bei Fuss stehenlassen und die Situation im Reich nicht ausnutzen. Der Wunsch Becks, der wie alle seine Wünsche für uns ein Befehl war, ging ausdrücklich dahin, dass ich an den Papst persönlich herantreten sollte... Das Ansehen und die Persönlichkeit des Papstes würden, so meinte Beck, die Westmächte überzeugen, dass es eine ernstzunehmende Gruppe deutscher Patrioten gab, die mit dem braunen Verbrecher nichts gemein hatte.»

Josef Müller kannte den früheren Papst Pius XI., da er als Rechtsanwalt und Berater mit dem Abt von Metten, Corbinian Hofmeister, im Vatikan zu tun hatte. In jener Zeit war er auch des öfteren mit Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli zusammengekommen, den es nun in seiner Eigenschaft als neuen Papst Pius XII. zu kontaktieren galt. «Der Heilige Vater», so erinnert sich Josef Müller, «zögerte keine Minute und erklärte sich sofort bereit, jede Möglichkeit wahrzunehmen, um die drohende Katastrophe abzuwenden.» Allerdings war Josef Müller davon ausgegangen, es müsse oberstes Gebot sein, die Nazis nicht durch einen unbedachten Schritt zu reizen. Nicht zuletzt deshalb kam er während des ganzen Krieges nie zu Gesprächen mit dem Papst zusammen, sondern bediente sich dazu des aus Baden stammenden Jesuiten Robert Leiber, der einer der engsten Mitarbeiter des Papstes war und den man oft als seinen Privatsekretär bezeichnet hatte, obwohl er diesen Titel zu keiner Zeit für sich in Anspruch genommen hat. Was aber die Haltung des Papstes anbelangt, so sei die Aussage des amerikanischen Historikers Harold C. Deutsch zitiert: «Die rasche Bereitschaft des Papstes, als Vermittler zwischen einer Verschwörergruppe in einem kriegführenden Land und der Regierung eines gegnerischen Staates aufzutreten, kann als eines der erstaunlichsten Ereignisse in der modernen Geschichte des Papsttums bezeichnet werden.»

«Ich kannte Osters Entschlossenheit, den ‚Emil‘, wie er Hitler gewöhnlich nannte, zu beseitigen, aber ich wusste auch, dass selbst ein Mann wie Generaloberst Beck damals noch vor dem einzig möglichen Schritt gegen den Diktator zurückschreckte und ein Attentat aus religiösen Gründen ablehnte. Aus Fairness gegenüber meinen römischen Gesprächspartnern habe ich immer wieder hervorgehoben, dass ich zwar für das anständige Deutschland verhandle, eine Garantie für den tatsächlichen Sturz Hitlers jedoch nicht übernehmen könne», erinnert sich Josef Müller und spielt dabei auch auf Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Verschwörer selbst an. «Beck hatte mich mit dem Auftrag zu ‚uneingeschränkten Friedensverhandlungen‘ in das Ausland geschickt», fügt Josef Müller an, «doch Beck hat stets ausdrücklich gesagt, ich solle mich, bevor ich die Unterschrift unter irgendwelche Friedensbedingungen setzte, beim gemeinsamen Chef‘ erkundigen, ob er damit einverstanden sei. Der gemeinsame Chef‘ war niemand anders als Papst Pius XII. Pater Leiber und ich sprachen im-

mer nur vom ‚Chef‘, wenn wir vom Papst sprachen. Das war Vorsicht und Anerkennung zugleich. – In Deutschland selbst aber standen wir natürlich nicht zu allen gleich gut, auch wenn wir in der grossen Linie einverstanden waren. Ich erinnere mich noch gut an Generaloberst Franz Halder, der mir einmal gesagt hat: ‚Es ist schade, dass wir uns nicht früher kennengelernt haben, denn dann wäre sicher manches anders gekommen. Die haben mir aber ausgerechnet diesen Goerdeler geschickt, der so unheimlich auf mich eingeredet hat, was mich eher abschreckte. Ich hatte ja schliesslich die Pläne ausgearbeitet, und so stand ich nun vor dem Entscheid: Muss ich meinen Schwur als Generalstabschef halten, oder kann ich gegen den Verbrecher vorgehen. Wenn die dich geschickt hätten, hätten wir besser miteinander reden können. Ich weiss ja, dass du im Ersten Weltkrieg an der Spitze eines Sturmbataillons gestanden bist, und ich kann nachfühlen, was es bedeutet, aus dem Graben heraus zu gehen und die Hand zu erheben.. .‘ Aber eben auch unter denen, die bereit waren, gegen Hitler aufzutreten, gab es verschiedene Charaktere», meint Josef Müller. Und er fügt bei: «Ich wusste natürlich, dass meine römischen Aktivitäten auch ganz direkten Einfluss haben würden auf die eigentliche Aktion gegen Hitler. Wenn es mir gelänge, aus Rom günstige Nachrichten mitzubringen – also die Zusicherung der Westmächte, dass sie einen Umsturz in Deutschland nicht zu militärischen Operationen gegen das Reich ausnützen würden –, könnten die Generäle leichter zum Handeln gegen den ‚Führer‘ bewegt werden.»

Die grosse Friedenschance eines neuen, demokratischen Deutschland wurde verpasst

Josef Müllers Aktion verlief nicht geradlinig. Selbst auf Seiten der Engländer tauchten Schwierigkeiten auf, die schwer zu überwinden waren und woran sich der Gesprächspartner noch sehr gut erinnert: «In einem geheimen Schreiben vom 12. Januar 1940 berichtete der britische Gesandte beim Heiligen Stuhl, Sir D’Arcy Osborne, der spätere Duke of Leeds, seinem Aussenminister Lord Halifax unter anderem: ‚In meinem geheimen Telegramm vom 1. Dezember und in meiner geheimen Botschaft vom 9. Januar nahm ich Bezug auf die Besuche gewisser Vertreter aus Kreisen deutschen Militärs in Rom... Es gibt keine Gewähr, dass die ganze Sache nicht ein Manöver der derzeitigen deutschen Regierung ist.‘ Die Engländer verlangten dann von uns deutschen Oppositionellen, dass wir den ersten Schritt tun und den Regierungswechsel vornehmen sollten. Genau das war der Teufelskreis, in dem ich mich befand: Ich sollte durch entsprechende Zusicherungen der Engländer dem Regimewechsel die Initialzündung geben, während die Engländer abwarten und erst danach über die Friedensmöglichkeiten sprechen wollten.»

Wenig später hatte dann aber Pater Leiber im Hotel Flora an der Via Veneto, wo Josef Müller jeweils abstieg,

seine Visitenkarte abgegeben mit dem Vermerk: «Heute war O beim Chef und hat ihm etwas mitgeteilt, was Sie be- wegen wird, sich schnell nach Hause zu begeben. Wir müs- sen uns heute noch sprechen.» Mit dem Buchstaben O war der britische Gesandte Osborne gemeint, der Chef aber war wieder Papst Pius XII. Josef Müller begab sich natürlich unverzüglich zu Pater Leiber, der ihm mitteilte, die Eng- länder seien nun reif für Gespräche. Josef Müller flog an- schliessend sofort nach Berlin zurück. An jene Zeit erinnert er sich wie folgt: «Bei meinen Auftraggebern hütete ich mich allerdings, allzu grossen Optimismus zu verbreiten. Vielmehr erklärte ich, die Engländer seien zu Zugestän- nissen nur bereit, wenn sie damit rechnen könnten, dass endlich etwas geschehe. ‚Ich konzentriere mich auf meine Aufgabe«, sagte ich zu Oster, konzentriert ihr euch auf die eure.» – Pater Leiber erinnerte sich», so sagt Josef Müller, «nach dem Krieg, dass der Gedankenaustausch aus jeweils sieben Erklärungen von beiden Seiten bestand; ich habe keine Zweifel daran, dass dies der Wahrheit entspricht. Pa- ter Leiber überbrachte mir die Antworten, die der Papst von den Engländern erhalten hatte, in der Regel mündlich, er war also tatsächlich «unser gemeinsamer Mund» gewor- den, wie dies der Papst schon im Oktober des vorausgegan- genen Jahres erklärt hatte. Wenn der Papst jedoch einmal erst sehr spät mit Pater Leiber sprechen konnte und ich am nächsten Morgen bisweilen schon wieder die Maschine nach Berlin gebucht hatte, schrieb mir ‚Gregor‘ die An- worten auf ein Blatt Papier, das er zu meinem Hotel schickte. Es waren dies alles natürlich keine ausführlichen Briefe, denn die nummerierten Fragen und Antworten, die der Papst von den Engländern erhielt, bestanden bisweilen nur aus einem ‚Ja‘ oder ‚Nein«. Wann die zusammenfas- sende Antwort der Engländer erteilt wurde..., kann ich heute nicht mehr präzise angeben, zuviel lastete in diesen Wochen und Monaten an Verantwortung und Problemen auf mir. Sicher ist nur, dass die Zusagen der Engländer spä- ter kamen, als bisher angenommen – wahrscheinlich Ende Februar, wenn nicht erst Anfang März 1940. Ob früher oder später, eines ist festzuhalten: Deutschland, das anstän- dige Deutschland, hatte damals eine ungewöhnlich grosse Chance, einen gerechten und fairen Frieden zu erhalten...»

Die Bedingungen, die die Engländer dem Papst ge- nannt hatten und die über Pater Leiber Josef Müller weiter- gegeben wurden, notierte dieser in Kurzschrift auf einem Zettel. Wichtig war vor allem, dass diese überhaupt nur so- lange gültig sein sollten, als Deutschland im Westen nicht zur Grossoffensive antrat, was – wie man heute weiss – ja wenige Wochen später dann geschah. Josef Müller wört- lich: «Mit meinen stenographischen Notizen in der Tasche flog ich zurück nach Berlin. Es war schon Nacht, als die Maschine zum Landen ansetzte. Die Flak gab dabei einen Warnschuss ab, angeblich weil die Maschine zu tief ein- schwebte. Im Flughafen Tempelhof trat der Fahrer von Oster auf mich zu: ‚Herr von Do«, sagte er, «erwartet Sie

in seiner Wohnung, darf ich Sie zu ihm hinbringen?» In Osters Wagen fuhr ich zur Wohnung Hans von Dohnanyis. Er schüttelte mir herzlich die Hand, und als ich ihm in we- nigen Worten den Erfolg meiner Mission mitteilte, geriet er in helle Begeisterung: ‚Jetzt schaffen wir es!«... ‚Dohn- anyi«, sagte ich, ‚es muss endlich gehandelt werden. Jetzt geht es nicht um akademische Betrachtungen über die Zu- kunft, sondern darum, dass dieser Verbrecher von der Bild- fläche verschwindet«... Die deutsche Invasionsarmee dampfte mit ihren Jollen«, wie Oster spöttisch sagte, am 9. April nach Norden; von den Engländern war nichts zu se- hen. Als sie dann doch noch Kriegsschiffe und Truppen nach Norwegen sandten, war es bereits zu spät: Hitler hatte einen neuen, triumphalen Erfolg errungen, die Chancen für einen Umsturz in Deutschland waren auf den Nullpunkt gesunken.»

Josef Müller greift zu seinen Memoiren. Sein Geist ist ausserordentlich lebhaft, man spürt geradezu, wie die Er- innerungen von allen Seiten auf ihn einströmen, aber sein physischer Zustand hindert ihn daran, frei zu sprechen. Er beginnt vorzulesen: «Ende April 1940 erhielt ich von Ge- neraloberst Beck den vorerst letzten Auftrag für meine rö- mischen Gespräche.» Auch das Lesen macht ihm Mühe. Seine Frau kommt ihm zu Hilfe; sie liest weiter: «Ich musste dem Papst eine Erklärung übermitteln, deren Wort- laut ich noch heute im Gedächtnis habe: ‚Zum Bedauern meiner Auftraggeber können unsere Verhandlungen nicht mit entsprechender Aussicht auf Erfolg fortgesetzt werden. Die Generäle können sich leider nicht zum Handeln ent- schliessen. Hitler wird angreifen, und der Angriff steht un- mittelbar bevor.« Zudem sollte ich dem Heiligen Vater den Dank dafür übermitteln, dass er sich und die Kirche für ei- nen Frieden eingesetzt hat unter Bedingungen, für die ihm die Deutschen dankbar sein und bleiben müssen. Es war eine schwere Stunde, als ich Pater Leiber diese Botschaft überbrachte. Ich fügte hinzu, der Generaloberst habe mir aufgetragen, den Papst darüber zu informieren, dass Hitler bei seinem Angriff die Neutralität Belgiens und Hollands verletzen wird. ‚Wir distanzieren uns für das anständige Deutschland von diesem Neutralitätsbruch und sind der Auffassung, dass der Grossteil des deutschen Volkes, wenn es frei bestimmen könnte, diesen völkerrechtswidrigen Akt ebenfalls verurteilen würde.«... Trotz dieser Erklärung konnte Pater Leiber seine Enttäuschung über das Scheitern all unserer Bemühungen nicht verbergen. Das Vertrauen, das mir der Papst geschenkt hatte, machte es mir jedoch zur moralischen Pflicht, in dieser Stunde die wahre Situation offenzulegen. Becks ausdrücklicher Wunsch war es, dass der Papst die Mitteilung der Militäropposition an die eng- lischen Gesprächspartner weiterleite. Denn eine der Bedin- gungen, die den Gesprächen zwischen dem Papst und der englischen Regierung zugrunde lag, lautete, dass alle Frie- denszusagen nur Gültigkeit hätten, solange im Westen kein Angriff erfolge. Aus Gründen der Fairness musste er die Militäropposition darüber informieren, dass diese Grundla-

ge jetzt weggefallen sei. Beck fürchtete ausserdem, die Engländer könnten die römischen Gespräche nachträglich als ein deutsches Täuschungsmanöver betrachten. Auch aus dieser Sorge heraus fühlte er sich zu der Mitteilung verpflichtet, dass mit dem Angriff zu rechnen sei, gleichzeitig wollte er damit den Weg nach Westen für die Zukunft offenhalten. Der Papst selbst liess über Kardinalstaatssekretär Maglione dem Nuntius in Brüssel, Micara, und dem Nuntius im Haag, Giobbe, entsprechende Warnungen zukommen. Damit nicht genug, empfing er auch Kronprinz Umberto und dessen Frau, die belgische Prinzessin Marie José, und berichtete von der drohenden Gefahr. Aus Loyalität entschloss sich der Heilige Vater, England und Frankreich ebenfalls zu warnen. Als Mittelsmann wählte er einen besonderen Vertrauten, den Prostaatssekretär für aktuelle Angelegenheiten Monsignore Giovanni Battista Montini, den späteren Papst Paul VI. Montini nannte dem britischen Botschafter Osborne und einem Vertreter der französischen Botschaft den ungefähren Angriffstag und unterrichtete die beiden Diplomaten auch über den geplanten Einfall in die drei neutralen Staaten.»

Josef Müller und jener Mann, der ihn in den Kreis der entschlossensten Hitler-Gegner aufgenommen hatte, Hans Oster, waren sich von Anfang an klar, dass der Diktator nur mit Gewalt beseitigt werden könne. «Das war», so Josef Müller, «ein Standpunkt, den damals nur wenige mit uns teilten. Besonders die lutheranischen Christen innerhalb der Militäropposition lehnten ein Attentat aus religiösen Gründen ab. Sie beriefen sich dabei auf den Satz von Paulus, wonach alle Obrigkeit von Gott eingesetzt sei und deshalb Gehorsam verlangen könne. Bei den Offizieren spielte dazu noch der Eid auf Hitler eine wichtige Rolle...»

Nach dem Tod des Reichspräsidenten Hindenburg hatte die Reichswehr dem «Führer» persönlich Treue geloben müssen. Hans Oster, im Rang eines Generalmajors Abteilungsleiter der deutschen «Abwehr», also der militärischen Nachrichtenorganisation, stellte sein Vaterland und dessen Ehre von Beginn an über den einem Verbrecher gezwungenermassen geleisteten Eid. Für Generaloberst Ludwig Beck hingegen war dies ein gewisses Problem, weshalb er den Tag der Vereidigung auf Hitler als den «schwärzesten Tag seines Lebens» bezeichnete. Immerhin hat sich Beck klar durchgerungen, und im Februar 1943 zog er Josef Müller ins Vertrauen mit der Nachricht, in den nächsten Tagen werde ein Attentat gegen Hitler durchgeführt: «Er erteilte mir den Auftrag, den Heiligen Vater von dem unmittelbar bevorstehenden Umsturz in Deutschland zu unterrichten und ihn zu bitten, erneut einen für das deutsche Volk tragbaren Frieden anzustreben.» Zu den konkreten Plänen sagt Müller: «Es sei notwendig, nach dem Sturz Hitlers in Deutschland ein Jahr eine Militärdiktatur zu errichten, bis sich demokratische Gruppierungen gebildet hätten, wobei nicht mehr an die Parteien im alten Stil gedacht sei. Ausserdem würden die deutschen Truppen vor-

übergehend in den besetzten Ländern stehenbleiben, bis es gelungen sei, mit den Widerstandsbewegungen Kontakt aufzunehmen, aus denen heraus sich die neuen ordnenden Gewalten bilden sollten.»

Josef Müller war sich bewusst, dass es kaum mehr möglich sei, von den Westmächten die gleichen positiven Bedingungen zu erlangen, wie dies drei Jahre zuvor – also vor dem Überfall auf Belgien, Holland, Luxemburg und Frankreich – bereits fixiert war. Er sprach vor seiner Abreise nach Rom noch mit Konrad Graf von Preysing in Berlin, der damals schon fast visionär die Zukunft voraussah: «Die Generale zögern so lange, bis die Russen in Berlin stehen; dann werden sie vielleicht versuchen zu handeln.»

Wieder aus Rom zurückgekehrt, wartete Josef Müller auf das ihm von Generaloberst Ludwig Beck angekündigte Attentat. Die Idee – von der allerdings Müller keine Details kannte – war, eine Bombe in das Flugzeug Hitlers zu schmuggeln. Generalmajor Henning von Tresckow und Oberleutnant Fabian von Schlabrendorff wollten handeln. Hitlers Flug Richtung Osten war für die ersten März tage 1943 vorgesehen, wurde jedoch immer wieder verschoben, bis er endlich am 13. März stattfand. Die Bombe war rechtzeitig über einen unwissenden Offizier an Bord gebracht worden, doch explodierte sie nicht. Einmal mehr hatte – wie Hitler das stets überheblich formulierte – die «Vorsehung» sein Leben erhalten...»

Der Attentatsversuch hatte aber Gegenschläge der Nazis zur Folge. Am 5. April 1943 wurden Hans von Dohnanyi in seinem Dienstzimmer in Berlin verhaftet, Hans Oster unter Hausarrest gestellt; Josef Müller musste sich in der Abwehrstelle München bei einem Oberleutnant Ficht melden. Nach sieben Tagen Haft, während denen er kein einziges Mal vernommen worden war, wurde er nach Berlin überstellt. Bis zum Kriegsende wurde Josef Müller von Gefängnis zu Gefängnis, von Konzentrationslager zu Konzentrationslager geschleppt. Insgesamt hatte er über 160 Stunden Kreuzverhör über sich ergehen lassen müssen und während Monaten in Ketten gefesselt dem ungewissen Ende entgegengesehen.

Sein aktiver Widerstand war damit unmöglich geworden, doch hatte er auch in den zwei Jahren qualvollster Haft einen unschätzbaren Dienst für die Sache des «anständigen Deutschland» geleistet: Er war zum Beispiel informiert worden, als der Plan zur Entführung von Papst Pius XII. von den Nazis ausgeheckt wurde, und er konnte aus dem Kerker heraus seinen Freunden den Rat geben, Bernd Gisevius nach Rom zu schicken, um den Papst zu warnen; er konnte unzähligen Mithäftlingen Mut zureden, wenn sie Foltern unterzogen oder zum Richtplatz geführt wurden; und vor allem diente er der guten Sache mit eigenem Heldenmut, indem er nie, auch nicht unter grässlichsten Schmerzen, Namen von Mitstreitern preisgab.

«Der politische Soldat der ‚heimlichen Front‘ muss schweigend dienen...» (Heydrich 1941 im VB)

...wiederum wird aber oberflächlichen Betrachtung mit Reichtums- und Hilfsdienst vermehrt, nehmen der Zuständigkeit des Heines tätig ist. Bekannt ist die heutige deutsche Sicherheitspolizei nationaler Tätigkeit ihrer beiden der Kriminalpolizei, kurz „Kripo“ und der Geheimen Staatspolizei, tapo“ oder „Stapo“ genannt. Den dienlich wiederum kennt man unter ziff „SD. der 44“. Die deutsche Polizei ist neben ihrer rechtsorganischen Zugehörigkeit zur Sicherheitspolizei in sehr wichtiger Bestandteil der Ämtern und damit der großen Verwaltungsmaschine. Ihre ist schon in Friedenszeiten der Begriff als Freund und Helfer jede Art von Volk und Einzelgefährdetem Verdrehertum. Sie eine Auffassung ihrer Arbeit eine liche Prägung erhalten, die sie aus innen, Engländern, ins Lokale, zur vollumspannenden Betrachtung.

aufgaben im Kriege sind umfange gewachsen. Als Beispiel seien Preisüberwachung, vorbeugende Verhinderung, Jugendschutz, Beseitigung der positiven Besatzentwicklung (wie Abtreibung und Inaktivität), Bekämpfung der vom verpolnischen Staat bewußt freigegebenen 30 000 gefundene Zahl des jüdisch-polnischen Verbrechertums. wachsendes Beispiel gibt die Kriminaltätigkeit, die — ungeachtet des und der Herannahme fremd-Arbeiter in das Reich — ständig en ist: von 1932 bis zur Gegenwart 25.

Die Staatspolizei und Geheimdienst sind noch umwobenen und stützenden Geheimnisschen Kriminalromans. In einer von Furcht und Gruseln, und doch mit einem gewissen Gefühl der mit ihres Vorbandens, sagt Männern dieser Arbeit in Büchlein des Auslandes gern Brutalisatistische grenzende Unmenschen hergestellt nach. Im Ausland und unterliegt man verstandenen Aufgaben, möchte aber nach Möglich-

...wird man die ganze Arbeit machen, die man...

Wer sich jedoch einmal die Mühe macht, die wirkliche Arbeit zu sehen und die Menschen in den Kammern zu suchen, die hier Dienst tun, der wird mit Stauen feststellen müssen, daß hier nach peinlicher, langwieriger und schwieriger Ausbildung weltanschaulich klare Rationalisten stehen, die in einer glücklichen Vereinigung von lebenserfahrenen Praktikern, peinlich und logisch arbeitenden Wirtschaftlern, kämpferischen politischen Soldaten und anständigen, vornehmenden Menschen in heißer Liebe zu Führer und Deutschland ihre Aufgabe meistern. Und diese Aufgaben wiederum können in ihrer Fülle nur stichwortartig genannt werden mit der klaren Einschränkung, daß es in ihrem Wesen begründet liegt, daß man überhaupt nur über einen geringen Prozentsatz dieser Aufgaben öffentlich sprechen kann. Hier gilt derselbe Grundgedanke wie bei vielen operativen militärischen Dingen. Zur Bekämpfung der allgemeinen Volks- und Staatsfeindlichkeit (wie politische Zerschlagungsversuche alter und vom Ausland gesteuert, unverbesserlicher politischer Gegner) kommt das unerforschliche vielerlei der Tätigkeit gegen Spionage, Sabotage, gegen die kampfhaften Versuche des Feindes, Deutschland zu erschöpfen und Verräter zu finden, der Schau der unendlichen Zahl der Rüstungsbetriebe, die unerschöpflich wichtigen Aufgaben der Grenzpolizei mit der damit verbundenen polizeilichen Führung auch aller anderen, Grenzdienst versehenen Organisationen, die schier unermessliche Vermehrung der Tätigkeit durch die Vielzahl der kriegsmäßig bedingten Befehle und Verordnungen, die Behandlung der Judenfrage, die Steuerung der Judenwanderung, die Aufgabe der sogenannten Einwanderungszentrale, die im Rahmen des Gesamtauftrags des Reichsführers als Reichskommissar in einem völlig veramtungsmäßig neuartigen Erhaltungsgang die Einbürgerung der rückgeführten und rückgewanderten Deutschen bis zum deutschen Staatsbürger durchführt. Die moralisierende Berichterstattung aus dem Reich, die nächsterobjektive der Führung die Selbstenheit gibt, die Auswirkung der staatlichen Anordnungen zu überprüfen und damit die Abklärung eventueler Fehler zu ermöglichen, und vieles, vieles mehr.

Neben der Abgabe dieser Menschen zum

politischen Sicherung der Gebiete. Hier sind selbstverständlich gleichen Aufgaben — um das Vie mehr. Das bedeutet alles eine Verminderung der verfügbaren Kräfte im Reichsgebiet und eine hohe verhärtete Anforderung an die Leistung. Überhaupt ist hier die Tatkraft des Geheimen Staatspolizei Sicherheitsdienstes ein qualitativ höherer, kühler Einze mit einer kaum glaublichen Hervortragenden Männer. Etwa so, wie hier qualitativ gefordert, aber auch geleistet, nicht frei im kranken Geistes, sondern in klarem, daß die Aufgabe in kleinstem, losem und neugierigem Beispiel Heer von Agenten besteht. Natürlich überall da, wo Menschen je am Fehler gemacht — Fehler, die von Charakterlichen und auch bei Mängeln herrühren. Letzten schließlich aber der Wille, der gut der Glaube und die Leistung.

Und noch eine wichtige Tatsache unserer Männer — im Gegenüber Kameraden, die bei der Wehrmacht stehen — abgesehen von überhaup Frontdienst an der Front machen zu dürfen, die Arbeit:

Die solbatische Mannestat des Frontkämpfers der Schnelligkeit des Geschehens sehr schnell durch offenerkennung, Auszeichnung und Anerkennung werden. Der politische Charakter, dem Willen der Front muß schweigend unerschöpflich geduldet anderen politischen Faktoren dienen in der Gemächtheit, daß seine spätere öffentliche Anerkennung werden darf. Billigkeit wie die lädigen Spiel überlieferten englischen Offiziere Bek/Stevensten diese Seite.

So sehen Sicherheitspolizei und Geheimdienst ihren Mann nach dem Willen des Führers, unter dem Kommando des Reichsführers. Sie wollen nicht leben und kämpfen für Deutschland. Ihr Motto ist: „Ich bin ein deutscher Mann, ihr Wert ist die Leistung sein.“

Morrison: „Macht euch auf das Schlimmste gefaßt“

Eindringliche Warnung des britischen Innenministers

VB. Berlin, 16. Februar.

Der Tag müssen jetzt die verantwortlichen in England bedenken halten, Stimmung des Volkes aufzuheben, um mit vagen Versprechungen machen, um die letzten Kräfte zu trennen, um aber auch die Bevölkerung auf die kommenden schweren Mo-

digeren Grundzügen in der Widerherbeilebung und Entwicklung der Erziehung.

„Innenminister Morrison hat heute nur die einzige Erklärung gegeben, daß man die Probleme des Reichs mit aller Eindringlichkeit, die den Briten zur Verfügung steht, behandeln muß, aber nicht, so führt er zweifelnd

Sensationsberichte über Ecuador zurückge-

bracht. Verhaftigungen eines Korrespondenten

Sims, 16.

Nach Meldungen aus Bogotien) über die gegen Ecuadoriteten Erklärungen eines nordamerikanischen Korrespondenten, der die Haltung Landes als eine „Bedrohung Panamata“ hinstellte Behauptungen in der vollenblütigen „Spectator“ veröffentlicht. Stärksten Protest in der Presse aus. „El Tiempo“

en mobilisiert zu Abenteuern

Völlige Grenzsperr

gegen Danzig

Hauleiter Forster Danziger Staatsober

tlische Erklärung des
Danziger Senats

Danzig, 24. August.

Wird mitgeteilt: Auf Grund des
zur Behebung der Not von Volk
ist vom 24. Juni 1933 und des Ge-
Verlängerung dieses Gesetzes vom
1937 wird folgendes mit Geheh-
ordnet:

1. Der Hauleiter von Danzig ist
atsoberschaupt der Freien Stadt

2. Die Verordnung tritt mit dem
1939 in Kraft.

, 23. August 1939.

senat der Freien Stadt Danzig

gez.: Greiser,

Hiers-Keller, Foppenrath, Boed,
telst, Grohmann, Schimmel.

urchardi verständigt

nt Greiser machte heute in
ing seiner Geschäfte als Präsident

Post- und Fernsprechverkehr Gdingen eingestellt

Drahtmeldung unseres Danziger Berichterstatters

W. Z. Danzig, 24. August.

In den frühen Morgenstunden des Don-
nerstags sind sämtliche für Danzig bestimmte
Waggons mit Waren in Dirschau angehal-
ten worden, ebenso auch die Weichselfähne.
Die fernmündliche Verbindung mit Gdingen,
die sich aus dem üblichen Geschäftsver-
kehr ergibt, war heute nicht mehr herzu-
stellen, da man sich auf polnischer Seite weigerte,
die Gespräche abzunehmen. Daraus-
hin hat auch Danzig den Post- und Fern-
sprechverkehr mit Gdingen eingestellt. Auch
nach verschiedenen Orten Polens konnte
heute keine fernmündliche Verbindung er-
reicht werden. Heute, um 11 Uhr vormit-

tag, hat Polen die
geschlossen.

Vor Neufahrwasser
Seite auf der Reede ein-
Schiffe einarrichtet wo
Dampfer „Ostwie“ hat
Kontrolle durchzuführen
Richtung Gdingen zurück
der Frage der polnischen
genommenen Danzig-polni-
sind entgegen dem Wun-
sch der Danziger Forderung
der polnischen Seite ge-
brochen worden. Die
lungsdelegation hat Da-
lassen.

Neue unerhörte Provokation

BEOBACHTER

en Bewegung Großdeutschlands

Schiffleitung: Berlin SW 68, Zimmer Nr. ... Sammelruf 11 00 22 ...
Drohianf. „Beobachter Berlin“ Münchener Schriftleitung München 13 ...
auf: 208 01 ...
auf: 5-30-5-40 ...
NR 2 80 ...

erklärung Ribbentrops zum Moskauer Vertrag

„Einer der bedeutendsten

Wendepunkte in der Geschichte

zweier Völker“

Unverrückbares Fundament einer engen Zusammenarbeit

Der Reichsminister des Auswärtigen von Moskau:

„Deutschland und Rußland ist es früher Feinde waren, aber gut, wenn sie Freundschaftlicher Tag für die beiden Völker: I für die Freundschaft entschieden. Der Pakt, den Herr Molotow und ich gestern ab und unverrückbares Fundament aufbauen und zu einer engen Zusammen ist dies vielleicht einer der bedeutendsten Völker. Man hat versucht, Deutschland und aus dieser Einkreisung ist nun die deutsche

Nach seiner Auffassung befragt, welchen er würde; erklärte Herr von Ribbentrop: „So für die russisch-japanischen Beziehungen w japanische Freundschaft sich gut a

Die ehemalige Sprache, die der Bolschewist sprach

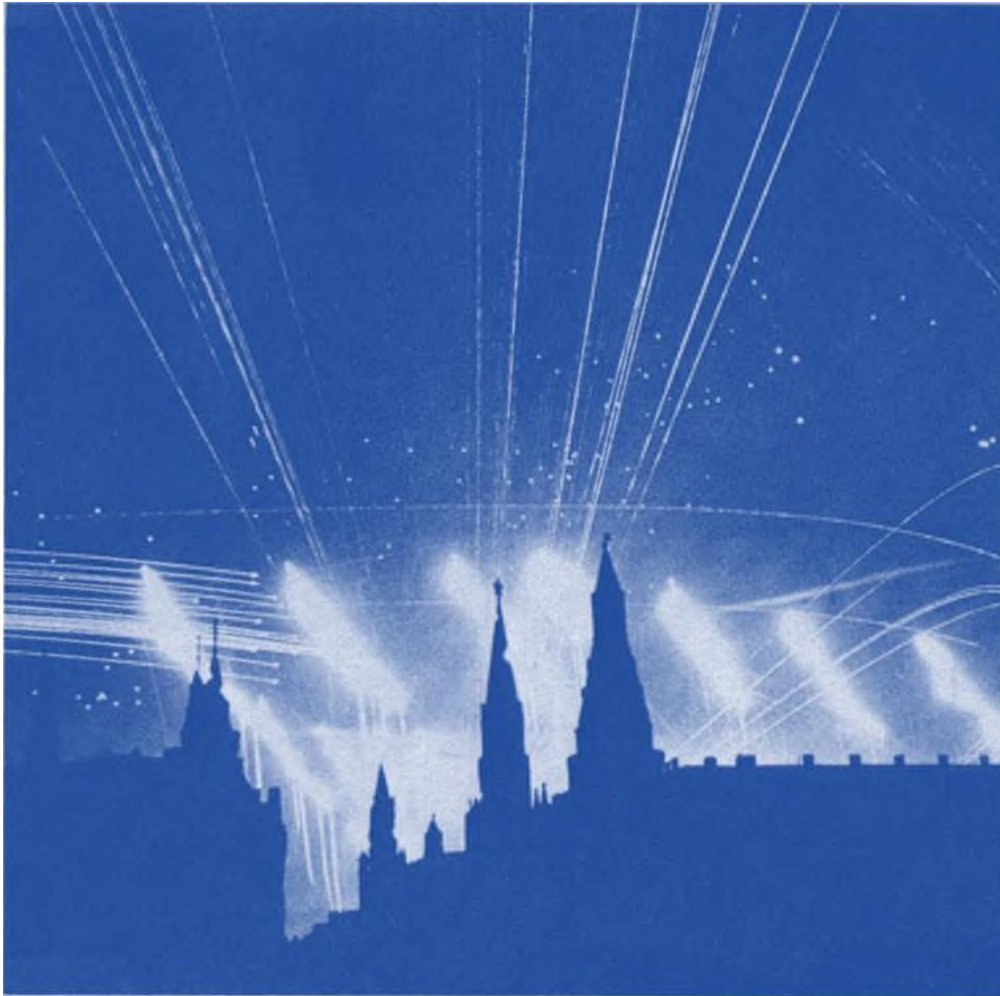


So schnell wandelte sich die Szene: Im August 1939 schrieb der VB noch vom »unverrückbaren Fundament«, im Juli 1941 riet man Faustschläge gegen Bolschewisten an.

Die Abreise von Moskau

Vote
teilw





In riesigen Kolonnen zog die deutsche Wehrmacht im Juni 1941 (Bild ganz links oben) in russisches «Feindesland» ein, und mit gepanzerten Giganten wollte man Lebensraum erobern (Bild ganz links unten: eine «Panzer-Lok»).



Bombenhagel auf Moskau (Bild links oben), das nie eingenommen werden konnte, Leningrad (links unten) aber versank in Schutt und Asche.

Willkürliche Brandschatzungen auf dem Lande und offene Brutalität gegenüber einer wehrlosen Zivilbevölkerung. Später wird sich die Mehrzahl der deutschen Besatzer damit entschuldigen, unter Befehlsnotstand gehandelt zu haben. Auch für zunächst noch unentschlossene oder gar kooperationswillige Teile der Zivilbevölkerung in den von der deutschen Wehrmacht eroberten Gebieten war das kolonialistische Vorgehen der Deutschen die beste Motivation zum aktiven Widerstand mit den gleichen Mitteln und Methoden.

Serbische Bauern und Arbeiter flehten um ihr Leben (Bild ganz rechts), das ihnen mit dem Hinweis, «Plünderer» zu sein, abgesprochen wurde...



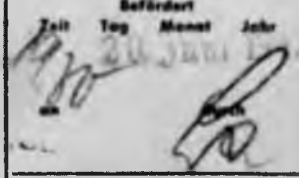


Umwandererzentralstelle

L.:Kr./En.VIII/26 Tgb.-Nr.6113/42 Litzmannstadt, den 20.Juni 1942

Geheime Staatspolizei — Staatspolizeistelle Litzmannstadt

Nachrichten-Uebermittlung

Aufgenommen Zeit Tag Monat Jahr von durch		Raum für Eingangs-ramen	Befördert Zeit Tag Monat Jahr 
N.-Ü. Nr. 116167		Telegramm — Funkspruch — Fernschreiben Fernspruch	Verdachtsnummer

F e r n s c h r e i b e n

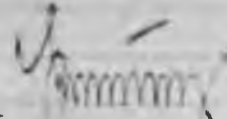
An das
 Reichssicherheitshauptamt
 - Referat IV B 4 -
 z.Hd. H -Obersturmbannführer E i c h m a n n
B e r l i n
 Kurfürstenstraße 115/116

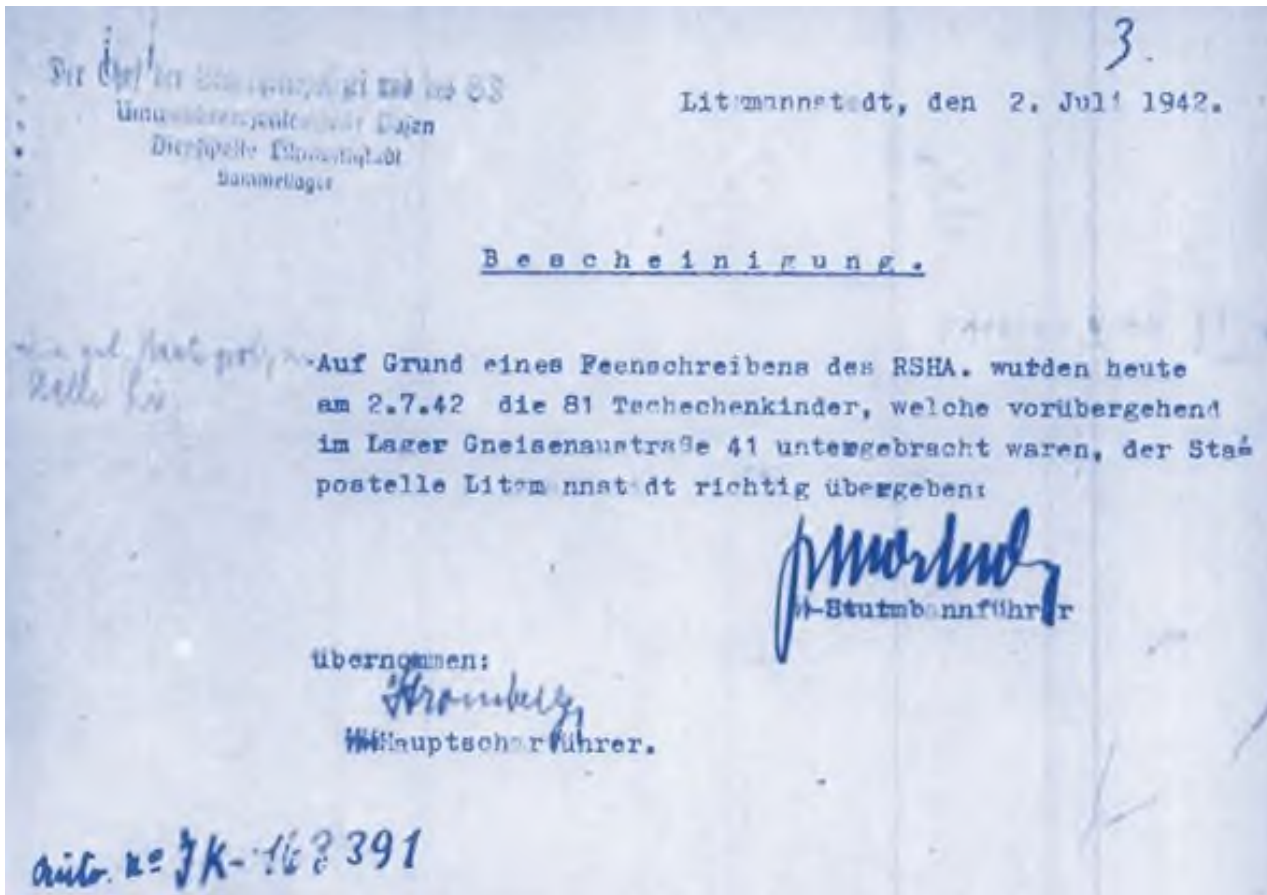
Betr.: Überstellung von 88 tschechischen Kindern aus
 der Gemeinde Liditz nach Litzmannstadt.
Vorg.: Rücksprache mit H -Ostufaf.Eichmann.

Am 13.6.1942 sind hier 88 tschechische Kinder aus
 der obengenannten Gemeinde eingetroffen. Angemeldet
 war dieser Transport vom Befehlshaber der Sicherheits-
 polizei und des SD, Prag. Das FS war gezeichnet von
 H -Obersturmbannführer F i s c h e r .

In einem FS vom 17.6.1942 habe ich den Befehlshaber
 der Sipo u.d.SD gebeten, bei IV B 4 zu klären, was
 mit den tschechischen Kindern zu geschehen hat. Von
 RuS sind in der Zwischenzeit 7 Kinder als rückdeutschungs-
 fähig befunden worden.

Nachdem ich weder von IV B 4 noch vom Befehlshaber
 der Sipo u.d.SD über die Weiterverwendung der Kinder
 Nachricht habe und die Kinder ohne Gepäck hierher über-
 stellt worden sind, bitte ich **dringend**, über die Weiter-
 verwendung der Kinder zu verfügen.

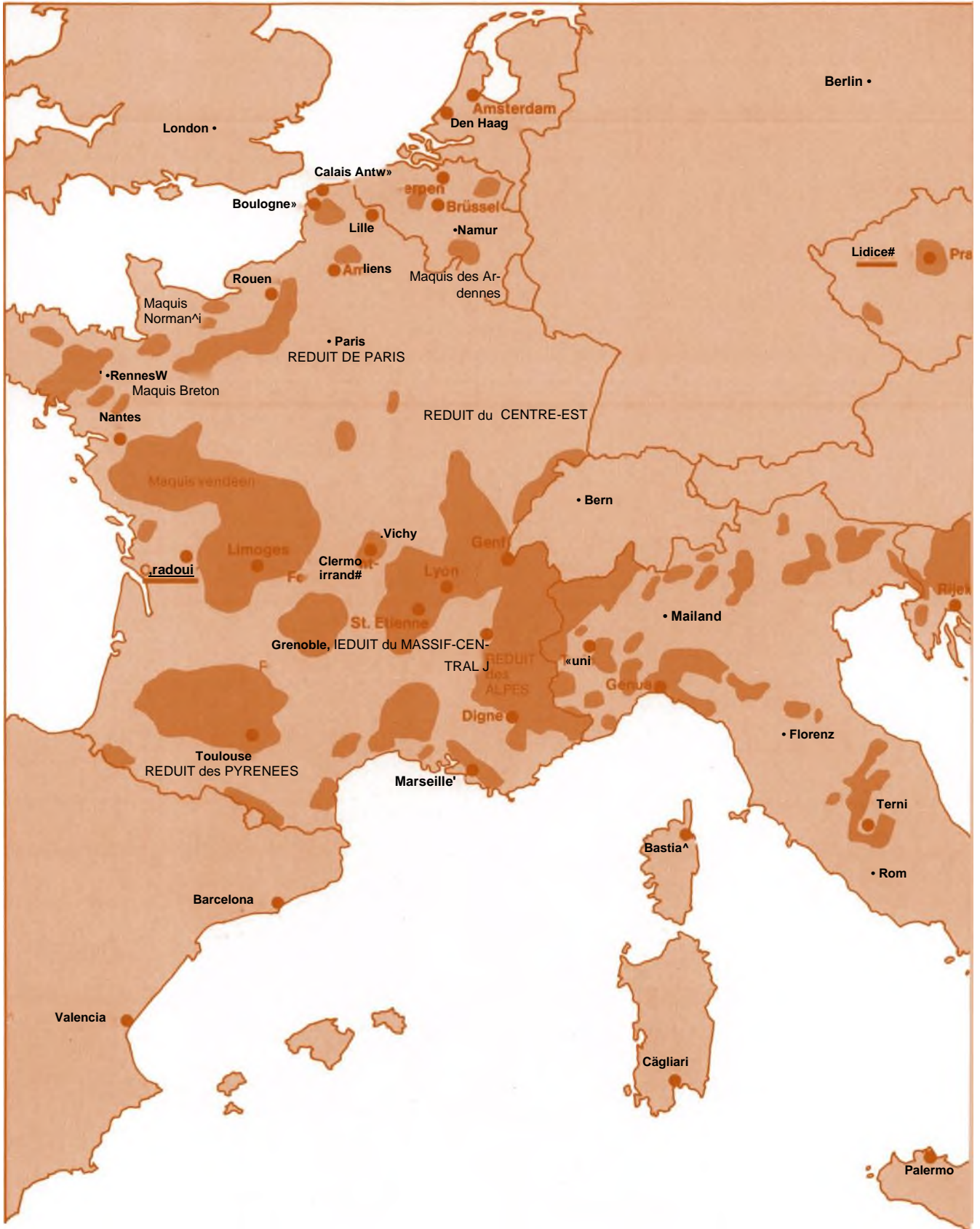

 (K r ü m e y)
 H -Obersturmbannführer



Die deutsche Todesbüro-
 kratie in Aktion: Meldung
 an SS-Obersturmbann-
 führer Eichmann, sieben
 Kinder seien rückdeut-
 schungsfähig», und Anfrage
 über die «Weiterverwen-
 dung» der anderen Kinder
 (links) und eine «Beschei-
 nigung» der «Umwanderer-
 zentralstelle Posen» über
 81 Tschechenkinder (oben).

Die «Verfrachtung» von
 Russen nach Deutschland
 1942: Die Herrenrasse
 nahm sich der «Untermen-
 schen» an... (rechts)







Die militärische Bedeutung des Partisanenkampfes und der Résistance ist unbestritten. Selbst Eisenhower hat als alliierter Oberbefehlshaber zugegeben, dass diese Tätigkeit mit dem Einsatz mehrerer Divisionen gleichzusetzen sei. Zwar unterstreichen mehrere deutsche Lexika, dass zum Beispiel die französische Widerstandsbewegung «grossteils völkerrechtswidrig» gewesen sei und erst durch die Genfer Konvention von 1949 Anerkennung gefunden habe. Was aber heisst «Völkerrecht» in einem Krieg, der seinerseits völlig völkerrechtswidrig vom Zaun gebrochen und geführt wurde?



Partisanenlage an der Ostfront 1941/1942

Von sowjetischen Partisanenverbänden hinter den deutschen Linien kontrollierte Gebiete:

Von sowjetischen Partisanenverbänden hinter den deutschen Linien kontrollierte Gebiete:



1941



1942

Größere und konzentrierte Sabotageaktionen sowjetischer Partisanen gegen Industrieanlagen und militärische Objekte der deutschen Wehrmacht.



Östlichste deutsche HKL (Hauptkampflinie)



In Weissrussland, der «Partisanen-Republik», kam im Zweiten Weltkrieg jeder vierte Bürger ums Leben.

Die russischen Partisanen waren keine Freischärler, sondern ausgebildete und ausgerüstete Kämpfer

Partisanenlage 1943/1944

Von sowjetischen Partisanenverbänden 1943 kontrollierte Gebiete hinter den deutschen Linien.



Grössere und konzentrierte Sabotageaktionen sowjetischer Partisanen gegen Industrieanlagen und militärische Objekte der deutschen Wehrmacht.



Deu



Deutsche HKL
Ende 1944

Der Partisanengürtel, der sich westlich der deutschen Hauptkampflinie gebildet hatte, trug wesentlich dazu bei, diese HKL selbst westwärts zu verschieben.

Das war kein Krieg zwischen Völkern, sondern der Abschluss einzelner wehrloser Gegner, von der deutschen Propaganda einfach als «Banditen» abgetan.









In der Sowjetunion wurden nationale polnische und tschechoslowakische Einheiten im Kampf gegen Hitler-Deutschland gebildet: Verteidigung eines Offiziers der polnischen Division «Tadeus Kosiuszkow» (Bild ganz links).

Partisanen ohne Waffen: in der Druckerei einer Partisanenzeitung, der «Partisanskaja Prawda» (Bild links).



Eine Jugendbrigade der Komsomolzen arbeitet in einem Rüstungsberieb an der Fabrikation von Minen für den grossen «Vaterländischen Krieg» (unten links).





Russische Partisanen: die Eidesleistung (ganz links oben), die Waffenausgabe (oben), im Partisanenlager (ganz links unten), Auszeichnung für militärische Verdienste (links).

Ausbildung sowjetischer Partisaninnen am Maschinengewehr (nächste Doppelseite).









Partisanen haben einen gepanzerten Zug der Deutschen angegriffen und werden durch diese zurückgeschlagen, nicht ohne dass Partisanen-Berichterstatter dies im Bild (ganz links oben) festgehalten haben.

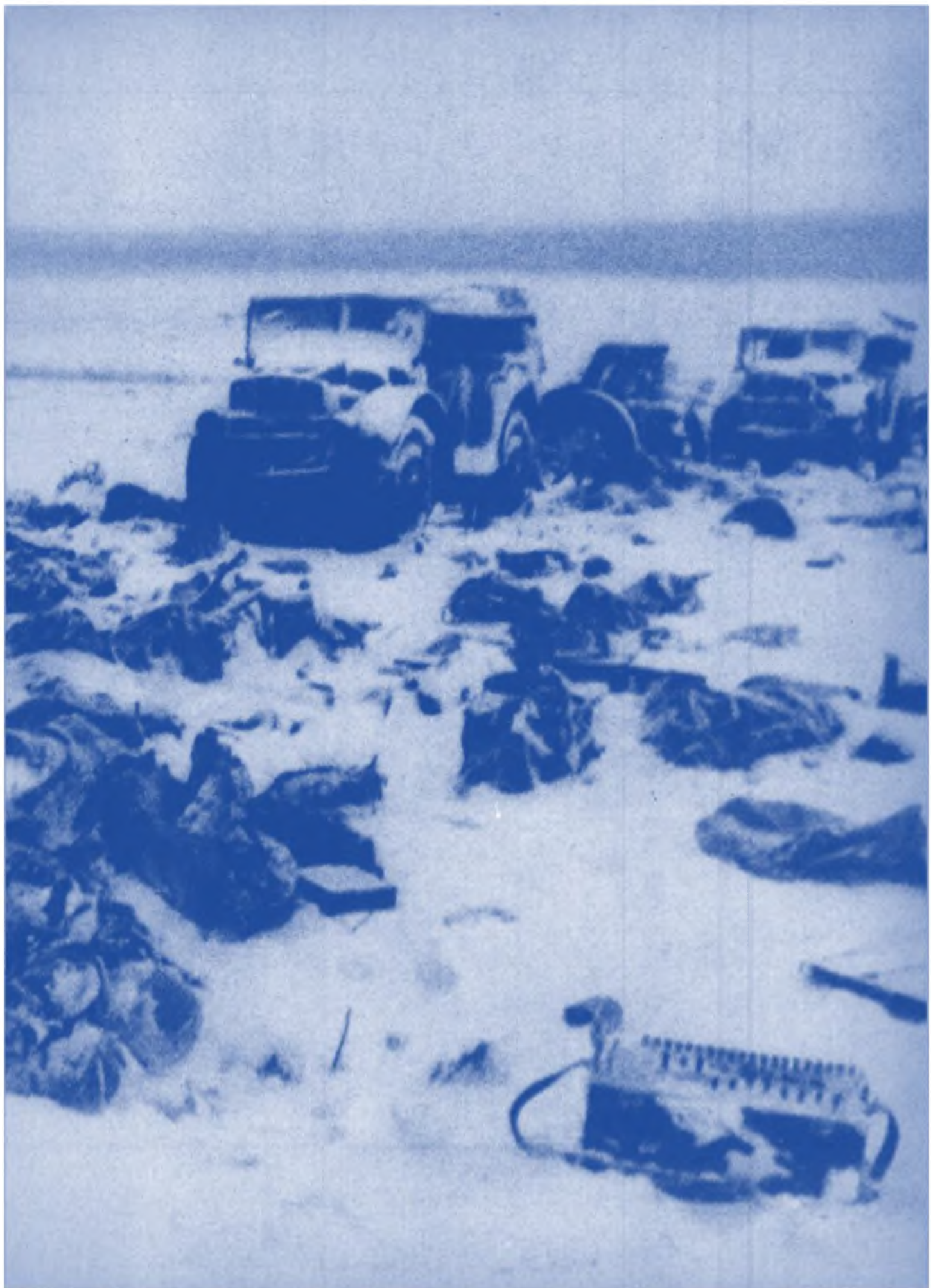
Zweikampf mit ungleichen Mitteln: mit gezückter Pistole gegen einen unbewaffneten Partisan (links).



«Kampf gegen kommunistische Banden in Serbien» war in der Bildlegende von damals zu lesen. In Wirklichkeit ist es eine Treibjagd der Waffen-SS auf menschliche Ziele.

Eindringlinge und Verteidiger sahen sich in Russland einem gemeinsamen Gegner gegenüber: der unmenschlichen Kälte (nächste Doppelseite).









Tito: Jugoslawiens grosser Kriegsheld, auf den die Deutschen eine Millionenprämie ausgesetzt hatten und der wegen seiner national-kommunistischen Ideen auch bei Stalin nicht sehr gerne gesehen war (links). Die amerikanische Zeitschrift «Liberty» zeigte ihn als Kriegsgeheimnis des Balkans (oben).



Auch im Westen machte sich aktiver Widerstand bemerkbar. Die Holländer haben sich dem fremden Regime nie unterworfen und blieben dank der politischen Unterstützung durch Königin Wilhelmine, die von London aus regierte, ablehnend.



In Holland selbst wurde eine Kampagne ausgelöst, die sich gegen die deutsche Besetzung richtete. Über das ganze Land wurden Affichen und Klebzettel verteilt, die zur Kapitulation aufriefen.



«Blut, Schweiß und Tränen» hatte er verheissen: Winston Churchill (oben) wurde neben General de Gaulle zum Inbegriff des westeuropäischen Widerstandes gegen Hitler.

«Ist Ihre Reise wirklich nötig?» Mit dieser Suggestivfrage wurden die Engländer aufgefordert, den Reiseverkehr im Dienste der Kriegswirtschaft einzuschränken (rechts).

IS YOUR JOURNEY REALLY NECESSARY?



RAILWAY EXECUTIVE COMMITTEE





London wurde zum ausgewählten Ziel von Bomben und V-2-Waffen, aber die Londoner hielten durch (links).

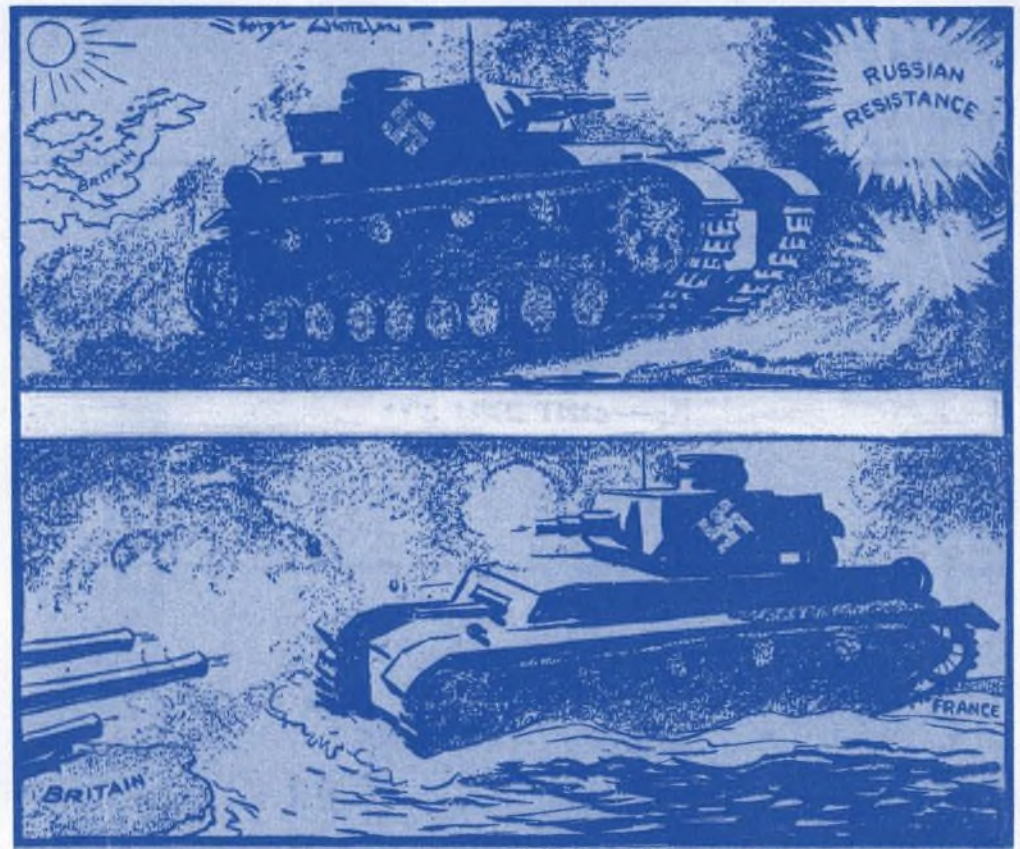
Die Stationen der Londoner Untergrundbahn wurden mehr und mehr zum Daueraufenthalt, je mehr die Zeit zwischen Endalarm und neuem Alarm zusammenschmolz (oben).

«Gib weniger für dich aus, umso mehr für dein Land»: Das war kein Feldzug gegen die Konsumgesellschaft an sich, sondern englische Notwendigkeit (rechts).



SPEND LESS on yourself –
LEND MORE to your country

Richtungswechsel: Deutscher Tank fährt auf den russischen Widerstand auf. Aber es könnte auch umgekehrt sein, in Richtung England! (rechts, britische Presse-Karikatur im Jahre 1942)



«Wie erledigt man einen Nazi?» Die überhebliche deutsche Propaganda witzelte nicht mehr allzu lange über diese Zeichnung einer englischen Zeitung als ernstgemeinte Anleitung für den handfesten Zweikampf (rechts). Mancher englische Kriegsgefangene zeigte seinem Wächter, dass auch Karikaturen ernstzunehmen sind!



Die Zeitungsberichte waren schlimm, die Wirklichkeit war schlimmer (rechts aussen: die Newgate-Street in London).







So wie einst Lenin von einem Tank in St. Petersburg aus zum Widerstand gegen die Regierung aufgerufen hatte, so begab sich Churchill im Zweiten Weltkrieg unter die Arbeiter, um sie aufzuwecken, ihnen zu danken und ihnen das Vertrauen zu bekunden (links).

Als «Flintenweiber» hat die deutsche Propaganda den patriotischen Einsatz des britischen Frauenkorps abgetan. Dabei war dieser Dienst freiwillig und galt einer gerechten Sache (links unten).



Abschied vom Panzerkreuzer „SCHARNHORST“

So lebe wohl *du* stolzes Schiff. Jahrelang hast *Du* den englischen Seebanditen getrotzt. Monatelang lauerten die Feindschiffe auf die Ausfahrt unseres Kreuzers der in Brest beschädigt im Trockendeck lag. In kühner Fahrt brauste er durch den Aermelkanal, an der Nase der Wachtschiffe und englischen Strandbatterien vorbei in's freie deutsche Meer.

Hunderttausende Schiffstonnen hat die *Scharnhorst* seither auf den Meeresgrund geschickt. Schliesslich ist es der feindlichen Uebermacht doch gelungen, sie zu bezwingen. Mit wehender Kriegsfahne ist unser braves Schiff gesunken. Wie seinerzeit das Schlachtschiff *Graf Spee* und neuerdings die *Bismark* hat die *Scharnhorst* ihre letzte Granate verfeuert, bevor unsere heldenhaften Matrosen den Tod für Führer und Vaterland erlitten.

Lebe wohl stolze *Scharnhorst* ! Dein Name wird nicht vergessen werden.

Noch hunderttausende werden für Führer und Vaterland fallen !

Erst dann wird das Lied von Freiheit und Frieden erschallen !

Es lebe das Vierte Reich !

«Lebe wohl, stolze Scharnhorst!» Am 26. Dezember 1943 sank das deutsche Schlachtschiff «Scharnhorst» vor Norwegen. Klebzettel (oben), die kurz darauf nicht nur im besetzten Norwegen auftauchten, widmeten ihm einen Nachrufbesonderer Art: «Noch Hunderttausende werden für Führer und Vaterland fallen – erst dann wird das Lied von Freiheit und Frieden erschallen.»

Auch Griechenland wurde von den Truppen der Achsenmächte überrannt: Besonderes Ziel war der Hafen von Piräus, wo die Hauptmacht der griechischen Flotte lag (rechts).



In primitiven Kuttern versuchten die Griechen, über das Wasser zu entkommen. Es gelang recht wenigen (unten).





Jenseits des Mittelmeers tobte der Wüstenkrieg. Später, nach dem 20. Juli 1944, fanden SS-Vergeltungsschergen zusammen mit Hitler ergebenen Generälen einen besonders perfiden Weg, sich des bei der Truppe sehr beliebten Generalfeldmarschalls zu entledigen: Erwin Rommel wurde, weil er dem deutschen Widerstand angehörte, zum Freitod getrieben, und anschliessend zelebrierte man ihm ein Staatsbegräbnis.

Der Feind meines Feindes ist mein Freund

Der Kampf über alle Partei- und Religionsschranken

Gemeinsamer Widerstand hat Freundschaften geprägt. Das gemeinsame Ziel, den Feind politisch oder militärisch zu besiegen, hat andere Unterschiede zurücktreten lassen. «Angesichts des Todes», so hatte der russische Partisanengeneral Priwalow einmal zu Josef Müller gesagt, «müssen sich Widerstandskämpfer gegenseitig aufrichten, und sei es auch nur mit einem stummen Blick.» So sprach der Kommunist zum überzeugten Katholiken, und vom französischen Sozialisten Léon Blum, der vor dem Krieg die Volksfrontregierung in Paris angeführt hatte, sagte Josef Müller: «Ich konnte mich immer auf ihn verlassen, und er hat viele Verbindungen zu den anderen Résistance-Leuten in Frankreich hergestellt.» Wie weit – das sei hier die Frage – konnten Widerstandskämpfer über den eigenen Schatten springen und sich mit politischen Gegnern, soweit sie den gemeinsamen Feind zu bekämpfen bereit waren, verbünden?

Mehr Verständnis für Deutsche als für eigene Kollaborateure

Marie-Madeleine Fourcade, die französische Widerstandskämpferin von rechts, geht im Gespräch von einem sehr einfachen Axiom aus: «Der Kampf galt immer und überall nur dem äusseren Feind. Wir waren Patrioten und kämpften aus Patriotismus. Das war an sich sehr einfach. Immerhin muss ich beifügen: Pétain war als Komplize unserer Feinde ebenfalls unser Feind.» Ihr Landsmann Jacques Chaban-Delmas unterstreicht: «Für mich gab es in dieser Beziehung, also gegenüber unseren politischen Gegnern, keinen Unterschied. Es gab ganz einfach den Feind oder – wenn Sie wollen – Feinde und die anderen. Und diese anderen, das waren ebenjene, die kämpfen wollten. Natürlich muss man sich vergegenwärtigen, dass der eigentliche Feind besonders schrecklich war, nur sind Feinde wohl immer schrecklich, besonders wenn sie Eroberer, Eindringlinge sind. Aber ich möchte sagen: Dazu kam noch das Nazi-Phänomen. In diesem Sinn war der eindringende Feind also schrecklich im Quadrat. Nur ging es mir – wie schon früher erwähnt – nicht um Totalitarismus, sondern eben darum, den Eindringling zu bekämpfen, ihn zu vejagen.»

Wenn man Chaban-Delmas hört, könnte man annehmen, dass er zum Beispiel Pétain und den Pétainisten gegenüber nicht so ablehnend sei wie etwa Marie-Madeleine Fourcade. Dieser Eindruck ist teilweise richtig, wie Chaban-Delmas selbst betont: «Ich bin der Auffassung, dass Männer und Frauen, wenn sie im vollen Bewusstsein glauben, im Interesse des Landes zu handeln, anders einzuschätzen sind. Das natürlich nur, soweit sie nicht zu Komplizen des Feindes werden, an seinen Unternehmungen nicht teilhaben – ich würde also nicht so von den Miliciens oder der französischen Gestapo sprechen. Bei anderen aber, glaube ich, darf man nicht nachtragend sein. Ich war in dieser Beziehung stets sehr massvoll. Dies umso mehr als ich der Überzeugung bin, dass die Umstände stets eine

grosse Rolle spielen, ob sich jemand engagiere oder nicht engagiere, in diesem oder in jenem Sinn. Ich glaube also, man muss sehr bescheiden bleiben und deshalb logischerweise auch sehr tolerant.»

Was heisst nach Auffassung von Chaban-Delmas «mildernde Umstände», soweit es sich um dieses politische Engagement handelt? Seine Antwort: «Ich kann mir vorstellen, dass Söhne oder Neffen grosser Kämpfer des Ersten Weltkrieges 1914-18, die in die Kollaboration abgerutscht sind, solche mildernden Umstände haben. Ich hätte sogar für diese jungen Leute von zwanzig Jahren, die aus familiären Einflüssen oder durch Drängen von Freunden und anderen dazu kamen, in deutscher Uniform zu kämpfen, mehr Verständnis als für Leute, die sich in den Schwarzmarkt einliessen, also in eine Art stiller Kollaboration mit dem Besetzer.»

Chaban-Delmas geht also sehr weit in seinem Urteil, was sich wohl in erster Linie daraus erklären lässt, dass er eigentlich am Anfang ein unpolitischer Mann war und nur den «Envahisseur», den Eindringling bekämpfen wollte – und vielleicht auch daraus, dass der heutige Parlamentspräsident und frühere Regierungschef inzwischen durch die Politik so sehr abgeschliffen ist, dass er Ziele und Wege sehr genau zu unterscheiden vermag.

Marie-Madeleine Fourcade kam aus einer anderen Haltung zum Widerstand. Wie Chaban-Delmas ging es ihr um den Patriotismus, aber aus diesem Patriotismus heraus war sie auch innenpolitisch engagiert. Die Volksfront war für sie in der Zwischenkriegszeit genauso der zu bekämpfende Feind wie 1940 dann die deutschen Nazis. Ihr Widerstandsnetz war gegen Nazis und gegen Linke gerichtet. Hat bei ihr das Widerstandserlebnis gar keine ideologischen oder innenpolitischen Brücken geschlagen? «Aber natürlich», sagt Marie-Madeleine Fourcade unmissverständlich. «Sicher waren am Anfang in unserem Netz nur aktive Militärs, doch durch eine Art von Osmose, nämlich durch Affinitäten mit Leuten, die letztlich den gleichen Gegner bekämpften, und auch durch persönliche Freundschaften wurde unser Netz auch ideologisch erweitert. Durch Kooption kamen auch Zivilisten dazu, und zwar solche, die politisch nicht unbedingt gleich dachten wie wir.»

Soweit links, wie damals Roger Garaudy stand, waren natürlich die kooptierten Widerstandsfreunde von Marie-Madeleine Fourcade nicht. Garaudy war ja noch ein aktives und überzeugtes Mitglied der Kommunistischen Partei Frankreichs. Obwohl damals die politischen Fronten eher noch markanter abgesteckt waren als heute, kann Garaudy in der Erinnerung an jene Zeit doch ebenfalls Erlebnisse erwähnen, die vom gemeinsamen Widerstandserlebnis zeugen. Garaudy war zu Beginn des Krieges in Algerien und kam dort in ein französisches Lager. Er war dann Chefredakteur der Zeitung «Liberté», die jedoch viermal beschlagnahmt wurde. Auch durfte Garaudy Algerien nicht verlassen. Ausgerechnet ein französischer General aber, der bestimmt kein Kommunist war, half ihm dann: «Er ver-

wies mich an einen seiner Fliegeroffiziere, der mich heimlich in seine Maschine einsteigen liess. Als dann die Polizei kurz vor dem Abflug nochmals das Flugzeug kontrollieren wollte, weigerte sich der Militärpilot mit dem Hinweis, die zivile Polizei habe kein Recht, Militärmaschinen zu kontrollieren. So kam ich durch. Allerdings wurden wir dann plötzlich von deutschen Jägern angegriffen. Dafür konnte natürlich der Pilot nichts, aber er kam unglücklicherweise auf die Idee, in Spanien niederzugehen. Sie können sich vorstellen, wie mir zumute war: Es gab eine heftige politische Diskussion mitten in der von deutschen Jägern drohenden Gefahr, doch konnte ich den Piloten überzeugen. Zudem kam mir ein heftiges Gewitter zu Hilfe, denn so konnte unsere Maschine in einer Wolkenwand verschwinden, die deutschen Verfolger abschütteln und wohlbehalten in Toulouse landen. Ich will dieses Erlebnis aber nur als Beispiel dafür anführen, wie damals von bürgerlicher Seite selbst uns Kommunisten gegenüber teilweise Verständnis und gar Freundschaft an den Tag gelegt wurde, weil man in uns die gemeinsamen Kämpfer erblickte. Sowohl der General als auch der Militärpilot, die mir bei der Ausreise aus Algerien halfen, wussten ganz genau, dass sie den Korrespondenten von Radio-France und den Redakteur einer kommunistischen Zeitung vor sich hatten.»

Dass Roger Garaudy damals in einem französischen Lager in Algerien war, ist hier bereits erwähnt worden. Die Kommandanten und Wachsoldaten dieses Lagers waren nicht so tolerant. Auf diese Zwischenbemerkung reagiert Roger Garaudy mit einer vielsagenden Anekdote: «Unser Lager war stets in den Händen der sogenannten ‚Miliciens‘, die zur ‚Légion africaine‘ gehörten. Die Kommandanten waren richtige Faschisten. Als wir befreit wurden, schickte man Leute der internationalen Brigaden, Tschechen, Polen und so weiter, in dieses Lager. Das war bezeichnend. Es war sehr hart, und es kam einmal sogar der Moment, wo man uns umlegen wollte. Man hatte den Schiessbefehl erteilt; am Wüstenrand waren zwei Maschinengewehre aufgestellt, aber die Soldaten der ‚Légion africaine‘ schossen nicht. Wir haben überhaupt nicht verstanden, weshalb sie den Befehl verweigerten. Erst später hat uns einer ihrer Offiziere, der im Gegensatz zu den Soldaten, die nur Arabisch sprachen, Französisch verstand, diese Haltung erklärt. Er sagte ganz schlicht: ‚Ein südlicher Krieger hält sich an die Ehre, das heisst, als bewaffneter Mann schießt er nicht auf einen Unbewaffneten.‘ Dieser Haltung verdanken wir unser Leben.»

Wie aber haben sich die Kommunisten Frankreichs gegenüber dem sogenannten «bürgerlichen» Widerstand verhalten? «Wie breit unser Spektrum war», sagt Roger Garaudy, «sehen Sie schon daraus, dass ich zu Verhandlungen mit Lemaigre-Dubreuil entsandt wurde. Meine Partei schickte mich, um mit ihm abzuklären, was wir in Algerien gemeinsam tun könnten. Sie müssen sich daran erinnern, dass das ja jene Zeit des Streites zwischen de Gaulle und

Giraud war, und ich werde nicht vergessen, wie mich Lemaigre-Dubreuil empfangen hatte. Nämlich mit der Frage: ‚Stört es Sie als Kommunisten eigentlich nicht, mit einem Mann der Cagoule, also der faschistisch-extremen Rechten, zusammenzutreffen?‘ Auch wenn meine Motivation zum Kampf gegen Hitler-Deutschland ausgesprochen ideologisch war, so wäre ich doch – wenn ich nicht physisch daran gehindert worden wäre – mit Chaban-Delmas Hand in Hand marschiert. Das heisst natürlich nicht, dass ich seiner Politik zugestimmt hätte, aber im Abwehrkampf gab es für mich diesen Unterschied nicht. Auch umgekehrt: Leute wie Chaban hätten allein ihren Widerstand gar nicht in dem Mass realisieren können, wie sie es getan haben, wenn nicht unsere Seite ihnen Unterstützung geliehen hätte. In diesem Zusammenhang möchte ich unterstreichen, dass es meiner Meinung nach der ganz grossen Klugheit des kommunistischen Parteichefs Maurice Thorez zu verdanken ist, dass diese Kampfgemeinschaft in jenen Jahren verwirklicht wurde. Er optierte klar und unmissverständlich für eine nationale, nicht für eine revolutionäre Armee. Es gab viele Kommunisten, die dies nicht sogleich einsahen, aber eine rein revolutionäre Armee der Kommunisten hätte eine Zersplitterung bedeutet, die nur der Sache Hitlers gedient hätte.»

Roger Garaudy betont also, dass die Kommunisten Frankreichs seiner Meinung nach damals aus ideologischen Überlegungen im Widerstand mitgemacht hatten, wogegen die bürgerlichen Widerständler aus Patriotismus dazugekommen seien. Er fügt sogar an: «Wenn ich nicht verhaftet worden wäre, wäre ich wohl in die FFI – die ‚Forces Françaises de l’intérieur‘, also die Widerstandsstruppen – eingetreten. Man hätte das einen ‚ideologischen Ausrutscher‘ nennen können, aber in Wirklichkeit ist die Résistance eben zum gemeinsamen Nenner geworden, um alle gutwilligen Leute zu sammeln. Dieser Wechsel war für Frankreich ausserordentlich wichtig.» In diesem Zusammenhang nennt Garaudy ein ganz persönliches Beispiel: «Mein Schwager war damals Leutnant, heute ist er sogar General, und er ist sehr rechtsstehend. Er wusste stets um den Gesinnungsunterschied zwischen ihm und mir. Als er von meiner Verhaftung hörte, liess er mich sofort wissen, dass er mit mir solidarisch sei.»

Für Willy Brandt war die Zusammenarbeit mit Andersdenkenden auch kein Problem, doch schildert er die Haltung der Kommunisten aus seiner Sicht in einem weniger günstigen Licht: «Das Zusammengehen mit anderen ist mir selbst nie schwergefallen, und ich hatte keine Hemmungen, dies auch zu den Kommunisten hin zu versuchen. Die Kommunisten haben es einem aber unglaublich schwergemacht, denn sie haben stets ihren eigenen Vorteil gesucht und es an Verleumdungen Andersdenkender nicht fehlen lassen. Aber ich erinnere mich an viele Gespräche, mit Kommunisten und Konservativen. Da es oft sehr intelligente Leute waren, waren diese Gespräche meist sehr anregend.»

Willy Brandt erkennt allerdings – mindestens im Rückblick – die Grenzen der Zusammenarbeit sehr deutlich: «Heute empfinde ich dies stärker als damals, wenngleich ich es schon damals jammervoll fand, dass das deutsche Exil nicht die Kraft aufgebracht hat, eine Art gemeinsamer Vertretung des anderen Deutschland zustande zu bringen. Es hat ein paar solcher Versuche gegeben, und man kann dies sehr eindrucksvoll im Briefwechsel nachlesen, den der spätere Berliner Oberbürgermeister Ernst Reuter, mit dem ich ja nach dem Krieg viel zu tun hatte und der damals in der Türkei war, mit dem in den Vereinigten Staaten von Amerika lebenden Thomas Mann führte. Reuter und andere versuchten, auf Thomas Mann einzuwirken, damit er sich an die Spitze einer solchen gemeinsamen Vertretung stelle, aber es ist ihnen nicht gelungen. Es ist sogar nicht einmal gelungen, die immerhin mehrere Dutzend ehemalige Reichstagsabgeordneter im Exil zusammenzufassen, obwohl sie doch hätten sagen können, sie seien jene gewesen, die noch im März 1933 ein direktes Mandat von den Wählern bekommen hatten. In all dem drückt sich teilweise das deutsche Sektierertum aus, aber es war auch die Folge der vergiftenden und demoralisierenden Wirkungen des Umstandes, dass die Demokratie in Deutschland kampflos zugrunde gegangen war. Diese kampflose Niederlage von 1933 hat das Exil und auch den inneren Widerstand über Jahre hinaus gehemmt.»

Auch Panajotis Kanellopoulos, der schon Mitte der dreissiger Jahre dem griechischen Regierungschef Metaxas Widerstand geleistet hatte, kann sein Freund-Feind-Verhältnis mit persönlichen Beispielen illustrieren: «Ich fürchtete, Metaxas könnte Sympathien zum Faschismus oder zum Nationalsozialismus an den Tag legen, weil er als Oberst im Ersten Weltkrieg bereits deutschfreundlich war. Deutschfreundlich, auf das Volk bezogen, war und bin ich natürlich auch. Ich habe ja in Deutschland studiert, aber ich war von allem Anfang an energisch gegen Hitler, ich war vielmehr ein Weimarianer! Metaxas aber machte diese Unterscheidung nicht, und da er ein Freund von König Konstantin I. war, hätte er noch gefährlicher werden können. Das hinderte mich aber nicht, mit meiner Familie, die derselben Partei angehörte, Beziehungen zu unterhalten. Diese Königstreuen waren für Neutralität und standen in Gegensatz zu mir, und der Bruder meiner Mutter, der ebenfalls dieser Partei angehörte, war als Ministerpräsident enger Freund Konstantins. Nach der Katastrophe von 1922 wurde er zum Tode verurteilt und hingerichtet. Sie sehen: Ich hätte also sehr wohl emotional geleitet sein können, doch bemühte ich mich immer, diesen Problemen mit grösstmöglicher Objektivität zu begegnen.»

Jacques Bergier, der Emigrant aus Odessa, der von Frankreich aus operierte, packte diese Fragen anders an: «Das war für mich nie ein Problem. Ich sah den Feind. Damit meine ich Hitler-Deutschland, Italien Mussolinis und Japan als Achsenpartner. Das war alles. Der Rest interes-

sierte mich nicht. Wenn jemand von mir Radioapparate, Geheimsender oder auch Waffen wollte, so diskutierten wir nie über politische oder gar ideologische Zielsetzungen. Auch wenn es darum ging, zum Beispiel eine geheime Botschaft nach London, etwa an General de Gaulle, weiterzuleiten, stellte man nie politische Fragen. Allerdings ist zu sagen, dass man mich persönlich selbst in den mit mir operierenden Kreisen kaum kannte. Ich blieb immer so gut wie möglich im Hintergrund. Verhandlungen führte man meistens über meine Sekretärin.»

«Es ging nicht darum, die Deutschen auszurotten, sondern darum, sie zu schlagen»

Immerhin hat Bergier, wie bereits erwähnt, viele seiner Agenten aus dem Kreis der «Roten Kapelle» im Glauben gelassen, sie arbeiteten für den «Secret Service» der Engländer oder einen anderen westlichen Geheimdienst. Daran könnte man schliessen, dass das ideologische Moment doch eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte. War es leichter, Kämpfer gegen Hitler zu finden als solche, die neben dem Kampf gegen Hitler auch noch den Kampf gegen das herrschende sogenannte kapitalistische System anstrebten? Bergier weicht aus: «Diese Frage hat sich überhaupt nie gestellt. Weder bei meinen Mitarbeitern noch bei mir. Ich persönlich habe mich jedoch in einer gewissen Phase dieses Widerstandskampfes gefragt, ob es für mich als Physiker nicht richtiger wäre, nach Amerika auszuwandern, um dort bei der Erfindung der Atombombe mitzuwirken. Ich war ja diesem Geheimnis schon sehr nahe auf der Fährte, und eines steht fest: Wenn ich damals wirklich in die USA gegangen wäre, hätten die Amerikaner die Atombombe nicht ohne mich gemacht. Aber eben: Ich bin nicht nach Amerika gefahren, sondern ich habe mich entschlossen, in Europa zu bleiben, und nachträglich muss ich sagen, dass ich diesen Entscheid nicht bedauere.»

Jacques Bergier spricht von der Atombombe wie von einem Stück Brot. Hätte er es mit seinem Gewissen vereinbaren können, bei der Schaffung der Atombombe entscheidend mitgewirkt zu haben, obwohl allein die Schläge gegen Hiroshima und Nagasaki im Jahre 1945 Hunderttausende von Opfern forderten und niemand voraussagen kann, wie diese Entwicklung weitergeht? Jacques Bergier, der sonst sehr ruhig und friedfertig antwortet, steigert sich nun in einen geradezu aggressiven Ton hinein: «Ich bedauere höchstens, nicht dazu beigetragen zu haben beim Abwurf auf Japan. Man soll doch nicht von Schuldigen oder Unschuldigen reden. Die Völker haben immer die Regierungen, die sie verdienen. Es hätte keinen Hitler gegeben, wenn nicht fünfzig Millionen Deutscher den Boden bereitet hätten. In Japan aber hätte es unter sechzig Millionen Japanern keinen Kaiser gegeben, wenn diese anders gedacht hätten. Es ist übrigens bezeichnend, dass man aus Japan nicht einmal in Ansatzpunkten von einem Wider-

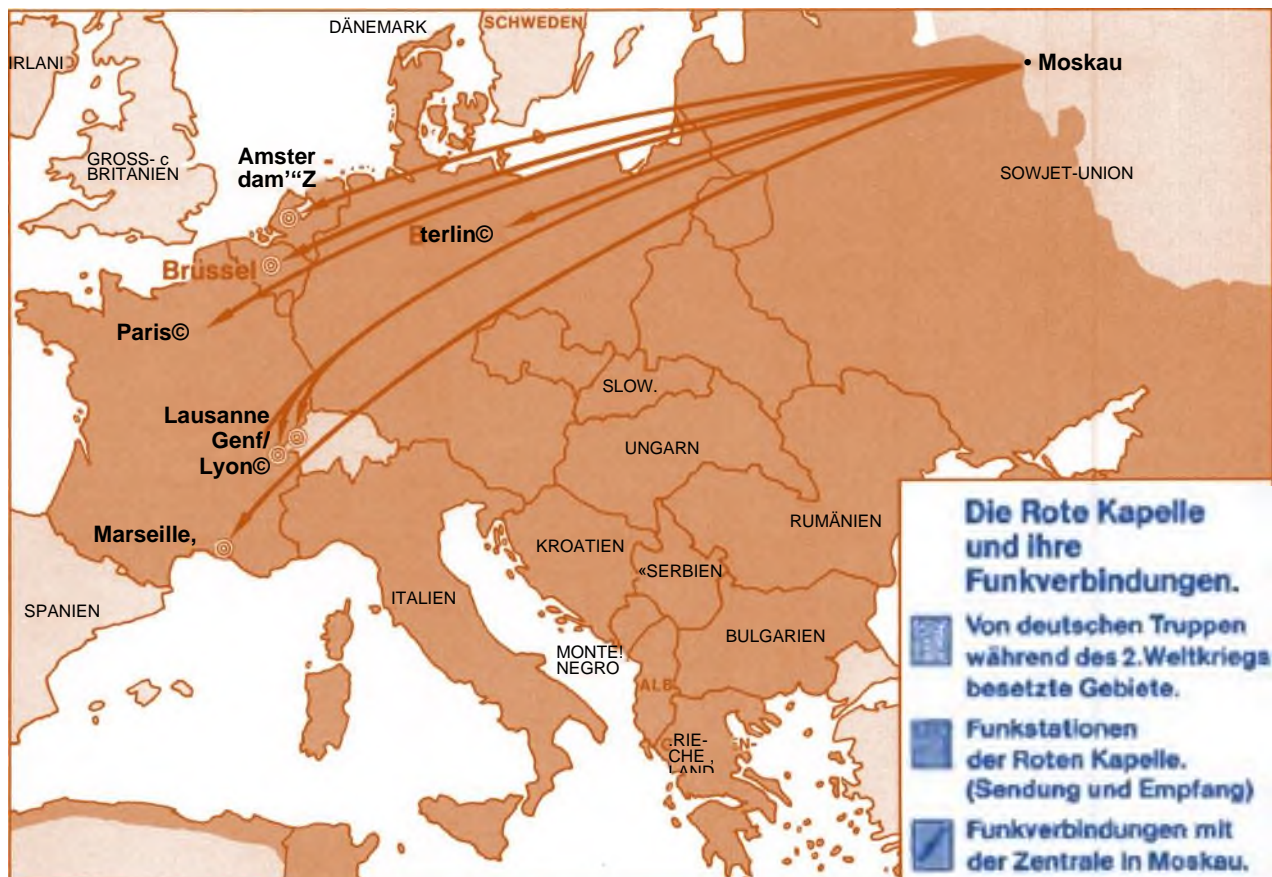
stand gehört hat. Es gab keinen Widerstand, keine Sabotage und so weiter. Ich hätte also die Atombombe auf Japan werfen wollen, weil mir die Politik der Japaner zuwiderlief, nicht etwa aus rassistischen Gründen. Im Gegensatz zum amerikanischen General Carl Spaatz, der im Juli 1945 Kommandant aller amerikanischen Luftstreitkräfte im Pazifik geworden war. Ich habe später einmal mit ihm diniert, und dabei haben wir uns über die Konzentrationslager in Deutschland und Japan unterhalten. Ich sagte dann ganz nebenbei: ‚Schade, dass Sie ihr wunderbares Unge-tüm‘ – ich meinte die Atombombe – ‚nicht auf Berlin geworfen haben.‘ Ganz entsetzt wandte er sich an mich: ‚Oberst Bergier, das kann doch nicht Ihr Ernst sein! So et-was kann man doch nicht gegen Weisse anwenden. ‘ Sehen Sie, das war und ist nicht meine Gesinnung.›

Nur wirft die Äusserung Bergiers noch eine andere Frage auf: Wenn seiner Meinung nach jedes Volk die ihm angemessene Regierung besitzt, ist auch jedes Volk mit-schuldig an den Verbrechen seiner Regierung? War Ber-giers Kampf gegen Hitler also doch vielleicht ein Kampf gegen die Deutschen? Seine Antwort: «Ich bin vor allem davon ausgegangen, dass ich – angesichts der von mir ge-leisteten Widerstandsarbeit – das Ende des Krieges so-wieso nicht erleben werde. Was die Völker nach dem Krieg anstellen und wie sie leben werden, kümmerte mich

wenig oder gar nicht. Mir ging es um die aktuellen, die ta-gesaktuellen Probleme. In dem Sinn, den Sie jetzt vorhal-ten, muss ich allerdings sagen, dass ich auch gegen die Deutschen kämpfte.› Jacques Bergier schwächt jedoch so-gleich etwas ab: «Nicht etwa um sie auszurotten, um sie zu eliminieren, sondern ganz einfach um sie zu schlagen. Sie sehen: Es war echte Widerstandsarbeit, Widerstand gegen den Feind.›

Jacques Bergier war zweifellos ein Sonderfall, sowohl in seiner Tat als auch in seiner Gesinnung und in seiner Herkunft. Er lässt sich kaum einordnen in das Widerstandssystem, wie es vor und während des Zweiten Weltkrieges Europa überspannt. Insofern ist denn auch sein Verhältnis zu politischen Freunden und politischen Gegnern ein be-sonderes.

Ausgesprochen differenziert hat sich bereits Panajotis Kanellopoulos gezeigt, sowohl in seiner grundsätzlichen Gesinnung als auch konkret gegenüber dem verhassten Diktator, mit dem er zusammenzugehen bereit war, als die Gefahr des Feindes von aussen, also des italienischen An-griffes, drohte. In diesem Sinn erinnert seine Haltung an jene gewisser Österreicher. Bekanntlich war das Rumpf-Österreich der Zwischenkriegszeit in zwei sich bekämp-fende Lager geteilt: Den Austrofaschisten eines Dollfuss und eines Schuschnigg standen die Austromarxisten eines



Sandor Rado, einer der führenden Leute der prorussischen und antifaschistischen «Roten Kapelle», hatte von Genf aus ein völ-lig unabhängiges Spionagenetz aufgebaut. Seine Organisation lieferte Moskau wertvollste Informationen.

Viktor Adler und dann eines Otto Bauer gegenüber. Mit einem Wort: Schwarz gegen Rot! Dollfuss hatte das Parlament ausgeschaltet und die Sozialisten aus der Mitverantwortung ausgesperrt. Trotzdem waren, wie Bundeskanzler Bruno Kreisky betont, viele Sozialisten angesichts der Gefahr, die dem Land von Seiten Hitler-Deutschlands drohte, bereit, mit den bisherigen politischen Gegnern gemeinsame Front zu machen. Er erinnert sich: «Am 24. Juli 1934 wurde ein junger Sozialist hingerichtet. Ich hatte ihn gut gekannt.» Kreisky spricht vom damals 22 Jahre alten Josef Gerl, der wegen Verbrechens nach dem Sprengstoffgesetz verurteilt und trotz des Gnadengesuches seines Anwaltes Max Scheffenegger am 24. Juli, also am Tag vor dem Mord an Dollfuss, hingerichtet wurde. «Die Nazis», so fährt Kreisky fort, «hatten dieses Urteil zum Anlass genommen, den Putsch auszulösen. Es war ein Vorwand. Damals war Oscar Pollak, Chef der Arbeiter-Zeitung, illegal in Wien und nahm mit Schuschnigg Verbindung auf. Ich weiss nicht mehr genau, ob Dollfuss damals schon tot war oder nicht, auf jeden Fall hatten die Nazis den Putschversuch schon begonnen. Pollak erklärte, die Sozialisten würden unter gewissen Bedingungen, die vor allem auf eine Relegalisierung der Arbeiterbewegung abzielten, zur Zusammenarbeit bereit sein. Die Forderung war ausserordentlich massvoll: Es sollte wieder freie Gewerkschaften geben und so weiter. Schuschnigg, der unter Dollfuss Justiz- und Unterrichtsminister war, wurde nach dem Dollfuss-Mord Bundeskanzler. Er lehnte Pollaks Anfrage ab und zog es vor, sich auf Mussolini statt auf alle demokratischen Kräfte des eigenen Landes zu stützen. Pollak hatte diesen Kontakt zu Schuschnigg über den Wiener Vizebürgermeister Ernst Karl Winter aufgenommen. Die Annäherung wurde, wie gesagt, nicht honoriert. – Übrigens haben die Sozialisten dies 1938 ein zweites Mal versucht, als Schuschnigg im Februar von seinem Besuch bei Hitler in Berchtesgaden nach Wien zurückkam. Schuschnigg hatte unser Angebot anfänglich angenommen, die Gespräche aber schliesslich so lange hinausgezogen, bis es zu spät war. Hätte man gleich nach seiner Rückkehr aus Berchtesgaden einen mutigen Schritt getan – nun, ich will nicht sagen, dass man dann hätte verhindern können, was gekommen ist, aber jedenfalls wäre nichts ärgeres passiert, und ich ziehe heute aus meinem langen politischen Leben eine Konklusion: Widerstand so früh als möglich lohnt sich, Zögern und Zaudern verschärft die Situation und bringt den sicheren Untergang aus lauter Angst. Das heisst in Wirklichkeit Selbstmord aus Angst vor dem Tod, und das ist unsinnig, weil es im Effekt das gleiche ist.»

Anton Benya stimmt mit Kreisky überein, wenn er sagt: «Die freien Gewerkschaften wollten mit dem Schuschnigg-Regime zu einem Arrangement kommen. 1937 wurden erstmals Verhandlungen aufgenommen, doch wollte Schuschnigg den Sozialisten keine Zugeständnisse machen. Die einzige Konzession, die schon 1936 unter

dem immer stärker werdenden linken Druck gewährt worden war, bestand in freien Wahlen in den Betrieben. Ich selbst wurde damals unter diesem Vorzeichen als Betriebsrat gewählt, was ich schon bis 1933 war, also bis Dollfuss dieses System ausmerzte. Was aber die eigentlichen nationalen Verhandlungen mit Schuschnigg anbelangt: Unser hauptsächlichster Unterhändler war der spätere Abgeordnete Friedrich Hillegeist. In Anbetracht der von NS-Deutschland drohenden Gefahr hätte die Regierung die von uns gestellten Bedingungen annehmen sollen. Wir verlangten Amnestierung aller politischen Gefangenen und die Einführung eines echt demokratischen, also parlamentarischen Systems. Unter diesen Voraussetzungen wären wir bereit gewesen, mit Schuschnigg und seinen Leuten zusammenzuarbeiten. Wir waren uns bewusst, dass freie Wahlen, wie wir sie forderten, eine starke sozialistische Partei im Parlament ergeben hätten. Ob wir die stärkste Partei hätten stellen können, weiss ich nicht, sicher aber eine sehr starke. Bestimmt wären mit freien Wahlen auch Nazis ins Parlament eingezogen, doch davor hätten wir keine Angst gehabt. Bedenklich wäre nur gewesen, dass vermutlich der Bürgerblock – getrennt in Landbund, Christliche und Grossdeutsche – uneinig gewesen wäre. Angesichts der Gefahr von aussen wäre dies kritisch gewesen, doch kamen wir dann gar nicht dazu, uns darüber Gedanken zu machen, weil die Verhandlungen nicht zum Tragen kamen.»

Karl Gruber, der ursprünglich aus sozialistischem Milieu stammt, der aber in jenen Jahren bereits bei den «Christlichen» war, stimmt diesem Gedanken Benyas zu: «Wir hofften immer, dass unsere Regierung rechtzeitig handeln werde. Es waren ja Verhandlungen zwischen den Leuten Schuschniggs und den Sozialisten im Gang, doch kamen diese zu spät, vielleicht nur um ein paar Tage zu spät.»

Dieses Argument, Schuschnigg vorgehalten, findet auch dort Zustimmung: «Sie haben recht, das muss ich zugeben: Wenn es gelungen wäre, eine breite Übereinstimmung zwischen den verschiedenen nichtnationalsozialistischen Kräften links und rechts und in der Mitte in Österreich zuwege zu bringen, wäre es leichter gewesen. Nur bin ich der Meinung, dass dies am Ende nichts geholfen hätte, denn – wie ich schon gesagt habe – auch in der Tschechoslowakei hat das nichts geändert. Die deutsche Macht war einfach zu gross; gegen sie war kein Kraut gewachsen.» Schuschnigg verweist allerdings in diesem Zusammenhang auf frühere Aussagen: «Es sei erwähnt, dass ein sehr erheblicher Teil der früher sozialdemokratisch organisierten Arbeitermassen in den Organisationen der Regierung erfasst war; ja dass es Regierungsverbände gegeben hat, die zum grösseren Teil aus ehemaligen Sozialdemokraten bestanden. Nicht aus Liebe zur Regierung, wohl aber – worauf es einzig ankam – aus Liebe und Treue zum Vaterland.» Das ist ein Bumerang, der auf Schuschnigg selbst zurückfallen kann, denn Mitbürger, die der Treue und Lie-

be zum Vaterland verpflichtet sind, sollte man – mindestens in so entscheidender Stunde – nicht durch parteipolitisch-ideologische Parolen zurückschrecken.

Bruno Kreisky widerspricht Schuschniggs Defätismus noch aus seiner eigenen Nachkriegserfahrung heraus energisch: «Zu der Frage, ob ein Zusammengehen von Bürgerlichen und Sozialisten einen Sinn gehabt hätte, kann ich nur sagen: Die Koalition der ersten Nachkriegsjahre hat Österreich, auch Ost-Österreich, vor Schlimmstem bewahrt, obwohl damals sogar russische Truppen, und zwar recht viele, im Lande selbst waren. Man kann also davon ausgehen, dass eine solche politische Koalition auch 1938 einen anderen Verlauf der Dinge herbeigeführt hätte. Ich selbst habe in meinem Hochverratsprozess im Jahre 1936 ausdrücklich erklärt, es werde der Augenblick kommen, wo die Regierung des Landes gar nicht anders können werde als zum grossen Aufgebot der Verteidigung Österreichs aufzurufen, und ich fügte schon damals bei, nur ein freies Land und freie Bürger werden einem solchen Aufruf folgen, weshalb es nötig sei, die Demokratie je früher je besser wieder herzustellen, schon allein im Interesse der Verteidigung des gemeinsamen Vaterlandes.»

Übrigens hat Schuschnigg in seinem Buch «Dreimal Österreich», das er noch als Bundeskanzler, nämlich im Jahre 1937, veröffentlichte, im Zusammenhang mit den eben wieder gestatteten Betriebsratswahlen geschrieben: «Das erfreuliche Ergebnis der Wahlen zeigt die gesunde Verbindung und Übereinstimmung der österreichischen Arbeiter- und Angestelltenschaft mit ihrer gewerkschaftlichen Vertretung, aber auch die reibungslose Zusammenarbeit der in Frage kommenden wirtschaftlichen und politischen Stellen, somit des Gewerkschaftsbundes und der Vaterländischen Front. Auch hier beweist somit die tatsächliche Entwicklung, dass die Bemühungen der illegalen Propaganda ohne Erfolg geblieben sind.» Und Schuschnigg gibt, allerdings im Blick auf die entschwundene Doppelmonarchie, zu, was auch für die Jahre 1937 und 1938 Geltung haben musste: «Vielen Österreichern und vielen anderen in der Welt waren die Lichtseiten und Vorteile zum erstenmal ins Bewusstsein getreten – als es zu spät war.»

«Nur ein Wille zur Kriegsführung kann einen dauerhaften Frieden bringen»

Schuschnigg war bis 1938 Regierungschef. Er hat gegenüber dem totalitären Regime Hitlers nachgegeben, weil er «der Gewalt weichen» wollte oder zu müssen glaubte. So kann denn seine Haltung mit jener des französischen Ministerpräsidenten Paul Reynaud verglichen werden, der – im Gegensatz zu Schuschnigg – der Gewalt nicht weichen wollte. Als Reynaud in das französische Parlament einzog, hatte er dem rechten Flügel angehört. Auch für ihn stand also die Frage im Vordergrund, wie weit er sich in der Stunde der Gefahr mit den Feinden zur Linken verbinden könnte. Im März 1940, ein halbes Jahr nach Kriegsaus-

bruch, aber noch vor der grossen Westoffensive Hitlers, sah sich Paul Reynaud der Aufgabe einer Regierungsbildung gegenüber. Auf die Frage nach seiner damaligen Haltung verweist er auf seine schriftlich niedergelegten Äusserungen: «Ich appellierte an die Sozialisten, da ich davon ausging, dass eine so wichtige Partei nicht ferngehalten werden kann, wenn es sich darum handelt, einen totalen Krieg zu führen.» Es ist bezeichnend, dass Paul Reynaud – fast als Entschuldigung – auf das britische Beispiel verweist: «Das war es ja auch, was Churchill, in England, ein paar Wochen später machte.»

Paul Reynaud hatte natürlich zunächst versucht, sich rechts abzusichern. Die «Fédération Républicaine» versagte ihm die Unterstützung, und selbst das Zentrum stellte sich nur mit den eigenen Stimmen hinter ihn, wogegen sich deren verbündete Gruppen weigerten mitzumachen. Der «Mittelstürmer» Pierre-Etienne Flandin wollte nichts mit Reynaud zu tun haben, weil er dessen kriegerischen Ton nicht leiden mochte. Reynaud musste also eingestehen: «Es war eine schwierige Situation. Ich konnte die nationale Einigkeit nicht verwirklichen.» Im Gegensatz aber zu Schuschnigg, der zwei Jahre vorher vor ähnlichen Problemen stand, versagte ihm die Rechte die Gefolgschaft, bei Schuschnigg war es die Linke. Am 23. März konnte Reynaud sein Kabinett vorstellen: Es umfasste 6 Sozialisten, 5 Radikal-Sozialisten, 6 Linksdemokraten, 3 Mitglieder der sozialistischen und republikanischen Union, 5 Mitglieder der demokratischen Allianz, 5 Unabhängige, 2 Mitglieder der Demokratischen Union und einen Parteilosen. Reynaud präsentierte seine Regierung mit den Worten: «Der Einsatz dieses totalen Krieges ist ein totaler Einsatz. Siegen, heisst alles gewinnen; untergehen, heisst alles verlieren...» Und vor der Nationalversammlung sagte Reynaud: «Wir wollen den Krieg führen, denn nur ein Wille zur Kriegführung kann einen dauerhaften Frieden bringen, wie wir ihn wollen. Wenn dieser Wille von ihnen nicht gutgeheissen wird, wird dies der Feind verstehen...»

Bei der Vertrauensabstimmung im Parlament erhielt Paul Reynaud mit knappen 268 Stimmen die Mehrheit, doch sprachen sich 158 Parlamentarier gegen ihn aus, und 111 enthielten sich der Stimme. So bildeten innerhalb der brüchigen Mehrheit die Sozialisten mit ihren 153 Stimmen die Mehrheit. Das war zwar kein Misserfolg, aber auch kein Erfolg; und man kann sich natürlich fragen, weshalb Reynaud, wenn ihm schon seine eigene Rechte nicht folgen wollte, nicht wenigstens seine Basis noch weiter nach links ausgebaut hat. Dazu Paul Reynaud: «Darüber habe ich selbst oft nachgedacht, darüber ist aber auch nach dem Krieg ausführlich im Parlament debattiert worden. Man darf nicht vergessen, dass ein paar Monate vor jenem kritischen Frühling des Jahres 1940 in Moskau der deutsch-russische Nichtangriffspakt geschlossen worden war, weshalb sich die Kommunisten einer möglichen deutschen Gefahr gegenüber anders verhielten als zum Beispiel noch 1938 oder dann wieder nach 1941. Ich zitiere Daladier aus

seiner vor der Nationalversammlung gehaltenen Rede. Er las Ausschnitte aus der kommunistischen Zeitung ‚L’Humanité‘ vom 15. Mai 1940 vor, also aus einer Zeit, da die Schlacht um Frankreich in vollem Gange war. ‚L’Humanité‘ schrieb damals unter anderem: ‚Für die Arbeiter und Soldaten wird der französisch-englische Imperialismus, der für den Krieg verantwortlich ist, nicht sympathischer, nur weil er sich mit einem anderen ebenso verhassten Imperialismus schlägt.‘ Und weiter: ‚Wenn sich zwei Gangster schlagen, sollen sich die ehrlichen Leute nicht dem einen unter dem Vorwand zuwenden, dass der andere einen regelwidrigen Schlag versetzt habe...‘ Daladier betonte in seinen Ausführungen dann zu Recht, was mit dem ‚regelwidrigen Schlag‘ des einen, also der Deutschen, gemeint war: der Überfall auf Belgien und Holland! Sie sehen, dass ich gar keine Möglichkeit hatte, meine Regierungsmacht nach links auszubauen...»

Einig im Kampf gegen den Nationalsozialismus – aber nicht mehr

Wenn man auf dieser Basis die politischen Bemühungen der beiden Regierungschefs, des Österreicher Schuschnigg und des Franzosen Reynaud, miteinander vergleicht, werden die Unterschiede deutlich: Reynaud kam von rechts, wurde aber von seinen eigenen Leuten im Stich gelassen und konnte sich schliesslich nur auf die Unterstützung seiner sozialistischen Gegner verlassen, während noch weiter links nichts mehr zu holen war. Schuschnigg stand eher noch weiter rechts als Reynaud, rechts neben ihm waren bereits die Nationalsozialisten, gegen die er ankämpfen wollte, doch fehlte ihm aus der vorangegangenen Entwicklung heraus der echte Wille zum Zusammenschluss mit der Linken, der ihrerseits das Vertrauen in die bisher verhasste rechtsstehende Regierung fehlte. Im privaten Gespräch betonten zwar Schuschnigg und Reynaud, dass sie angesichts der drohenden Gefahr von aussen bereit waren, sich mit den politischen Gegnern, soweit sie ebenfalls den auswärtigen Feind bekämpfen wollten, zusammenzuschliessen. Die Schatten der Vergangenheit waren aber in Österreich und in Frankreich zu breit, als dass die beiden Staatsmänner zeitig genug darüber springen konnten.

Am 16. Juni 1940 tauchte in Paris die Idee Churchills auf, Frankreich und England zu einem geschlossenen Staatswesen zu verbinden, eine Idee, die von Reynaud begrüsst, von anderer Seite aus ganz unterschiedlichen Gründen aber abgelehnt wurde. Die politische Auseinandersetzung erreichte schliesslich ihren Höhepunkt, als Reynaud auf all die Vorhalte, man möge endlich einen Waffenstillstand eingehen, in der Nationalversammlung ausrief: «Wenden Sie sich, um eine solche Politik zu machen, an Marschall Pétain!» Reynaud trat zurück. Wo liegt sein Un-

terschied zu Schuschnigg, der ganz einfach schon im vornherein davon gesprochen hatte, dass er «der Gewalt weichen» wolle? Man wird wahrscheinlich tausenderlei Unterschiede, nicht zuletzt aus der Geschichte und dem verschiedenen Volkscharakter heraus, aufzählen können, aber in Wirklichkeit ging es um den Mangel an innerer Zusammengehörigkeit, so dass die parteipolitischen Animositäten hüben und drüben auch in diesen entscheidenden Stunden mehr zählten als die Gefahr von aussen, der man sich hätte entgegenstemmen müssen.

Karl Gruber, der als Österreicher von seinem Regierungschef Schuschnigg – wie bereits erwähnt – eine klarere Haltung erwartet hat, gibt jedoch gesprächsweise zu, wie schwer es hin und wieder war, Freund und Feind auseinanderzuhalten: «Ich habe schon davon gesprochen: Am Potsdamer Platz in Berlin hatten wir einen Meckerer-Zirkel, in dem wir uns regelmässig trafen – österreichische und deutsche Anti-Nazis. Einmal musste ich aber für die AEG auf eine Dienstreise. Als ich nach etwa vier Wochen am Abend wieder meinen Zirkel besuchte, merkte ich am Anfang noch gar nichts. Alle schimpften auf das herrschende deutsche Regime, und erst nach etwa einer Stunde wurde mir klar, dass einiges nicht stimmen konnte. Es gab Leute darunter, die das goldene Parteiabzeichen trugen! In delikatem Herumhorchen merkte ich dann, dass meine Meckerer-Freunde inzwischen das Lokal gewechselt hatten und dass ich in eine Gruppe von Nazis hineingeraten war.» Karl Gruber hat später noch mit Nazis, die jedoch ihrem Glauben abgeschworen hatten, zu tun gehabt. Über diese ganz besondere Art von Freund-Feind-Beziehung erzählt er im Gespräch über jene Zeit, da er in Tirol die wirksame Widerstandsgruppe aufbaute: «Als ich in Tirol meine Widerstandsgruppe organisierte, hatten wir insgesamt etwa 1200 Mann registriert, von denen wir 750 zusammentrommeln konnten. Davon aber waren etwa ein Drittel Nationalsozialisten. Uns war es damals jedoch egal. Entscheidend war nur zu wissen, ob sie nun wirklich vorbehaltlos auf unserer Seite standen. Wenn dies der Fall war und wenn sie bereit waren, ihr Leben zu riskieren, hatten wir nichts gegen sie einzuwenden. Im Gegenteil: Teilweise waren dies die fanatischsten Widerstandskämpfer. Zum Teil waren es österreichische Akademiker, die vorher von der Idee Grossdeutschlands fasziniert waren, die nun aber, da Deutschland unter den Schlägen der Alliierten von Ost und West immer kleiner wurde, ihre Dummheit einsahen. Es waren teilweise auch Südtiroler, die geglaubt hatten, bei Hitler für ihr Anliegen Verständnis zu finden, und die nun bitter enttäuscht waren. Man könnte also fast sagen, dass jene, die ich als ‚idealistische Nazis‘ bezeichnen möchte, unter dem Druck der Wirklichkeit abfielen, währenddem die eigentlichen Schlächter bis zum bitteren Ende bei der Nazi-Partei verblieben.»

Auch Josef Müller hatte mit einzelnen Faschisten und Nazis positive Erfahrungen gemacht. Er erinnert sich: «Schon Mitte der dreissiger Jahre bin ich mit der Admini-

stration über Niederaltaich betraut worden, nachdem über dieses Kloster der Konkurs eröffnet worden war. In diesem Zusammenhang war ich einmal in Mailand, und bei diesem Anlass sass ich abends mit dem Abt von Metten, Corbinian Hofmeister, in der Bar unseres Hotels zusammen, um noch etwas zu trinken. Am Nebentisch sassen Frau Edda Ciano, die Tochter Mussolinis, zusammen mit Dino Grandi, der – wie ich damals natürlich noch nicht wissen konnte – am 25. Juli 1944 führend beim Sturz Mussolinis im Grossen Faschistenrat mitgewirkt hat. Damals aber war er, wenngleich nicht mehr Aussenminister (ein Amt, das seit 1936 eben der Mann Edda Cianos, Graf Galeazzo Ciano, übernommen hatte), im faschistischen Italien eine einflussreiche Persönlichkeit. Es war dies eine rein zufällige Begegnung, aber für mich war sie ausserordentlich aufschlussreich, lernte ich doch zwischen Faschisten und Faschisten zu unterscheiden. Frau Ciano wettete energisch gegen ihren Vater – denn Mussolini war zweifellos ihr Vater, wenngleich man damals davon sprach, Donna Rachele, die Frau Mussolinis, sei nicht ihre Mutter! Aber was tut's? Damals schimpfte sie auf ihren Vater. Ich war allerdings skeptisch, denn ich hielt mich an das alte Rezept von Admiral Canaris, wonach man Frauen nicht allzusehr in die Politik hineinzerren sollte, denn wenn sie dazu geeignet sind, so setzt man sie in kritischen Momenten allzu grossen Gefahren aus, und wenn sie nicht geeignet sind, na, dann soll man es ohnehin bleiben lassen. Immerhin hatte ich damals noch viel Gelegenheit, mit ihr zu sprechen, besonders als Dino Grandi mich einmal – da wir im gleichen Hotel untergebracht waren – auf ihr Zimmer begleitete. Dabei ging sie ziemlich aus sich heraus, und zum Schimpfen auf ihren Vater gesellte sich noch ihr Lob auf ihres Vaters Bruder. Da erkannte ich die verschiedenen Strömungen, auch wenn sie sich hier vorerst rein persönlich und noch nicht politisch manifestierten.»

Josef Müller hat aber nicht nur mit Faschisten oder Halb-Faschisten relativ gute Erfahrungen gemacht, sondern auch mit Nazis und vor allem mit Gefängniswärtern: «Als ich vom Sicherheitsdienst abgeholt und ins Kellergefängnis geworfen wurde, forderte mich der Gefängnisvorsteher auf, das Papier, das ich zu unterschreiben hatte, gründlich zu lesen. An sich war das stets meine Gewohnheit, und ich verstand nicht, warum der Mann so insistierte. Wollte er mich auf eine Falle aufmerksam machen? Nein, es ging um eine Aufmerksamkeit seinerseits. Er wollte, dass ich meinen Dienstgrad nicht übersehe, der hier überall mit ‚Hauptmann‘ angegeben war, obwohl ich erst Oberleutnant war, als man mich verhaftete. Admiral Canaris hatte mich also zum Hauptmann befördert, als ich bereits festgenommen war!»

Josef Müller erinnert sich auch an einen anderen Gefängnischef: «Ich wusste von Oberstleutnant Maass schon von Anfang an, dass er ein anständiger Kerl war. Dennoch war ich mehr als verblüfft, als er mich eines Tages wieder zu sich kommen liess und mich mit den Worten begrüßte:

‚Ich bringe Ihnen die Grüsse von Ihrem Chef und von Ihrem wirklichen Chef.‘ Damit konnten nur Canaris und Beck gemeint sein. Ich sah ihn lange an, dann fragte ich ihn: ‚Herr Oberstleutnant, sind Sie bereit, mir ein echtes altes Offiziersehrenwort zu geben?‘ Er nahm Haltung an und streckte mir, dem Häftling, die Hand hin. Ich sagte: ‚Dann grüssen Sie meinen Chef und meinen wirklichen Chef und teilen Sie ihnen mit, dass ich mein Ehrenwort halten werde.‘ Damit wollte ich vor allem den Admiral beruhigen, der wusste, dass zwischen mir und Oster vereinbart war, wenn einer platzt, geht er allein an den Galgen. – Dann ging ich hinter den Stuhl von Maass, dort hing ein Bild von Hitler, wie das damals üblich war. Ich nahm es von der Wand und legte es mit der Vorderseite nach unten auf den Tisch. Ich sagte: ‚Er hängt schief, ich glaube, man müsste ihn richtig hängen.‘ Es war ein gewagtes Stück, und ich musste darauf gefasst sein, dass dem Oberstleutnant diese Anspielung doch zu weit ging. Aber Maass lächelte und gab mir die Hand: ‚Wir werden uns schon verstehens Er war ein kompromissloser Gegner der Nazis und half, wo er nur helfen konnte.‘»

Im Gespräch mit Josef Müller über seine Begegnungen mit politischen Gegnern, die jedoch im gemeinsamen Gegensatz zu Hitler und dem Nationalsozialismus vereint waren, unterstreicht er: «Für mich war ein Kommunist im politischen Gefängnis überhaupt kein Gegner, sondern ein Mensch, der in Not war. Das christliche ‚Hilf deinem Nächsten war stets mein Leitmotiv. Deshalb habe ich auch schon während des Krieges und erst recht nachher gesagt: Es nützt nichts, den Leuten immer die Schuld vorzuhalten. Ich stand immer auf dem Standpunkt: Schluss mit der Vergangenheit. Ich verstand Hitler als eine Schicksalsfügung von oben, um die Menschen vor die letzte Gewissensprobe zu stellen: Dienst du einem Verbrecher bis zur letzten Konsequenz, oder bist du bereit, einem Verbrecherwiderstand entgegenzusetzen? Anders gefragt: Bist du bereit, für Christus Opfer zu bringen? Und wenn einmal diese Antwort unmissverständlich mit einem Ja ausfiel, gab es für mich nur noch Freunde. Das Gefängnis hat viele von uns über politische Schranken hinweg zusammengeführt. So etwa habe ich mich im Kellergefängnis des Reichssicherheitshauptamtes in Berlin als Freund des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Julius Leber gefühlt, der von Generaloberst Beck als Innenminister der neu zu bildenden deutschen Regierung vorgesehen war, der aber dann nach schwerster Folter im Jahre 1945 den Weg zum Galgen gehen musste. In der Wohnung seiner Frau Annedore Leber hätte übrigens nach dem Krieg meine Begegnung mit SPD-Chef Kurt Schumacher stattfinden sollen. Wegen Zeitnot fand sie in Schumachers Wohnung statt, wo mir der Gastgeber sofort das Du antrug mit der Bemerkung, wir seien doch schliesslich KZ-Kameraden. Sie sehen, diese Einheit war echt, von beiden Seiten.»

Der grauenvolle Leidensweg des Dr. Josef Müller

Nachgezeichnet nach persönlichen Aussagen und nach Informationen aus autorisierten Publikationen.

Am Vormittag des 9. Februar 1934 wird Dr. Josef Müller in seiner Kanzlei am Amiraplatz in München zur Politischen Polizei beordert, die im Wittelsbacher Palais etabliert ist. Heinrich Müller, der später unter dem Namen «Gestapo-Müller» in die Foltergeschichte eingehen sollte, beginnt die Vernehmung mit den Worten: «Sie sind angeklagt wegen hochverräterischen Komplotts, und Sie wissen, dass darauf die Todesstrafe steht.» Anlass zu dieser Verhaftung ist der von Josef Müller schon 1933 unternommene Versuch, bei Reichsinnenminister Wilhelm Frick und Hitler-Stellvertreter Rudolf Hess gegen die Errichtung des Konzentrationslagers Dachau anzukämpfen. Gestapo-Müller betont: «Ihre Vernehmung leitet der Reichsführer-SS persönlich. Die Fragen, die ich Ihnen vorlegen werde, sind von ihm gestellt.»

Nach Hitlers Sieg im September 1939 in Polen wendet sich Oberst Hans Oster, Stabschef der militärischen Abwehr unter Admiral Canaris, an Josef Müller: «Ich mache keinen Hehl daraus, dass ich dafür bin, den Verbrecher Hitler durch ein Attentat zu erledigen.» Und er fügt zum Abschluss seiner Aussprache mit Müller an: «Uns erwartet also im Falle eines Misslingens nicht die Kugel, sondern der Galgen.» Müller antwortet: «Herr Oberst, ich bin bereit, mit Ihnen zusammenzugehen bis zur letzten Konsequenz.» Oster trennt sich von Müller mit den Worten: «Dr. Müller, wir wollen uns klar festlegen. Zwei Entscheidungen fallen jetzt. Erstens: Entweder er oder wir. Zweitens: Wenn einer platzt, geht er allein zum Galgen.»

Kurz darauf beginnt Josef Müller unter der Tarnung der militärischen Abwehr von Admiral Canaris die «römischen Gespräche». Er nimmt mit Papst Pius XII. Kontakt auf, damit dieser als Vermittler zu den Westmächten für Friedensgespräche hinter dem Rücken Hitlers fungiere.

Am 13. März 1943 unternimmt Henning von Tresckow einen Attentatsversuch gegen Hitler. Nach dem Misslingen wird Josef Müller am 5. April 1943 auf die Abwehrstelle in München gerufen, wo er von Oberstleutnant Ficht erwartet wird, der ihm mitteilt, dass kurz nachher auch Frau Müller festgenommen worden sei. Nach sieben Tagen wird Josef Müller ins Untersuchungsgefängnis an der Lehrter Strasse in Berlin überstellt. Major Maass erklärt ihm: «Sie sind auf Befehl des Oberstgerichtsrates Roeder verhaftet, er stützt sich auf eine Entscheidung von Feldmarschall Keitel. Sie sind ad personam zur Geheimen Kommandosache erklärt worden.» Müller wird im sogenannten Todeskandidatenflügel untergebracht.

Oberstkriegsgerichtsrat Manfred Roeder, der sich im Verfahren gegen die deutschen Mitglieder der «Roten Kapelle» hervorgetan hat, will im Fall Müller so etwas wie eine «Schwarze Kapelle» konstruieren. Im Reichskriegs-

gericht wird dem Häftling Müller dessen Frau vorgeführt, die im berüchtigten Gefängnis am Alexanderplatz untergebracht ist. Ihr von Wanzenbissen verunstaltetes Gesicht erschreckt natürlich Josef Müller; sie aber beruhigt ihn: «Erschrick nicht, mein ganzer Körper sieht zwar so aus, aber ich halte durch; lass dich nicht beeindrucken.» Am 21. Mai 1943 wird Frau Müller aus der Haft entlassen.

Die Pläne des Führerbunkers in Pullach bei München sind von der Gestapo in Müllers Büro gefunden worden. Das Bunkerprojekt ist auf einem Grundstück geplant, das an den Grundbesitz des Berchmann-Kollegs der Jesuiten angrenzt. Josef Müller beharrt darauf, diese Pläne aus beruflichen Gründen von den Jesuiten, die er juristisch beraten hat, erhalten zu haben. Gestapo-Müller schreit ihn an: «Dann fragt sich nur, ob Sie gehängt werden aufgrund eines Urteils des Reichskriegsgerichts oder aufgrund eines unmittelbaren Führerbefehls.» Insgesamt ist Josef Müller mindestens 164 Stunden lang Verhören, meist Kreuzverhören, ausgesetzt. Immer wieder versucht man ihn einzuschüchtern: «Auch Ihre Frau ist in unserer Gewalt. Sie wird mit angeklagt, wegen Beihilfe zu Hoch- und Landesverrat, und sie wird mit Ihnen sterben.»

Auf den 3. März 1944 ist die Verhandlung vor dem Reichskriegsgericht angesetzt. Das Gericht spricht Josef Müller «wegen erwiesener Unschuld» frei. Der Sicherheitsdienst legt jedoch sogleich Beschwerde ein, und Feldmarschall Keitel veranlasst, dass Josef Müller trotz des Freispruchs nicht auf freien Fuss gesetzt werde. Keitel lässt das Urteil aufheben.

Am 20. Juli 1944 ruft Major Maass durch die Luken aller Zellentüren: «Der Führer ist tot.» Am Abend desselben Tages widerruft ein Unteroffizier die Meldung: «Der Führer lebt.» Ein junger Offizier kann sich nicht zurückhalten und bemerkt halblaut: «Ach wie schade!» Er wird sofort aus der Wehrmacht ausgestossen und zum Tode verurteilt.

Am 26. September 1944 soll Josef Müller ins Reichssicherheitshauptamt in der Prinz-Albrecht-Strasse überstellt werden. Der wachhabende Major Maass flüstert ihm zu: «Ich habe die Wachen aus den Gängen abgezogen, es ist für Sie eine Fluchtmöglichkeit vorbereitet worden.» Josef Müller lehnt ab. Er wird in die Zelle 7 des Kellergefängnisses des Reichssicherheitshauptamtes gebracht. Ein Wachmann legt ihm Handschellen an. In den ersten Tagen darf er noch mit den anderen zusammen in den Waschraum, wo er Admiral Canaris bemerkt, der sehr deprimiert zu sein scheint.

Der Mit Verschwörer Hans von Dohnanyi hatte über alle Gespräche Notizen gemacht, die von der Polizei gefunden werden. Dabei befindet sich auch der sogenann-

te X-Bericht über die «Römischen Verhandlungen». Der Name Müller ist darin nicht ein einziges Mal erwähnt, sondern immer mit einem X getarnt. SS-Standartenführer und Regierungsdirektor im Reichssicherheitshauptamt Walther Huppenkothen überreicht Müller den X-Bericht und fragt scharf: «Wer ist dieser X?» Müller antwortet ruhig: «Der X, das bin ich.» Er versucht sich auszureden: «Wenn ich etwas über den Krieg erfahren wollte, musste ich über den Frieden sprechen.» Huppenkothen hat aber noch ein anderes Papier in den Händen, das die Buchstaben P. M. und das Wasserzeichen des Fisches trägt. Glücklicherweise weiss er nichts damit anzufangen. Auf den Gedanken, dass das «Pontifex Maximus» heissen und das Siegel von Papst Pius XII. tragen könnte, kommt er nicht. Es ist in Wirklichkeit ein Schreiben von Pater Leiber, des Mittelsmannes zwischen Josef Müller und dem Papst.

Was Admiral Canaris Josef Müller gleich in den ersten Tagen seines Aufenthaltes im Kellergefängnis hat zuflüstern können, erweist sich als wahr: «Hier ist die Hölle.» Josef Müller erinnert sich: «Ich war ständig an den Händen gefesselt, und die Fesseln waren innen aufgerauht; bei jeder unbedachten Bewegung wurden mir die feinen Härchen an den Handgelenken herausgeschürft. Das empfand ich gerade in Momenten, in denen ich zu schlafen versuchte, besonders schmerzhaft. Ich habe die Fesseln selbst beim Essen, bei den Verhören und auch während der Nacht tragen müssen. Das galt nicht nur für mich, sondern auch für die älteren Generäle und die anderen hohen Offiziere, ebenso die Tatsache, dass wir Todeskandidaten nur zweimal am Tage zum Austreten herausgeführt wurden und ‚gross‘ oder ‚klein‘ erklären mussten, nur bei ‚gross‘ wurde dann eine Fessel geöffnet. Die Verpflegung war mehr als spärlich, es gab etwa ein Drittel dessen, was ich im Militärgefängnis bekommen hatte: meist eine Mischung, die durch Geruch und Geschmack an Abfälle erinnerte.»

Der Gestapo-Beamte Franz Sonderegger kommt natürlich in den Verhören immer wieder auf Müllers Kontakte zu Pater Leiber und über diesen zu Papst Pius XII. zu sprechen. Einmal legt Sonderegger einen Bericht aus der Schweiz vor, der dem Sicherheitsdienst in die Hände gefallen ist und in dem ebenfalls von einem Mr. X die Rede ist. Plötzlich aber sagt Sonderegger zu Müller, er könne ihn ja wohl einen Augenblick allein lassen. Sonderegger geht aus dem Raum, und Müller erinnerte sich an jene Minuten ganz genau: «Er ging tatsächlich hinaus, die Akten auf seinem Schreibtisch liess er liegen. Ich nahm das Schreiben von Pater Leiber, zerriss es, so gut es ging, in kleine Stücke und würgte diese kleinen Stücke hinunter... Ich habe das vor allem in dem Bewusstsein getan, dass ich damit nicht nur mich, sondern auch den Pater Leiber und unseren gemeinsamen ‚Chef‘, den Hei-

ligen Vater, vor einer Gefahr bewahren könnte.»

Im Kellergefängnis ist Josef Müller Zellennachbar von Carl Friedrich Goerdeler, dem ehemaligen Oberbürgermeister von Leipzig. Goerdeler ist auf Zelle 6, Müller auf Zelle 7. Dann werden sie in die Zellen 18 und 19 verlegt. Wenn die Gefangenen bei Fliegeralarm in den Luftschutzbunker geführt werden, gehen Canaris und Oster voran, dann Müller und Goerdeler, gefolgt von Generaloberst Halder und den Generälen Thomas und Wagner.

Am 2. Februar 1945 werden Goerdeler und der frühere preussische Finanzminister Johannes Popitz zur Hinrichtung abgeholt. Wenige Tage später, am 7. Februar, müssen sich einige Häftlinge zum Abtransport bereitmachen, darunter Josef Müller, General von Falkenhäusen, Korvettenkapitän Liedig, der frühere Chef des Reichskriminalamtes Nebe und Pastor Bonhoeffer. Diese Gruppe wird ins Konzentrationslager Buchenwald in der Nähe von Weimar Überstellt. Erst dort werden Josef Müller zunächst die Fesseln abgenommen... in Zelle 8 ist ein schweigsamer Russe namens Wassilij Kokorin. Kokorin war vorher zusammen mit Stalins Sohn Jakob Dschugaschwili in einem Sonderlager, aus dem die beiden durch einen unterirdischen Tunnel entfliehen konnten. Beide wurden aber erwischt und ins Lager zurückgebracht. Dabei soll Stalins Sohn eine Bewegung auf den elektrisch geladenen Stacheldraht zu gemacht haben, worauf Schüsse krachten und der prominente Häftling tot zusammenbrach. Kokorin haben sie dann nach Buchenwald gebracht.

Der etwa 24jährige Kokorin beginnt sich mit Josef Müller anzufreunden, denn beide sind lange Zeit gefesselt gewesen, und diese Schicksalsgemeinschaft lässt die beiden sich näherkommen.

Am 4. April werden die Häftlinge Richtung Süden gefahren. In Neustadt an der Waldnaab hält der Wagen an, und es ertönt der Befehl: «Liedig mit Gepäck, raus! Müller mit Gepäck, raus!» In diesem Augenblick springt auch Kokorin, der ein Neffe des sowjetischen Aussenministers Molotow ist, vom Wagen herunter, um von Müller Abschied zu nehmen, denn er hat mitbekommen, dass die Aufgerufenen ins Todeslager Flossenbürg transportiert werden.

In den Granitbrüchen bei Flossenbürg ist das berüchtigte Konzentrationslager, das Heinrich Himmler 1938 zur «vorbeugenden Verbrechensbekämpfung» eingerichtet hat. Gestapo-Kommissar Stawitzki lässt Josef Müller hier erneut in Ketten legen – nicht nur Handschellen, auch Fesseln an den Beinen! Es sind dies zweieinhalb bis drei Zentimeter breite Eisenringe, die über den Knöcheln geschlossen werden und die so eng aneinander befestigt sind, dass es nicht mehr möglich ist, auch nur einen Schritt zu gehen. Auch nachts werden diese Fesseln nicht abgenommen. Überdies werden die Häftlinge, vor allem Josef Müller, von Stawitzki stets mit brutalen

Schimpfworten und Fausthieben misshandelt.

Die Vernehmungen finden im Verwaltungsgebäude statt. Der Weg dorthin führt am Richtplatz vorbei, und einmal erkennt Josef Müller unter dem Galgen einen hochgewachsenen Mann: den österreichischen Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg. Ein paar Tage später wird Müller selbst in den Liquidationshof geführt. Zusammen mit den Wachleuten muss er dort etwa eine halbe Stunde warten. Plötzlich beordert ein Wachmann Josef Müller zum Lagereingang zurück. Niemand weiss warum! Das gleiche Spiel wiederholt sich kurz danach, diesmal muss Josef Müller unter dem Galgen zwei oder drei Stunden warten. Die Fesseln sind durch dicke Eisendrähte ersetzt – das sichere Zeichen, dass die Vorbereitungen zum gewaltsamen Tod getroffen sind. Aber wiederum wird Josef Müller «vergessen» und nachher in die Zelle zurückgebracht. Dort hört er aus der Nachbarzelle Klopfzeichen. Sie stammen vom russischen Partisanengeneral Pjotr Priwalow, der sich überzeugen will, dass Müller zurückgebracht wurde. Müller bestätigt dies, indem er mit den Fesseln zurückklopft.

In diesen Tagen herrscht im Lager eine merkwürdige Unruhe. Nachts ist der Zellenbau in grelles Licht getaucht, man hört die Hunde der Lagerwache bellen – und dazwischen vernimmt man eine zarte Mädchenstimme: Es ist jene von Maria-Dolores von Schuschnigg, die in der Haft geboren worden ist und die jetzt mit ihren Eltern hier in Flossenbürg inhaftiert ist.

Mitte April 1945 wird Josef Müller zusammen mit an-

Panajotis Kanellopoulos transponiert diese Überlegungen ins Grundsätzlich-Philosophische: «Bisher führte der Weg zum Sozialismus über den Totalitarismus. Der gemeinsame Kampf hat auch den Sozialismus etwas gewandelt. Ich weiss noch nicht, ob dies schliesslich in Zukunft über einen anderen Weg möglich sein wird, aber ich schliesse es mindestens nicht mehr aus. Genauso hat auch der Kommunismus sich gewandelt. Auch hier weiss ich natürlich noch nicht, wo dies hinführt, aber erstmals zeichnet sich im Rahmen des Kommunismus eine Bewegung der Freiheit ab. Ob der Eurokommunismus dies verwirklicht – wer kann das sagen? Aber erstmals präsentiert sich der Kommunismus mit Nuancen, nicht mehr in der einseitigen Einfältigkeit, die bis zum Zweiten Weltkrieg diese Bewegung prägte. Der gemeinsame Widerstand hat uns gegenseitig besser verstehen lassen. Das absolute Feindbild schmolz unter dem Druck von aussen, und darin sehe ich eine ausserordentlich positive Nebenwirkung unseres Einsatzes.»

Sein Verhältnis zu den Kommunisten ist durch den gemeinsamen Abwehrkampf und durch das persönliche Kriegserlebnis im Nord-Epirus geprägt. Spontan erklärt Panajotis Kanellopoulos, der überzeugte Liberale: «Wir haben alles mögliche unternommen, um einen Kompro-

deren Häftlingen in die zweitletzte Station dieses Leidensweges gebracht, ins Konzentrationslager Dachau. Dort wird Müller völlig isoliert gehalten, auch der sogenannte Hofgang wird ihm untersagt. Da der Krieg jedoch zu Ende geht, wollen sich einzelne SS-Schergen menschlicher zeigen. SS-Mann Bosenik lässt Pastor Martin Niemöller, der seit sieben Jahren in Konzentrationslagern eingesperrt ist, zu Josef Müller, und kurz darauf gibt es ein anderes unerwartetes Wiedersehen: Wassilij Kokorin, Molotows Neffe, ist ebenfalls in Dachau. Zudem darf Anni Haaser, Müllers frühere Sekretärin, Besuche abstaten. Sie bringt ihm u.a. Briefpapier, und auf einen solchen Bogen schreibt Kokorin dann einen an die Rote Armee adressierten Schutzbrief für seinen Mithäftling: «Er ist einer von jenen Leuten, die die ganze Hölle des Faschismus überstanden haben... Ich war mit ihm beisammen. Ich kenne ihn persönlich, er hat mir und vielen anderen in diesen schweren Zeiten geholfen. Für mich waren es Tage des Grauens.»

Noch aber ist nicht alles überstanden. Am 19. April liest der Bischof von Clermont-Ferrand, Gabriel Piquet, in seiner Baracke, zusammen mit Domkapitular Neuhäusler und anderen Geistlichen die Messe, der französische General Charles Deiestraint alias Vidal ministriert. Mitten hinein platzt ein Wachmann und führt den General ab. Noch zur selben Stunde wird der Franzose vor dem Krematorium des Lagers erschossen.

136 Häftlinge aus 17 Nationen werden dann auf den Transport geschickt – es sollte ihr Weg in die Freiheit werden, über Innsbruck und den Brenner ins Pustertal.

miss mit den Kommunisten zu finden, denn schliesslich hatten sie ja während des Krieges und während der Besetzung gegen die Besatzungsmächte gekämpft. Freilich hatten sie diesen Kampf mit ihren weltanschaulichen Plänen verbunden, also mit dem Hintergedanken, nach dem Krieg eine Änderung der sozialen und politischen Situation herbeizuführen. Sie kämpften für den Sieg des Kommunismus, wir aber kämpften für den Sieg der Demokratie. Wir waren mit den Kommunisten einig im Bestreben, gegen die Besatzungstruppen zu kämpfen, aber wir wollten nicht, dass nach der Befreiung eine kommunistische Diktatur errichtet werde. Allerdings muss ich sagen: Ob unsere Hintergedanken legitimer waren als diejenigen der Kommunisten, kann nicht von einem einzigen Standpunkt aus beurteilt werden. Nach unserer Auffassung waren unsere Hintergedanken gerechtfertigt, ein Kommunist wird das Gegenteil behaupten, dies aber nicht aufgrund einer vorübergehend konstruierten Weltanschauung wie es der Nazismus war, sondern aufgrund einer Weltanschauung, die nicht so bewertet werden kann wie Nationalsozialismus oder Faschismus. Der Kommunismus hat auf der Basis des Marxismus wenn schon nichts anderes, so doch eine Vergangenheit von 130 Jahren, denn 1848 ist ja bekanntlich

Am 30. April 1945 übernimmt eine von General Vietinghoff entsandte Kompanie der Wehrmacht anstelle der SS-Wachen die Häftlinge. In der Kirche von Niederdorf zelebriert Bischof Piquet einen Gottesdienst. Am 4. Mai erscheint ein amerikanischer Jeep der US-Vorhut am «Prager Wildsee». Nach Tagen, Wochen und Jahren des Grauens hat für diese aus 17 Ländern Europas stammenden Häftlinge die Stunde der Befreiung geschlagen, bevor sie – wie es vermutlich die Absicht der Nazi-Führung war – als internationale Geiseln eingesetzt werden können.



Die Liste der Befreiten weist 136 Namen auf, von denen hier nur ein paar besonders bekannte aufgeführt sein sollen:

DEUTSCHLAND:

Hjalmar Schacht, Reichswirtschaftsminister a.D., Reichsbankpräsident,
Prinz Philipp von Hessen,
Franz Halder, Generaloberst, und Frau Gertrud Halder,
Alexander von Falkenhausen, General der Infanterie,
Georg Thomas, General der Infanterie, Pastor Martin Niemöller, Josef Müller, Rechtsanwalt, Freiherr Fabian von Schlabrendorff,
Fritz Thyssen, Grossindustrieller, und Frau Annelie, dazu als Sippenhäftlinge Angehörige der Familien Goerdeler, Hassel, Schröder und Schenk von Stauffenberg.

FRANKREICH:

Léon Blum, Ministerpräsident, und Frau, Gabriel Piquet, Bischof von Clermont-Ferrand, Prinz Xavier von Bourbon-Parma.

GRIECHENLAND:

Alexander Papagos, Oberbefehlshaber der griechischen Armee, Joan Pitsikas, Generalleutnant, Constantin Bakopoulos, Generalleutnant, Panajotis Dedes, Generalleutnant, George Kosmas, Generalleutnant.

HOLLAND:

J.C. van Dyk, Minister a.D.

ÖSTERREICH:

Kurt von Schuschnigg, Bundeskanzler, und Frau Vera, geborene Gräfin Czernin, sowie Tochter Maria-Dolores, Richard Schmitz, Bürgermeister von Wien.

SCHWEIZ:

Armand Mottet, Chef d'atelier,

SOWJETUNION:

Pjotr Priwalow, Generalmajor, Iwan Georgio Bessenow, General, Wassilij Kokorin-Molotowsk, Leutnant.

UNGARN:

Nikolaus von Kallay, Ministerpräsident, Peter Baron Schell, Minister des Innern, Nikolaus von Horthy jun., königlich-ungarischer Gesandter.

das Kommunistische Manifest erlassen worden.»

Die Frage nach Legitimität oder Rechtfertigung dessen, was Kanellopoulos «Hintergedanken» nennt, erheischt noch einige zusätzliche Erklärungen, die der griechische Staatsmann gerne zu geben bereit ist: «Ich habe immer den Unterschied dieser Legitimationen gemacht. Ich sagte: Obwohl ich glaube, dass unsere Hintergedanken gerechtfertigt waren, weil wir frei sein wollten, nicht nur von den Besatzungstruppen, sondern von jeder Diktatur, muss ich auch die Hintergedanken der Kommunisten respektieren. Nur hätten sie mindestens 1943 wissen müssen, dass der Kommunismus in Griechenland nicht aufgrund einer Volkserhebung durchgesetzt werden konnte, und daraus hätten sie die Konsequenzen ziehen müssen. Stattdessen machten sie weiter bis zur Dezember-Revolution des Jahres 1944, die übrigens – das kann ich aus allernächster Betrachtung heraus sagen – gegen den Willen der Sowjetunion durchgeführt wurde. Wie sie tatsächlich begann, ist eine andere Frage. Ich war damals selbst Minister, und trotzdem weiss ich auf diese Frage keine eindeutige Antwort. Die Kommunisten behaupten, die Polizei hätte als erste geschossen. Der alte Freund Papandreou und andere be-

haupten das Gegenteil. Nur geht es ja nicht darum, wer zufällig zuerst geschossen hat, sondern um die Hintergründe dieses Bürgerkrieges. Das ist meine Antwort und auch mein Vorwurf an die Kommunisten.»



Anti-Nazi-Propaganda: Vorwärts in den Abgrund (links), Am stillen Örtchen (links unten), Zukunftsaussichten (unten), Tod allen andern (oben), Achtungstellung nach Kriegsende (rechts), Kriegszeit der Bonzen (rechts oben), Wer nicht für Hitler ist... (rechts unten)







Der Nationalsozialismus war seinerzeit mit einem propagandistischen Trommelfeuer aufgebaut worden. Nun mussten die Gegner sich anstrengen, ihrerseits mit positiver Propaganda dagegenzuwirken. Klebzetten, Flugblätter, Affichen und geheime Zeitungen waren die Mittel (links: Klebzettel im Kampf gegen den Nationalsozialismus und die deutsche Besetzung).

Papst Pius XII. war als deutschfreundlich bekannt, aber immer wieder (hier bei einer Radioansprache im Jahre 1942) sprach er sich für den Frieden aus. Man warf ihm vor, nicht genug gegen den Antisemitismus getan zu haben, für Josef Müller, den grossen Münchener Widerstandskämpfer aber blieb er stets der «Chef».



Frankreichs Ministerpräsident Paul Reynaud hatte den Hut nehmen müssen (rechts), denn der englische Kondominiums-Gedanke, also die Idee eines Zusammenschlusses von England und Frankreich, stiess bei französischen Patrioten auf keine Gegenliebe.

Propaganda-Minister Joseph Goebbels aber hämmerte weiter auf Deutschland und die Welt ein (Bild rechts aussen).

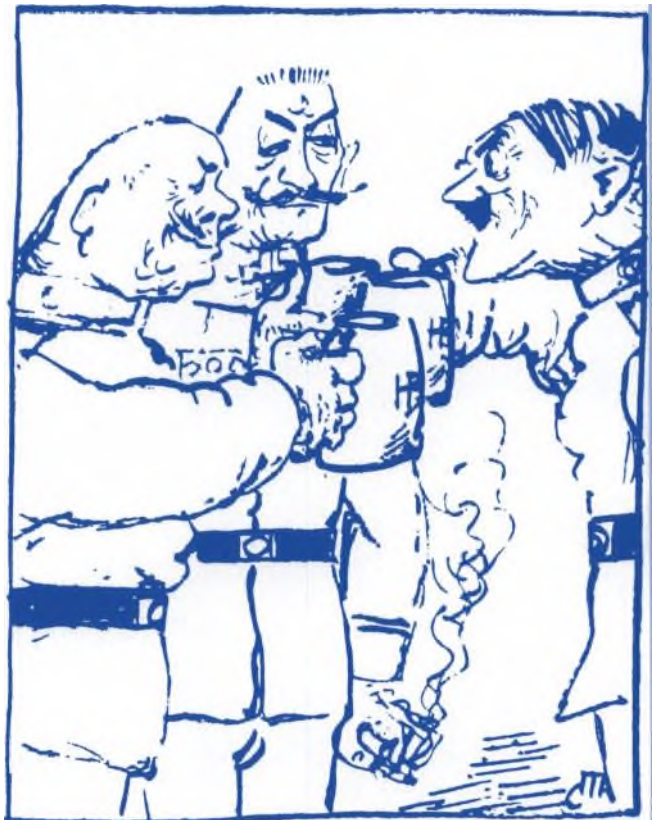






Clément Moreau, bürgerlich Karl Meffert, illustrierte im argentinischen Exil Hitlers «Mein Kampf» nach Original-

nalzitaten aus diesem «Werk». Der Seitenhinweis bezieht sich jeweils auf die Originalausgabe.



Mit gleichgesinnten Kameraden «die augenblickliche Lage durchsprechen» (unten links, Seite 227).

Im kleinen Kreis «die Bildung einer neuen Partei erörtert» (unten rechts, Seite 227).



Es begann «die unvergesslichste und grösste Zeit meines irdischen Lebens» (oben links, Seite 179).

«Was ich früher immer... angenommen hatte: Ich konnte ‚reden‘» (oben rechts, Seite 235).

«Zu einem Regiment als sogenannter ‚Bildungs-offizier‘ einrücken» (unten links, Seite 235).

«Die Bewegung nahm ihren Lauf...» (unten rechts, Seite 406).

Propagandakrieg des Widerstandes: Propaganda gegen Propaganda (oben links)
 Späte Erkenntnis (oben rechts)
 Vom «Lebensraum» zum «Todesraum» (Mitte)
 «Vorwärts Kameraden, wir müssen zurück» (unten links)
 Gegen die wirklichen Feinde des Vaterlandes (unten rechts)



„Jeder Volksgenosse hat ein Anrecht auf eigene Scholle.“



(Hitler in seiner Reichstagsrede vom 8. März 1938.)



Prophezie und Wahrheit Wirklichkeit.

Der Prophet hat versagt...

Der Krieg ist verloren !

REDEN

Reichskanzler Adolf Hitler am 19. Juli 1940 :

ENGLAND !...

„Herr Churchill sollte mir dieses Mal ausnahmsweise glauben, wenn ich als Prophet jetzt folgendes ausspreche :

Es wird dadurch (durch die Fortführung des Krieges) ein grosses Weltreich zerstört werden, ein Weltreich, das zu vernichten, oder auch nur zu schädigen, niemals meine Absicht gewesen ist.

Ich bin mir darüber im Klaren, dass die Fortführung dieses Kampfes nur mit der vollständigen Zertrümmerung des einen der beiden Kämpfenden enden wird, Mr. Churchill mag glauben dass dies nicht Deutschland ist. Ich weiss, es wird England sein*...

in späteren Reden :

„Die Verbündeten werden nicht länger als NEUN Stunden an Land bleiben.

RUSSLAND !...

„Das deutsch-russische Verhältnis ist endgültig festgelegt. Jede Hoffnung auf eine neue deutsch-russische Spannung ist kindisch*...

am 22. 6. 1941 :

„Wenn ich mich geirrt habe, Russland anzugreifen, so können Sie mich steinigen.“

TATSACHEN

Juni 1944

WESTEN :

Englische, amerikanische, französische und andere verbündete Verbände, landen auf französischem Boden. Die Invasion des Kontinents ist eingeleitet. Weitere Grossangriffe werden stündlich erwartet.

SÜDEN :

Das Mittelmeer ist bis auf die griechischen Küsten von den Verbündeten freigelegt.

Auf afrikanischem Boden befindet sich kein deutscher oder italienischer Soldat mehr.

Italien ist aus der Achse ausgeschieden. Italienische Truppen kämpfen auf Seiten der Verbündeten. Rom ist vom Feinde besetzt.

DIE WELTMEERE :

Kein deutsches Schiff wagt sich mehr aus den deutschen Häfen, die grösstenteils zerstört sind. Der U-Bootkrieg hat versagt.

DIE HEIMAT :

Furchtbare Heimsuchungen durch die feindliche Luftwaffe.

RUSSLAND :

Nach dreijährigem schwerstem Opferkrieg stehen ungeheure russische Heere invasionsbereit vor dem deutschen Sicherungsraum.

Hitlers grosssprecherische Prophezeiungen führten, wenn sie an den Realitäten gemessen wurden, zum vernichtendsten Urteil, das man sich vorstellen kann: für Hitler selbst und alle jene, die ihm vertraut hatten (oben).

Für 30 Pfennige war die von SD und Gestapo nicht bemerkte Wahrheit zu kaufen (nächste Seite).

Wandernde Verleger und Drucker zogen in der «Frankfurter Zeitung» Bilanz (übernächste Seite).



DAS NEUE REICH

Juli 1944

DEUTSCHE WOCHENZEITUNG

Juli 1944

WIR SIND AM ENDE

Das goldene Wort...

Hitler (am 3. Okt. 1941)

„Ich spreche das erst heute aus, weil ich es heute sagen kann, dass dieser Gegner (Russland) bereits gebrüchen ist und sich nie mehr erheben wird.“

Hitler (am 30. Sept. 1942)

„Und Sie können der Überzeugung sein, dass uns kein Mensch von dieser Stelle (Stalingrad!) mehr wegbringen wird.“

Hitler (am 8. Nov. 1941):

„Wer von der ostpreussischen Grenze bis 10 Kilometer vor Leningrad gestürzt ist, der kann auch noch die 10 Kilometer vor Leningrad bis in die Stadt marschieren. Aber das ist nicht notwendig. Die Stadt ist umklammert. Und niemand wird sie mehr befreien, und sie fällt in unsere Hand.“

Hitler (am 8. Nov. 1942):

„Wir merken schon an sehr vielen Anzeichen, ob es ein Fehler war, dass wir die Ukraine besetzten, dass wir das Erzgebiet von Krivoj Rog besetzten, dass wir die Manganerze in unsere Hand brachten. Ob es wirklich ein grosser Fehler war, dass wir das Kubangebiet, die vielleicht grösste Korkammer der Welt überhaupt, besetzten... dass wir allein eine Produktion von 9 bis 10 Millionen Tonnen Öl zunächst einmal in unsere Hand brachten... Ich weiss wirklich nicht, ob das alles nur Fehler waren.“

Ribbentrop (am 25. Nov. 1941):

„Die Feldzüge im Norden, Westen, Osten und Süden Europas sind für die Achse gewonnen, und was die Phantasie englischer Strategen auch noch im Schild führen mag: an den in Europa geschaffenen harten Tatsachen wird sie niemals mehr etwas ändern können... Es wäre erstaunlich, wenn Herr Churchill nicht bereits im Innersten begriffen hätte, dass schon heute England die Partie verloren hat.“

Ribbentrop (am 25. Dez. 1941):

„Die russische Frage wird von der deutschen Wehrmacht im kommenden Jahr endgültig hereinigt werden.“

Göring (am 4. Okt. 1942):

„Auch im Osten wird der Gegner niedergeworfen werden. Und dann Goade Gott! Dann sprechen wir uns in England wieder. Ich möchte manchmal aus der Haut fahren, weil ich nicht den Vergeltungsschlag sofort führen kann. Aber es ist jetzt entscheidend, dort zu kämpfen, wo der Schwerpunkt liegt.“ (Stalingrad!)

Goebbels (am 8. Okt. 1942):

„Es ist heute wichtiger, die Angriffe im Kaukasus fortzusetzen, die Wolga zu sperren und in Ägypten zu kämpfen, als den Engländern den Gefallen zu tun, unsere

Kräfte zu zersplittern. Nur der wird den Krieg gewinnen, der es versteht, seine Kräfte auf die Schwerpunkte des Kampfes zu konzentrieren.“

Hitler (am 26. April 1942):

„Im Osten Europas aber liegt der Kampfplatz, auf dem die Entscheidung fallen wird.“

Wenn man aber die Karte Deutschlands schon jetzt dazu aufschlägt: Köln, Aachen, Düsseldorf, Wuppertal, Essen, Hannover, Braunschweig, Oeschersleben, Berlin, Leipzig, Mannheim, Frankfurt, Stuttgart, Schweinfurt, Augsburg... wird man auch Verständnis aufbringen für ein anderes „Führer“-Wort, das vor 20 Jahren in „Mein Kampf“ geschrieben worden ist: „Eine

Wir sind am Ende...

von Reichsminister Dr. Goebbels

Die Geschichte besitzt eine grossartige, alles menschliche Tun und Handeln überschattende Gerechtigkeit. Zwar ist diese nicht von der engen Begrenztheit der sonst gewählten, sie wird vielmehr bestimmt durch die ewigen Gesetze des menschlichen Lebens, die sie, wenn auch manchmal nach vielen Irrungen und Wierungen, ohne jede Gnade zur Geltung bringt. Ohne jede Gnade, haben wir gesagt. So haben wir den Krieg gewollt, so haben wir ihn geführt, und so werden wir ihn beendigen. Wir Nationalsozialisten haben seit der

Machtübernahme gewusst, dass wir Krieg führen würden und Krieg führen müssten. Wir haben daher diesen unseren gewollten Krieg bis ins einzelne vorbereitet. Wir haben das deutsche Volk zum Kriege geschult, wir haben ihm nachgewiesen, dass nur ein abgeklärter, der Lebensfreude und dem Leben entsagender Stamm das vollbringen könnte, was wir

schicksalhaft von ihm zu fordern hatten. Heute können wir frei und offen sagen, wir haben für den Krieg und nur für den Krieg gearbeitet!

Wir konnten die Kräfte, die uns den Weg gebnet hatten. Wir wussten, dass das deutsche Volk den ersten, verlorenen Weltkrieg nie und nimmer als ein endgültiges Ergebnis anerkennen würde. Wir wussten, dass wir, um diesen neuen, von uns gewollten Krieg führen zu können, die psychologischen Vorbedingungen geradezu gewaltsam züchten mussten, dass wir den Pazifismus in allen seinen Formen und dessen vornehmste Vertreter ausrotten mussten, dass wir, ohne Rücksicht auf Menschtum und Menschlichkeit, mit blutiger, erbarmungsloser Energie all das aus dem Wege räumen mussten und alle die, die bei unserm jetzigen Kampf hätten hindernd oder nur schwächend wirken können. Daher hatten unsere Gegner bis zu einem gewissen Grade recht, wenn sie unser nationalsozialistisches Deutschland als ein riesiges Zuchtthaus bezeichneten. Zucht war nötig, und züchtigen mussten wir. Wir haben bewiesen, dass wir es verstanden haben, und das deutsche Volk hat es hereditär erkannt und hat sich gefügt.

Wir wussten auch, dass unsere Gegner diesen Krieg nicht wollten. Wir hatten Zeit genug, um die Volksstimmung in Frankreich und England zu sondieren. Wir wussten, was in dieser Hinsicht von Leuten wie Chamberlain, Daladier und anderen Schwächlingen, die aber das getreue Abbild der bestehenden Stimmungen

Diplomatie hat dafür zu sorgen, dass ein Volk nicht heroisch zugrunde geht, sondern praktisch erhalten wird. Jeder Weg, der dazu führt, ist dann zweckmässig, und sein Nichtbegehen muss als pflichtvergessenes Verbrechen bezeichnet werden.“

So, nun wissen wir's: nicht heroisch zugrunde gehen in einem Krieg bis 5 Minuten nach 12, sondern praktische Wege gehen, um das Volk und Land zu retten. Alles andere ist pflichtvergessenes Verbrechen. Wer aber ein derartiges „pflichtvergessenes Verbrechen“ — ein Volk „heroisch zugrunde zu richten“ begehrt, den muss auch die Strafe für einen solchen Frevel treffen. Gericht durch das Volk — der Galgen...

Deutschland immun gegen feindliche Fliegerangriffe...

Die deutsche Kriegsindustrie für Feindflieger unerschöpfbar...

Ich will Maier heissen, wenn je ein englischer Bomber das rheinische Industriegebiet angreift...

So hiess es früher aus berufenem Mund, als der Führer noch verkündete, „er werde die englischen Städte ausradieren...“

Seither ist alles anders gekommen. Hundert der grössten, reichsten und schönsten deutschen Städte sind von der Bildfläche verschwunden...

Das ganze deutsche Reichsgebiet, vom Rhein bis an die Meinel, von Köln bis nach Posen, wird zu einem riesigen Flammenmeer...

So haben sich die Versprechungen des Führers und seiner Kumpane bewahrheitet!

Und das alles ist nur ein Anfang... Der Anfang vom Ende!



Die „Frankfurter Zeitung“ wird in dieser Form bis zum Sturz des Nationalsozialismus erscheinen.

Frankfurter Zeitung

(Frankfurter Handelszeitung)

und Handelsblatt

der Frankfurter Zeitung

Hiernach wird sie wieder täglich ihren rechtmäßigen Platz in der Zeitungswelt Europas einnehmen.

Verleger und Drucker: Zur Zeit im Rheinland

Vier Jahre Krieg Eine Bilanz

Vier Jahre Krieg! Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Etappen des vierjährigen Ringens, das die Welt in ein ungeheures Blutbad getaucht hat, in ihrer Zeitfolge hier aneinanderzureihen. Die Leidensgeschichte der europäischen Völker hat ihre Denkmäler, die besser als Worte, all das wiedergeben, was die letzten zweiundfünfzig Monate an „Segnungen“ über die Welt gestreut haben. Millionen von Gräbern, zerstörte Kulturgüter, zertrümmerte Städte, Hunderttausende verwüsteter Ländersäume und Milliarden zwecklos vergeudeter Arbeitswerte, das ist die trostlose Bilanz, die jetzt, wo das fünfte Kriegsjahr beginnt, der Menschheit vorgelegt wird. Und das ist nur ein Anfang...

Für den Nationalsozialismus allerdings der Anfang vom Ende. Was war der Sinn dieses Krieges? Sicherung des Lebensraumes, der Platz an der Sonne, die Einleitung einer tausendjährigen friedlichen und fruchtbaren Kulturarbeit? So lauteten doch die leeren Formeln, mit denen eine Handvoll trunkener, geistloser Gesellen ihre Völker in den Taumel der größten Schlächtereie menschlicher Gesittung hineinstießen. Siege über Siege haben sie verkündet, der Weltbrand aber griff immer weiter um sich. Dann kam die Periode des Stillstandes und statt der Atempause, die es erlaubt hätte, das Eroberte zu festigen und den Nutzen der beispiellosen Anstrengungen und Opfer zu ziehen oder nur vorläufig zu erörtern, kamen die Rückschläge und Enttäuschungen des Jahres 1943.

Wozu bei Einzelheiten verweilen? Heute — und darauf kommt es an und nur darauf — wird die „Festung Europa“ von allen Seiten berannt. Schon sind wichtige Vorwerke gefallen. Um den organisierten Kontinent ballen sich drohend die feindlichen Invasionsheere. Im Osten luten — vorerst noch geordnet — die deutschen „unbesiegbare Heere“ auf die Dnjepr-Linie zurück. Die „hundertmal geschla-

Die „Frankfurter“ ist wieder frei!

Seit zehn Jahren war sie zwar regelmäßig erschienen, aber in geknechteter Auflage, ohne Kampfgeist oder Freiheit, ohne Weitsicht oder Weltblick, welche von jeher unserer Zeitung die Achtung des denkenden Deutschlands und des Auslands gewonnen hatten.

Und jetzt haben eben diese Nazi-Widersacher, diese aus mittelalterlichem Wahn entstandenen Brüder, welche den Namen unseres Landes in den tiefsten Ekel der Hölle getrieben haben, befohlen, daß die „Frankfurter“ ab 31. August ihr Erscheinen einstellen muß. Das haben sie bezweckt, aber das Gegenteil haben sie erreicht!

Jetzt können wir wirklich wieder atmen. Keiner kann uns mehr befehlen. Wir bekommen nicht mehr tägliche Lügenzettel vom Reichspropagandaminister zum Abdruck, und keine Gestapo schnüffelt an unserem Betrieb herum.

Wir machen unseren Lesern ein heiliges Versprechen. Wir nehmen den Kampf auf mit diesen Nazibonzen und deren Gesindel und ruhen nicht eher, als bis die Frankfurter Zeitung wieder täglich und als freie Zeitung in unserem befreiten und geliebten Deutschland erscheinen kann.

Inzwischen lebt die „Frankfurter“ in dieser verkleinerten Auflage weiter. Von Zeit zu Zeit wird sie wie ein frischer Luftzug durch die Gänge wehen, um der Zukunft eines vierten Reiches zu dienen.

Jede Zeile, jedes Wort in dieser und in fortlaufenden Ausgaben ist für euch, denkende Deutsche, bestimmt. Wir kämpfen treu an eurer Seite, bis wir alle die Freiheit erlangt haben. Darum leset sie sorgfältig und gebet sie weiter.

Wir widmen diese seit zehn Jahren erste freie Nummer der Zukunft Deutschlands, dem vierten Reiche, der Freiheit und dem dauernden Frieden.

Ihr - Dichter und Denker

Nicht wahr, so hört ihr euch gerne nennen, ihr „doctores et professores“, ihr „praeceptores, poetae et philosophi“! Das tut euch wohl. Und ihr findet solche Benennung nicht mehr als in Ordnung. Denn, daß damit nicht die Deutschen an sich — die „misera plebs“ — gemeint sein kann, sondern ihr und nur ihr allein, das ist doch für euch selbstverständlich. Ebenso wie ihr ohne weiteres überzeugt seid, daß Gustav Freytag, als er den Deutschen „das Genie des Menschengeschlechts“ genannt hat, an keinen andern als an euch gedacht habe.

Und so habt ihr euch denn auch benommen, gelehrt und gelebt, ihr „virii laureati“!

Ihr habt euch einen göttlichen Olymp geschaffen, eine Art permanenter „dies academicus“, zu dem kein anderer Sterb-

licher Zutritt hatte. Dort habt ihr geforscht und gelehrt, experimentiert und gelehrt, judiziert und expertisiert. Und alles, was ihr tatet, war — tabu: war unantastbar und unfehlbar.

Ihr hattet so gewisse Dogmen, in denen ihr päpstlicher wart als der Papst, und auf denen ihr eigensinniger bestandet als der „Jude auf seinem Schein“. Vielleicht erinnert ihr euch noch dunkel, ihr Herren „Ordinarii et Extraordinarii“, der hohen geisteswissenschaftlichen Fakultäten, an das Grund-Dogma eurer Weisheit von der „Voraussetzungslosen Wissenschaft“? Und wie ihr — kein Großinquisitor hätte härter sein können — ein erbarmungsloses „anatomia sit“ gegen jeden ketzerischen Zweifel an eurer wissenschaftlichen Unfehlbarkeit geschleudert habt?

Ist es erlaubt, zu fragen, was inzwischen

gene“, ja „völlig vernichtete“ Rote Armee holt zu immer schwereren Schlägen aus. Ganz Afrika ist für die Achse verloren, die Angelsachsen beherrschen das Mittelmeer restlos, Sizilien, die Drehscheibe der Alten Welt ist zum riesigen Flugzeugmutter-schiff geworden, von dem aus ganz Südeuropa in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt wird. Die gleiche Rolle spielen im Westen die Britischen Inseln, von denen aus die Angriffsstrahlen weit über das Herz Europas hinausreichen, während neu ausgerüstete mit erdrückender Materialüberlegenheit versehene Millionenheere auf das Zeichen warten, den Angriff konzentrisch auf das alte Europa auszulösen. Im Fernen Osten wird der japanische Achsenpartner langsam aber stetig zurückgedrängt. Das ferne Rollen der Geschütze nähert sich stündlich den asiatischen Küsten, und der Ring schließt sich mit unerbittlicher stählerner Härte.

In der „Festung Europa“ aber gärt es unter den Völkern. Überall schießen die Flammezeichen empor. In Frankreich, in Belgien, in Holland, in Dänemark, Norwegen, Polen und Böhmen droht jeden Augenblick die Flamme des Aufbruchs auszulodern. Der Schrei nach Freiheit ertönt in den abgelegensten Winkeln, und in unterirdischen Werkstätten werden Tag und Nacht neue Waffen für den Endkampf geschmiedet. Bei Deutschlands Verbündeten aber schwindet die Hoffnung. Schon fiel Adolf Hitlers Lehrmeister und treuster Freund, Mussolini ist abgetreten aus der Weltgeschichte und, aus tausend Wunden blutend, sucht das italienische Volk nach dem Weg, der es aus der Kriegshölle hinausführen wird. Des faschistischen Italiens stolze Legionen haben sich in ein Nichts verflüchtigt. Das italische Imperium ist ein bereits vergessener Begriff: in den rauchenden Trümmerhaufen des Mutterlandes sucht ein irrendes Volk nach „veralteten Symbolen“, die ihm dienen könnten, die drohende Vernichtung zu bannen. Der Achse treueste Stütze aus dem Balkan, König Boris von Bulgarien, hat unter bisher geheimnisvollen Umständen das Zeitliche gesegnet. In Rumänien mehren

seit 1933 aus diesem Dogma geworden ist? Man hat so gar nichts mehr davon gehört. Aber dafür desto mehr von der ersten und letzten Voraussetzung aller Wissenschaft und Weisheit, ohne die alles Dozieren und Experimentieren nur wie Spreu im Wind und ein verrottetes Tun sei: das braune Dogma eines Rosenberg und Ley und Streicher vom „Blut und Boden“...

Ihr werdet doch nicht, ihr Herren „doctores et professores et praeceptores“! Ihr werdet doch nicht?... Doch! Doch! „O jerum, jerum, jerum! O quae mutatio rerum...“

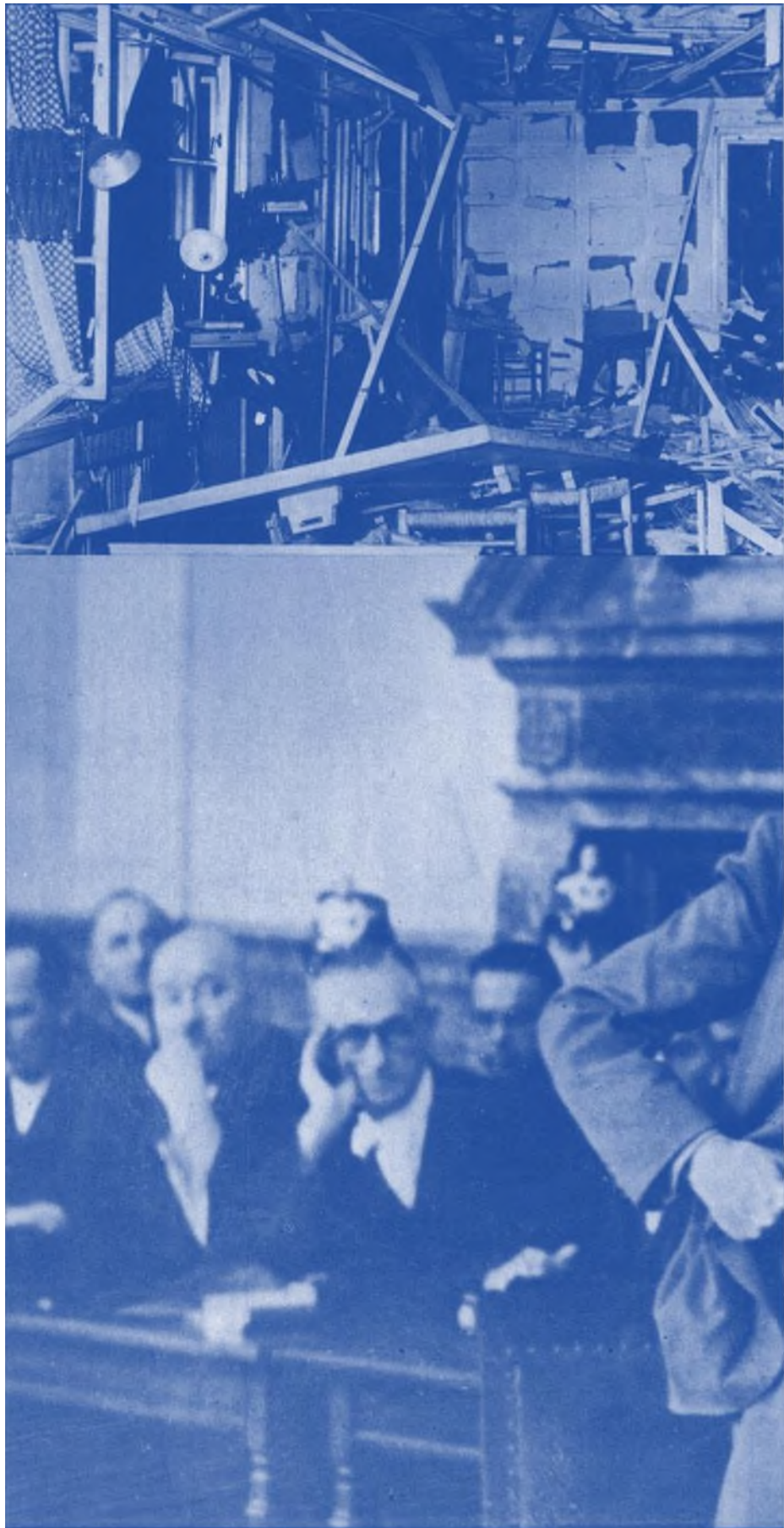
Wer hätte das von euch gedacht?

Und ihr Herren „judices“ von den Hohen und Höchsten Gerichten, die ihr nur einen Stolz, den — „Männerstolz vor Königsthronen“ kanntet, und eher euer kostbares Blut dahingegeben hättet als auch nur ein Jota preiszugeben von eurer richterlichen

Die Baracke im Hauptquartier «Wolfsschanze» nach der Explosion der Bombe am 20. Juli 1944. Hitler wurde nur leicht verletzt. Prellungen am rechten Arm und am Rücken, Kratzer an der linken Hand, Trommelfelle beschädigt, Haare versengt, Hosenbeine in Fetzen (rechts).

Roland Freister, Präsident des Volksgerichtshofes, im Prozess gegen die Attentäter, in dem er seinen Justizterror wüten liess. Etwa sieben Monate später ereilte ihn das Schicksal: Am 3. Februar 1945 fiel er in Berlin einem Bombenangriff zum Opfer (rechts aussen).

Schon 1938 hatte Generalfeldmarschall Erwin von Witzleben eine Blitzaktion gegen die SS in Berlin geplant, die aber wegen des Besuchs von Chamberlain verhindert wurde. Am 20. Juli 1944 war er am Attentat gegen Hitler beteiligt und für den Fall des Umsturzes als Oberbefehlshaber der Wehrmacht vorgesehen. Wie ein ehrloser Verbrecher wurde er vom Volksgerichtshof verhört und am 8. August 1944 hingerichtet.









Der Oberreichsanwalt

Reichsanwaltschaft
beim Volksgerichtshof

Geschäftszeichen O J 6/44 g Rs.
(Bitte in der Antwort angeben)

An **Herrn**

Freifrau von **T h ü n g e n**
(in Berlin-Charlottenburg 9
Alemannenallee 6.

Berlin W9. des
Bellevuestr 15
Fernspr. 2163 04

25. Oktober 1944

Der ehemalige Generalleutnant Karl Freiherr von **T h ü n g e n** ist vom Volksgerichtshof des Großdeutschen Reichs wegen Hoch- und Landesverrats zum Tode verurteilt worden.

Das Urteil ist am 24. Oktober 1944 vollstreckt.

Die Veröffentlichung einer Todesanzeige ist unzulässig.

Im Auftrage



Der 20. Juli 1944 – die Widerstandskämpfer: Claus Graf Schenk von Stauffenberg (links oben) legte die Bombe, Julius Leber (Mitte oben) war nach Konzentrationslagerhaft als Sozialdemokrat am 20. Juli beteiligt, Peter Graf Yorck von Wartenburg (unten links) war am entscheidenden Tag in der Bendlerstraße in Berlin und wurde als einer der ersten festgenommen und hingerichtet, General Henning von Tresckow war von den Verschwörern als Polizeichef des neuen Deutschlands vorgesehen (unten Mitte) und nahm sich nach dem Mißlingen des Attentats das Leben, Generaloberst Erich Hoepner (oben rechts) war als Kriegsminister in Aussicht genommen und wurde am 8. August 1944 hingerichtet, Oberbürgermeister Karl Goerdeler (unten rechts) sollte Reichskanzler werden. Auf der Flucht von einer Wehrmachtshelferin erkannt und denunziert, hatte er eine qualvolle Haftzeit zu erleiden, bevor er am 2. Februar 1945 hingerichtet wurde. Auch beim »Volksgerichtshof« amte die Bürokratie: eine Benachrichtigung (Mitte rechts) der Angehörigen Verurteilter.

VÖLKISCHER

Vertriebsstellen der NSDAP für Rhein-Nacht, G. m. b. H. München 21, Theresienstraße 11-13, Fernsprecher 531 31, nach 19 Uhr 2 21 34, Fernschreiber 063/013 Diabenschiff, Eberweing — Zahlungen Postcheck München 113 46, Prag 723 03, Preßburg (Bratislava) 58 04, Bern III 71 05, Zagreb (Agram) 413 08, Bayerische Hypothek- und Wechsel-Bank München, Filiale Kaufingerstraße, Bayerische Landesbank, Bank des Deutschen Arbeit AG, München, Deutsche Bank, Filiale München, Depotskassa Maximilianstraße, Reichsbankgirokonto, Kreditanstalt des Deutschen, Prag Slovanska Banka Preßburg (Bratislava).

Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung
Großdruck

«Auf nach Sibirien!»?

Der grosse Endsturm aus dem Osten ist nun da!

Wie ein Kartenhaus hat er fast über Nacht unsere gesamte Front im Osten zusammengeschaubert. Grauenhaft diese deutschen Verluste an unersetzlicher Volkskraft und an nationalem Gut! Ein wahrer Blutstrom wälzt sich aus allen Teilen Polens über die brennenden Grenzen Ostpreussens und Oberschlesiens in unser geschlagenes deutsches Land: Hunderttausende junger deutscher Männer gehen in diesem wahrhaft «Roten Meer» elend zugrunde; und mit ihnen sinken Städte deutscher Kultur des Ostens und gewaltige Denkmäler unserer nationalen Arbeit in Industrie und Bergbau in Trümmer und Asche.

Nach den Verwüstungen im Westen nun auch die totale Zerstörung unseres Landes und Volkes im Osten!

Das ist das Ergebnis, aber auch zugleich das Ende nationalsozialistischer Weltmächts-Träume...

Ein Ergebnis auf Kosten der Kultur ganzer Jahrhunderte und auf Kosten des Glücks, der Freiheit, des Lebens und der Zukunft unseres armen Volkes.

Es wird der Tag kommen, wo ein millionenhafter Fluch deutscher Männer, Frauen, Kinder, Waisen, Witwen, Krüppel, Heimatloser, Besitzloser, Glück- und Hoffnungsloser — die Verderber Deutschlands erwürgen wird. Der Tag wird kommen. Und er ist nicht mehr fern.

Das wissen am besten die Nazi-Verbrecher in Partei und Heer selber.

Und sie zittern davor. Sie zittern, diese «Tapferen» — diese Himmler, Göring, Goebbels, Ley, Bormann... mit ihren verfluchten Henkersknechten in SS und allen andern Parteiformationen. Sie zittern, die ja nur immer dann so «heldenhaft» sind, wenn andere für sie ins Gras zu beißen haben. Während sie selber ihre Haut und ihre geraubten Juwelen, Devisen, Güter und Schlösser in Sicherheit zu bringen suchen.

Diese Angst — Todesangst der Parteistrolche in allen Aemtern und Funktionen — ist der wahre und einzige Grund für die Fortsetzung dieses längst und total verlorenen Krieges. Darum — und nur darum — müssen noch ungezählte Tau-

lange die Welt besteht, ist keine verrücktere Tat an den eigenen Volksgenossen und am eigenen Land verübt worden.

Um uns in die nötige Verzweiflungsstimmung zu bringen, aus der allein ja nur eine solche Selbsterstörung unseres Volkes denkbar ist, sucht man in uns eine — panische Angst vor dem Frieden zu züchten.

«Genießt den Krieg; denn der Friede wird fürchterlich!» — mit dieser in ihrer bodenlosen Gemeinheit nicht mehr zu überbietenden Frivolität, die auch noch witzig sein soll, will man uns verdrückt machen.

Denn sie soll nur das höhnische Vorspiel für das Teufelskonzert sein, mit dem uns diese Menschenschinder Tag für Tag in den Ohren liegen: jene verlogene Propaganda, nach der die Siegermächte der Alliierten nur so darauf brennen, uns verhungern, erfrieren, verkommen zu lassen und uns als Volk vom Erdboden zu vertilgen...

Eine ganz besondere Wirkung aber verspricht man sich von der echten Himmeler-Goebbelslüge: dass die Russen alles, was noch einigermaßen von uns heil den Krieg überstanden habe — Männer, Frauen und Kinder — nach Sibirien treiben und dort als Arbeitssklaven missbrauchen und verderben lassen.

Diese unverschämte Lüge ist ein natürliches Produkt nationalsozialistischer Propaganda-Tricks, wonach man einem Schwindel um so eher glaubt, je faustdicker er aufgetragen wird.

Aber sie ist auch eine neue Bestätigung der alten Wahrheit: dass man einen Hund nur hinter jenem Ofen sucht, hinter dem man selber gesessen ist. Denn das, was Himmler, Goebbels und dieses ganze verkommene Gesindel den Alliierten und den Russen vor allem andichten, ist nichts anderes, als was sie selber bisher an der geschändeten Menschheit in den überfallenen Ländern verübt haben: Verschleppung von Millionen Russen, Franzosen, Jugoslawen, Polen, Holländer, Norweger, Italiener... als Arbeitssklaven nach Deutschland; Ausrottung ganzer Dörfer und Landstriche; Geislerschiessungen; Aushungerung ganzer Länder; brutalste und mutwillige Verwüstung halb Europas...

Die U

des Unglück

Jede noch so grosse und weitverbreitete politische Bewegung geht stets auf sehr wenige Kerngedanken, meist sogar auf nur einen einzigen zurück! Das muss nicht notwendigerweise ein Zeichen geistiger Armut sein, sondern ist vielmehr ein Ausdruck der allbekanntesten Tatsache, dass ein einziges Prinzip, wenn es nur konsequent und ohne Skrupel angewendet wird, im politischen Raum sehr wirkungsvoll werden kann... wobei es jedoch dahingestellt bleiben soll, ob wirkungsvoll im politischen Raum auch gleichbedeutend mit sittlich einwandfrei!

Betrachtet man einmal das Wesensgefüge des Nationalsozialismus — eine Aufgabe, die in der heutigen Situation von Tag zu Tag immer dringlicher wird —, so wird man unschwer feststellen können, dass seinem anscheinend weitverzweigten und vielschichtigen Ideengebäude in Wirklichkeit ein einziger Gedanke zugrunde liegt. Ein Gedanke — ein Glaube, eine Überzeugung — spielt keine Rolle, wie man es benennen mag. Erst wer diesen Glauben und die betonten und begründeten Ausschließlichkeit dieses Glaubens begreift, so sagen die Nazis, wird auch das einzeln richtig einzugliedern wissen. Und er wer den Kampf des Blutes und die Werte der erwachenden germanischen Rassen Seele miterlebt, ist fähig, ein Urteil über das politische Wollen der Nazis abzugeben.

Dass nun die germanische Rasse ein Herrnvolk sei, und Deutschland durch seiner Nationalsozialistischen Erneuerung ihr würdigster Vertreter, das gilt heute unter den Nazis als ein Grundsatz, der weiter keines Beweises bedarf; es ist der Anfang und das Ende aller ihrer Argumentierungen. Und nach dieser Überzeugung in die Köpfe und in diese Überzeugung in die Herzen der Nazis...

BEOBACHTER

zialistischen Bewegung
chlands

Schreibling: München 13, Schellingstr. 19. Semmelrolle 1 RM 00. Briefanschrift: München 1 BS. Schilke-
bach 294. Drahtanschrift: Beobachter München. Realiter Schrittlitung Berlin SW 68. Zimmerstraße 88.
Budapest 1100 22. Wiener Schrittlitung: Wien VII. Seidengasse 3-11. Bot. R 3 05 48. Brachmangswiese
wöchentlich 5mal. Belegpreis in München durch Träger RM 1 00 einsech. Zustellgeld. In Oden mit
Agelosen RM 3.— einsech. Zustellgeld. Durch die Post RM 1 00 einsech. 30 Pf. Postgebühr, aussech.
30 Pf. Zustellgebühr. Anzeigen München 22. Theresienstraße 11-17, Bot. R 3 1 31. Einlieferung
Kann bis auf weiteres nicht nachgeliefert werden.

heber s der Welt

prung steht das Evangelium der bruta-
en Gewalt, eine teuflische Erfindung,
von der die Nazis mit Recht sagen kön-
nen, dass sie es waren, die sie am Welt-
patentamt angemeldet haben. Unter
hrer Führung bildete sich die Internationale
der Gewaltpolitik, die den schön-
en Namen Achse erhielt. Und man
kann diesen Krieg nur begreifen, wenn
man hinter ihm als Motor diese verruchte
Internationale erkannt hat. Ihr Plan ist
in wenigen Worten festzulegen: totale
Weltherrschaft des Nationalsozialismus
und der ihm politisch verwandten Sy-
steme. Es bedurfte ohne Zweifel einer
gewissen Propagandaanstrengung unter
den eigenen Gefolgsleuten, damit diese
die geradezu offen daliegenden Pläne
hrer politischen Führerschaft auch in
Form einer verzuckerten Pille hinunter-
schluckten. Aber man kann beruhigt sa-
gen, dass derjenige, der heutzutage die
eigentlichen Pläne dieser Achseninter-
nationale noch nicht erfasst hat, mit einer
geradezu erstaunlichen Blindheit ge-
schlagen sein muss. Hat er noch nicht
begriffen, dass die Terrormethoden im
eigenen Land, dass Gestapo und Kon-
zentrationenlager lediglich verhindern
sollen, dass diese oder ähnliche Dinge
öffentlich diskutiert werden, zumal in
der heutigen verzweiferten Lage die
Naziclique mit Recht fürchten muss, dass
sich weite Kreise des Volkes von ihr mit
Abscheu zurückzögen, könnte man deut-
lich aussprechen, zu welchem Zweck
diese Banditen den Krieg führen, und
warum sie ihn jetzt nicht beenden kön-
nen? Hat das Volk immer noch nicht

begriffen, dass seine Söhne an der Front
elendiglich zugrunde gehen, damit
seine Führer ihrem unstillbaren Hunger
nach Macht genügen können? Ist es
ihnen immer noch nicht klar, dass diese
Verbrecher ihre Ausräuberpolitik
bis zu einem solchen Mass steigerten,
dass sich schliesslich die ganze Welt
gegen uns, und zwar mit einer Einmü-
darf natürlich in Deutschland nicht ge-
redet werden. Die Nazis verstehen sich
auf die Beherrschung der öffentlichen
Meinung und wer heute die Wahrheit
sagen wollte, wäre einige Stunden spä-
ter erschossen, geköpft oder gehenkt.
Die Grossverbrecher aber geniessen
der vollen Macht und der vollen Straf-
freiheit und von der von ihnen über-
wachten Presse haben sie keine Demas-
kierung zu befürchten. Im Gegenteil!
Sie sind ja die Herren des öffentlichen
Lebens, der öffentlichen Meinung, und
verfolgen ihre alte Methode, jede Auf-
klärung über die Wahrheit als Kultur-
schande am deutschen Geiste hinzustel-
len, wobei es ihnen nicht schwer fällt,
gelegentlich die Meinung einer ausge-
haltenen neutralen Zeitung als Beleg
dafür zu zitieren, dass im neutralen Aus-
land die Erkenntnis der nationalsoziali-
stischen Wahrheit im Anmarsch sei –
die dafür ausgegebenen Bestechungs-
gelder machen sich bezahlt. In Wirklich-
keit aber steht heute die ganze Welt
gegen uns, und zwar mit einer Einmü-
tigkeit, die selbst den verbissensten
Querkopf nachdenklich stimmen sollte.
Die Nazis haben nicht geruht, bis sie
diese Koalition auf den Plan gerufen
haben, sie trieben ihr verruchtes Spiel
so lange, bis die gesamte Weltöffent-
lichkeit diese Gewalt- und Räuberpolitik
verdammte. Aber die Welterkenntnis
wird am Ende des Krieges auch deut-
sche Erkenntnis werden: die Nazis, und
sie allein sind die Urheber des Unglücks
der Welt. Und je schneller diese Auf-
klärung für uns kommt, desto besser!
Nur auf diese Weise kann Deutschland
wieder den Aufstieg aus seinem Un-
glück und Elend zu eine
und menschenwürdigen I

Soll das deutsche Volk ausgerottet werden?

Ja!

Enthüllungen aus Himmlers Hauptquartier

Himmler zwingt alle Bewohner der
Kriegsgebiete, die nicht mit Rüstungs-
arbeiten beschäftigt sind, durch den
brutalsten Terror, ihre Wohnstätten zu
verlassen. So wälzt sich jetzt wieder –
mitten im strengsten Winter – ein mil-
lionenhafter Strom unserer unglück-
lichen Landsleute aus dem Osten nach
Nord- und Mitteldeutschland. Unzählige
– und vor allem Kinder und alte Leute
– gehen dabei grauenhaft zugrunde.

Man fragt sich immer wieder im Volk:
Warum denn eigentlich diese grausamen
Zwangs-Evakuierungen, die militä-
risch vollkommen sinnlos sind und nur
noch das allgemeine Elend unendlich
vergrössern?

Auf diese Frage gibt eine erschüt-
ternde Antwort der Bericht eines der
engsten Mitarbeiter Himmlers, der jetzt
ins neutrale Ausland geflüchtet ist, weil
er nicht mehr die menschliche Kraft fin-
det, das letzte Wegstück zusammen mit
diesem teuflischen Volksverderber zu
gehen.

Man möchte die in diesem Bericht
festgehaltenen Tatsachen für die erfun-
dene Ausgeburt eines krankhaften Hirns
halten, wenn sie nicht durch die Persön-
lichkeit und die Stellung des Überbrin-
gers garantiert wären. Der Bericht selbst
war in keiner Weise für die Öffentlich-
keit bestimmt und ist nur durch einen
unvorhergesehenen Zufall bekannt ge-
worden. Es heisst darin:

Dem Original täuschend
ähnlich war der falsche
»Völkische Beobachter« in
der Münchener Ausgabe

vom März 1945. Er entlarv-
te in aller Deutlichkeit
»Die Urheber des Unglücks
der Welt«.

„Morsche Knochen.“

Blick zurück im Verzeihen

Auf jeden Fall ein sinnvolles Leben

«Es lohnt sich immer, das zu tun, was man für richtig hält... nicht nur für subjektiv richtig, sondern richtig aufgrund eines allgemeinen Prinzips, und das gilt sogar, wenn man nicht einmal sicher ist, dass das, wofür man kämpft, sich auch tatsächlich verwirklichen lässt.» Mit diesen Worten beantwortet Panajotis Kanellopoulos die Frage, ob sich denn aus seiner Sicht heraus der Widerstandskampf der Vorkriegs- und Kriegszeit gelohnt habe. Heisst das, dass er auch heute – unter den gleichen Umständen – wieder genau gleich handeln würde? Dazu Kanellopoulos: «Ich konnte ja damals gar nicht anders, und dies würde vermutlich auch jetzt unter den gleichen Bedingungen wieder gelten. Ich hatte 1935 die Professur aufgegeben und eine kleine Partei gebildet mit dem Zweck, den Konflikt der beiden grossen Parteien zu überwinden. Dieser Konflikt war das Resultat des Ersten Weltkrieges, in dem die Partei des Eleutherios Venizelos für das Mitmachen Griechenlands, die Gegenpartei für die Neutralität war. Dieser Ausgangspunkt führte zu einem eigentlichen Schisma, doch war es für alle, die in jenen Jahren jung waren, unbegreiflich, dass diese Teilung sich stets weiterentwickeln konnte und sollte. Deshalb war ich damals für eine dritte Kraft, um den Konflikt zu überwinden. Das ist uns nicht gelungen, denn wenige Monate später – also noch bevor unsere Arbeit Früchte zeitigen konnte – führte Joannis Metaxas in Griechenland die Diktatur ein. Gegen eine Diktatur würde ich aber wieder genau gleich handeln wie damals.»

**«Mein Vater ist Ihretwegen hingerichtet worden.
Er hat immer die BBC gehört...»**

Der Jugoslawe Joze Vilfan geht in diesem Zusammenhang von seinen ideologischen Zielsetzungen aus: «Am Anfang unseres Kampfes war ich noch von Illusionen erfüllt. Als junger Mann stellte man sich die revolutionäre Veränderung, die wir anstrebten, leichter vor. Um dieser Revolution willen waren wir Kommunisten ja schon sehr früh der Befreiungsfront beigetreten. Die Befreiungsfront setzte sich aus Kommunisten, Christlichsozialen und Nationalisten zusammen, zum Beispiel der nationalistische Turnverein Sokolny (Falke) war dabei. Sehr bald aber wurde ein Hauptpunkt unseres Programmes die Forderung nach Schaffung eines neuen, eines anderen Staates. Wir wollten nicht mehr das alte Jugoslawien, das uns ja mit seiner nach nur 13 Tagen erfolgten Kapitulation ins Chaos geführt hatte. Wir wollten etwas Neues, und so gingen wir rasch an die Bildung von neuen Staatsorganen, von Volksausschüssen und so weiter. Auf diese Weise ist die Revolution zu einem gemeinsamen Programm geworden, und das heutige Jugoslawien ist die Antwort auf die Frage, ob es sich gelohnt hat. Eine eindeutig positive Antwort.»

In den grossen Linien würde Vilfan also heute wieder genauso handeln wie damals. Dass er aus der Kenntnis dessen heraus, was sich nachher abgespielt hat, das eine oder andere anders machen würde, liegt auf der Hand, ändert

aber nichts am grossen Ziel und an der Genugtuung über das Erreichte.

Der sowjetische Oberstleutnant der Pioniertruppen Iwan Smirnow reagiert ähnlich: «Unser Leben hat gezeigt, dass wir den Anfang des Krieges falsch eingeschätzt haben. Wir waren zwar trotz des Nichtangriffspaktes überzeugt, dass Hitler-Deutschland uns angreifen würde, wir glaubten aber nicht, dass dies so rasch geschehen würde. Deshalb waren wir am Anfang nicht genug vorbereitet. Das war ein schwerer Fehler. Das ist meine Antwort auf die Frage, ob ich heute anders handeln würde.» Heisst das, dass Iwan Smirnow heute die Ansicht vertritt, man müsse auf jeden Fall bis zum absoluten Maximum rüsten, um gewappnet zu sein? Etwa nach dem lateinischen Sprichwort «Si vis pacem, para bellum», wonach man also immer sich auf den Krieg vorbereiten müsse, wenn man Frieden haben wolle? Smirnow erkennt die Falle, die ihm gestellt ist: «Man muss sich nicht auf einen Krieg vorbereiten, aber man muss eine starke Armee haben, um sich gegen einen plötzlichen Angriff wehren zu können. Man muss also vermehrt für den Frieden kämpfen.»

Auch der Partisanenoberst Lobanok gesteht Anfangsmängel ein, als er mit der Frage konfrontiert wird, ob er heute anders handeln würde: «Am Anfang des Krieges haben wir nicht die nötige Kampferfahrung gehabt. Es gab viele lokale Fehler. Vor allem fehlten uns am Anfang die nötigen engen Verbindungen zwischen den verschiedenen Partisanenabteilungen. Im Grunde genommen aber kann man das nicht grosse Fehler nennen, denn die Partisanenbewegung in Weissrussland hat eine sehr grosse Rolle gespielt im Kampf gegen die Deutschen. Weissrussland ist zur eigentlichen Partisanenrepublik geworden. Das ist allseits anerkannt. Siebzehntausend Partisanen haben in einer Umkesselung gegen sechzigtausend Deutsche gekämpft und gesiegt. Das beweist, dass die Fehler nicht allzu gross waren. Und was den ideologisch-politischen Sinn dieses Kampfes anbelangt, so stehe ich auch heute noch vorbehaltlos dahinter. Heute wie eh und je. Es war der einzig richtige Weg, das einzig richtige Ziel, das einzig richtige Mittel.»

Patrick Smith hat nicht mit der Waffe in der Hand Krieg geführt. Sein Instrument war das Mikrofon der «British Broadcasting Corporation» (BBC). Die Frage, ob er heute wieder genauso handeln würde wie damals, unterspielt er mit echt englischem Humor: «Natürlich, denn ich hatte ja schon damals keine Wahl. Ich wurde in die Armee eingezogen und leistete dann diesen Dienst in der BBC. Das war alles.» Ein Rundfunkjournalist von der Bedeutung eines Patrick Smith hat aber gewisse Möglichkeiten, die Wirkungen seines Tuns zu erfüllen: «Kurz nach Kriegsende war ich in Wien bei einer Filmvorführung anwesend. Im Foyer stürmten viele Leute auf mich ein, die meinen Namen aus der Kriegszeit kannten und die mich nun um Autogramme baten. So weit so gut, und natürlich ist man immer ein wenig geschmeichelt, wenn einem solches wi-

derfährt. Aber dann drängte ein junger Mann zu mir vor und sagte: «Mein Vater ist Ihretwegen hingerichtet worden. Er hat immer die BBC gehört, bis sie ihn erwischt haben und zum Tode verurteilten. Das letzte, was er mir gesagt hatte: Hör weiter BBC, denn das ist die einzige Quelle der Wahrheit.’ Ich war furchtbar betroffen und konnte kaum mehr reden. Einem Mann in die Augen zu blicken, dessen Vater umgebracht wurde, weil er das hörte, was ich sagte, das vermag man kaum...»

Die weissrussische Partisanenaktion aus sowjetischer Sicht

1943 nahm die Partisanenbewegung einen umfassenden Charakter an: Die Partisanen Weissrusslands kontrollierten mehr als 60 Prozent des Territoriums der Republik. Es entstanden Partisanengebiete. Ein solches Gebiet erstreckte sich von Polozk im Norden bis Lepel im Süden, war 3'245 Quadratkilometer gross und zählte 1'220 Ortschaften. Unter dem Schutz der Partisanen lebten dort etwa 80'000 Menschen. Dort waren 16 Partisanenbrigaden mit über 17'000 Angehörigen stationiert. Dieser Partisanenverband stand unter dem Befehl von Wladimir Lobanok.

Im Frühjahr 1943, als an diesem Abschnitt der sowjetisch-deutschen Front verhältnismässige Kampfruhe herrschte, beschloss das Kommando der 3. Panzerarmee der Wehrmacht, die Partisanen des Gebiets Lepel-Polozk zu zerschlagen und das Hinterland zu säubern. Gegen den Partisanenverband setzten die Hitlerfaschisten mehr als 60'000 Soldaten und Offiziere, 137 Panzer, 235 Kanonen, zwei Panzerzüge sowie einen Fliegerverband ein. Die Faschisten umzingelten das Partisanengebiet Lepel-Polozk und griffen an, um die Partisanen völlig zu vernichten. Um den Preis hoher Verluste konnten die Wehrmachtsformationen im Laufe von 25 Tagen den Einkreisungsring auf 20 Kilometer verringern. In diesem Ring waren fast die ganze 17'000 Mann starke Gruppierung der Partisanen sowie 40'000 friedliche Einwohner, Frauen, Kinder und Greise.

Im Zuge der Kampfhandlungen haben die Partisanen mehr als 20'000 Faschisten ausser Gefecht gesetzt, 59 Panzer, 111 Kraftfahrzeuge, 7 Panzerspähwagen und 2 Flugzeuge bewegungsunfähig geschossen oder verbrannt, 22 Kanonen vernichtet und 22 feindliche Garnisonen zerschlagen. Die Partisanen und Zivilisten brachen aus der Einkreisung aus. Die Partisanenbrigaden behielten dabei ihre Kampffähigkeit und fuhren fort, die faschistischen Truppen aufzureiben. An der Stelle, wo dieser Ausbruch stattfand, ist ein Denkmal zur Erinnerung an den heldenhaften Sieg der Partisanen über die Hitlerbesatzer errichtet worden.

(Presse-Agentur NOWOSTI APN)

Allerdings waren nicht alle diese Begegnungen so dramatisch, und Patrick Smith weiss von einer zu berichten, auf die er besonders stolz ist: «Da war ich 1948 als BBC-Reporter nach Holland gekommen, um über die Abdankung von Königin Wilhelmine zu berichten. Obwohl ich dort niemanden kannte, klingelte im Hotel Krasnopolski, in dem ich abgestiegen war, das Telefon. Ein ausgezeichnet Englisch sprechender Holländer meldete sich und fragte, ob er etwas für mich tun könne. Als er sich dann als Zahnarzt vorstellte, lehnte ich seine Hilfe entschieden ab, doch vereinbarten wir, in der Hotelhalle einen Drink zu nehmen. Die Zeit verging, und ich musste dringend weg, um rechtzeitig zur Zeremonie in der Nieuwe Kerk zu sein. Er führe mich hin, offerierte der Zahnarzt, der – wie sich gesprächsweise herausgestellt hatte – während des Krieges in der Royal Air Force Dienst getan hatte. Ich fürchtete, mit dem Auto sowieso nicht durch die wartende Menschenmenge hindurchzukommen. Er beruhigte mich. Wir fuhren los, und dann sah ich an seiner Windschutzscheibe das zu meinen Ehren angebrachte Schildchen mit den Buchstaben BBC. Ein Polizist hielt uns auf, doch sagte der Zahnarzt durch das Fenster hindurch: ‚Here is the news and this is Frank Phillips reading it.’ Das war – wie man weiss – während des Krieges unsere Begrüssungsformel für die Nachrichten. Der Polizist erstarrte in Bewunderung, bahnte uns dann den Weg, und so kam ich rechtzeitig zur Zeremonie und dies erst noch im Auto eines neuen Zahnarzt-Freundes...»

Patrick Smith war stolz darauf, dass dieses Begrüssungswort auch 1948 in Amsterdam noch wie ein Erkennungswort wirkte. Er ist aber ehrlich genug zuzugeben, dass auch die Engländer nicht vorbehaltlos Helden gewesen waren: «Wie viele Leute, wenn es wirklich ernst gegohten hätte, mit den Deutschen mitgespielt hätten, lässt sich nicht sagen. Ich hoffe, es wären nicht allzu viele gewesen. Ich weiss es nicht, und Quislinge gab und gibt es ja natürlich überall. Die Haupttriebfeder unseres Widerstandes aber war Winston Churchill, der von allem Anfang an eine unmissverständliche Haltung einnahm. Man erzählte sich in London, um seinen barschen Ton zu illustrieren, schon vor dem Krieg eine nette Story: Der damalige deutsche Botschafter Joachim von Ribbentrop hatte sich in den Wandelhallen des Parlaments an verschiedene Abgeordnete herangemacht und allen klarzumachen versucht, wie aussichtslos für die Engländer ein Krieg mit Deutschland würde. Dabei sei er auch an Churchill herangetreten, der sich aber weder von den Jagdbombern noch den Panzern beeindruckend liess, so dass Ribbentrop schliesslich mit dem letzten Argument herausrückte: ‚Diesmal werden auch die Italiener auf unserer Seite sein’, sagte Ribbentrop. Churchill missmutig: ‚Geschieht Ihnen ganz recht, letztes Mal haben wir sie gehabt – Churchill war eben ein sehr rüder Typ, aber er fand den Ton, den wir in jener Zeit brauchten. In solchen Situationen braucht man solche Persönlichkeiten. Die Schweizer haben einen Guisan gehabt, die Franzosen einen de Gaulle...» Ob Patrick Smith denn

im Rückblick gar nichts anders machen würde? «Nein, eigentlich nicht. Natürlich könnte man in einzelnen konkreten Situationen sagen, das hätte man anders machen sollen, aber die grosse Linie war richtig, und ich könnte mir dann nur wünschen, dass wir wiederum so viel Glück haben würden. Denn eine grosse Dosis Glück war unzweifelhaft auch dabei.»

Trotz Zweifeln jederzeit wieder genauso wie damals handeln

Von Churchill den Bogen zum Franzosen Reynaud zu spannen, ist gar nicht so schwer, wie dies vielleicht auf den ersten Blick erscheinen mag. Die Zürcher «Weltwoche» hatte am 29. März 1940 auf ihrer regelmässigen Seite «Kopf der Woche» Paul Reynaud porträtiert: «Es ist im Augenblick Mode, Paul Reynaud, Frankreichs neuen Ministerpräsidenten, mit Winston Churchill zu vergleichen. Man nennt ihn sogar den französischen Churchill.» Bei allen Unterschieden, die dann aufgezeigt wurden, kristallisierte sich eine Gemeinsamkeit heraus: «Bald hat sich die Linke, bald die Rechte gegen ihn gewandt, und die Parteien haben ihm abwechselnd Inkonsequenz und raschen Meinungswechsel vorgeworfen.» Diese Feststellung – in der «Weltwoche» über Paul Reynaud getroffen – könnte auch für Churchill gelten, und doch müsste man beiden gleichermaßen nachsagen, dass sie in Wirklichkeit stets ihrer eigenen politischen Linie treu geblieben waren.

Paul Reynaud, der bei Kriegsende in Österreich durch die Amerikaner befreit wurde, macht sich natürlich ebenfalls seine Gedanken über Vergangenheit und Zukunft. In bezug auf seine eigene Haltung aber ist er kategorisch: «Ich würde meiner Linie wieder treu bleiben. Zugegeben: In einzelnen politischen Entscheidungen würde ich heute – da ich zusätzliche Informationen habe und auch etwas abgeklärter geworden bin – vielleicht etwas anders handeln. Aber mein Leitgedanke war und ist Frankreich, und die grossen Fehler, die vorher gemacht worden sind, kann man mir doch wirklich nicht zur Last legen. Ich würde also heute vielleicht nur noch energischer dafür eintreten, dass das, was ich als richtig erkannt habe, auch durchgesetzt werde.»

«Ob sich unser Kampf gelohnt hat», erklärt Marie-Madeleine Fourcade, «kann ich nicht vorbehaltlos mit einem Ja beantworten. Es ist klar: Widerstand würde ich wiederum leisten und mich mit gleicher Opferbereitschaft einsetzen. Aber ob es sich gelohnt hat? Jetzt sind wir ja gegen die Russen, und niemand kann sagen, ob nicht sie uns eines Tages angreifen werden. Und wenn dann erneut Widerstand nötig wird, kann man sich mit Recht fragen, ob sich der letzte gelohnt habe. Nur dürfen Sie diese Aussage nicht missverstehen, denn im Kampf gegen den damaligen Feind hat sich der Widerstand natürlich voll und ganz gelohnt.»

Nach Marie-Madeleine Fourcade, die heute vor allem die russische oder die kommunistische Gefahr – oder auch

beide – im Auge hat, mag es interessant sein zu hören, was ein überzeugter Kommunist wie Roger Garaudy, der sogar so sehr Kommunist ist, dass er nach Prag aus der Partei auszog, auf die Frage, ob es sich gelohnt habe, zu antworten hat: «Wenn ich das alles, was ich getan habe, nicht getan hätte, würde mein Leben keinen Sinn gehabt haben. Ich kann also vorbehaltlos sagen: Es hat sich gelohnt. Ich würde alles wieder genau gleich machen, ohne ein Jota zu ändern. Alles, vermutlich sogar die Fehler und Irrtümer. Es gibt Fehler, die man beurteilen kann, indem man sich – wie man sagt – an jene Stelle setzt, aber das ist nicht der Standpunkt der Geschichte. Man kann die Geschichte nicht in der Vorzukunft erzählen!» Aber wie steht das um die Fehler und Irrtümer? Wie weit hat man vor der Geschichte das Recht, solche zu begehen? Dazu Garaudy: «Ich bin Herausgeber der Werke Lenins. Das frappt mich immer wieder bei ihm: zu sehen, was in seinem Kopf vorging. Vor allem im Oktober 1917. Er wechselte fünfmal seine Meinung. Das heisst aber nicht, dass er unbeständig war, aber er war ein Mann mit einem Flair für Zeitumstände, der sich nicht in ein Schema hineinpressen liess. Er war ein Genie wie Napoleon, der oft dreimal seine Schlachtpläne geändert hat. Übertragen auf die damalige Zeit in Frankreich: Die Patrioten hatten die Kommunisten nötig, um den Widerstand aufzubauen, und die Kommunisten waren auf die Patrioten angewiesen, um ihre revolutionäre Politik fortzuführen. Deshalb hatte ich, der ich doch ein Anhänger der Gewaltlosigkeit war, mich entschlossen, in den Krieg zu ziehen, und deshalb hat er mir sogar gefallen.»

Das Ziel ist eines, der Erfolg etwas anderes. Wenn Patrioten und Kommunisten gemeinsam gegen einen Dritten in den Kampf ziehen, kann nur einer der drei gewinnen. Die französischen Kommunisten haben nicht gewonnen. Sie haben das Ziel, das sie sich gesteckt haben, nicht erreicht. «Man kann das Ziel nie erreichen», sagt Roger Garaudy. «Ich glaube nicht, dass das Königreich Gottes irgendwo auf der Welt existiert. Was wir in der Politik machen können, wäre was man eine negative Theologie nennt. Das heisst nicht, dass man zu allem nein sagen soll, aber es heisst, dass man sich immer dann, wenn man an einem bestimmten Punkt angekommen ist, sagen soll: Achtung, langsam, wir sind noch nicht am Ziel. Wenn eine Kirche glaubt, das Gottesreich auf Erden geschaffen zu haben, degeneriert sie in die Inquisition. Wenn eine Partei behauptet, den Sozialismus verwirklicht zu haben, verfallt sie in den Stalinismus. Deshalb glaube ich, dass die transzendente Dimension nötig ist für den echten Revolutionär, damit er sich nicht allzu rasch selbst genüge. Das Eichmass zieht sich ja immer wieder zurück, so wie der Horizont sich zurückzieht, wenn man auf ihn zuschreitet. Wir haben keinen Massstab mehr, um die Vergangenheit zu messen – aber den Horizont kann man trotzdem nie erreichen.»

Und der Kommunist Jacques Bergier, französischer Oberst und ukrainischer Emigrant, beantwortet die Frage,

Die Befreiung von Paris im August 1944

Der Trümmerfeldbefehl vom 23. August 1944

«Der Führer hat befohlen: Die Verteidigung des Brückenkopfes Paris ist von entscheidender militärischer und politischer Bedeutung. Sein Verlust reisst die gesamte Küstenfront nördlich der Seine auf und nimmt uns die Basis für den Fernkampf gegen England.

In der Geschichte bedeutete der Verlust von Paris aber auch bisher immer den Fall von ganz Frankreich.

Der Führer wiederholt daher seinen Befehl, dass Paris im Sperrgürtel vorwärts der Stadt verteidigt werden muss, und verweist dazu auf die für OB West angekündigten Verstärkungen.

Innerhalb der Stadt muss gegen erste Anzeichen von Aufruhr mit schärfsten Mitteln eingeschritten werden, z.B. Sprengung von Häuserblocks, öffentliche Exekutierung der Rädelsführer, Evakuierung des betroffenen Stadtteils, da hierdurch eine weitere Ausbreitung am besten verhindert wird.

Die Seinebrücken sind zur Sprengung vorzubereiten. Paris darf nicht oder nur als Trümmerfeld in die Hand des Feindes fallen.»

Oberbefehlshaber West, Ia,
Nr. 749/44 g.K.Ch.

Aufzeichnungen des Generals von Choltitz vom 23. August 1944

Welche Niedertracht, welcher Hass, welcher entsetzliche Gegensatz zu den althergebrachten Kampfformen sprach aus dem Satz: «Paris ist in ein Trümmerfeld zu verwandeln.» Ich steckte den Befehl zu mir und zeigte ihn nur meinem Freunde, Oberst Jay.

ob sich der Einsatz gelohnt habe, mit den Worten: «Sicher hat es sich gelohnt. Mein Leben hat es allerdings nicht verlängert, im Gegenteil. Es lohnte sich auch für die ‚Rote Kapelle‘, deren Mitbegründer ich war, denn schliesslich kostete es dem Feind etwa zweihunderttausend Soldaten. Wir haben das erstrebte Ziel sogar in einem ausserordentlichen Mass erreicht. Denken Sie doch daran, was die Deutschen damals für eine politische Gesinnung hatten, und heute! Heute gibt es ein demokratisches Deutschland. Ich glaube an die deutsche Demokratie, aber nicht an die Bundesrepublik, sondern an die Deutsche Demokratische Republik.» Dass eine solche Aussage zum Widerspruch reizt, liegt auf der Hand. Einerseits muss man Bergier entgegenhalten, dass er einmal ausdrücklich gesagt hat, es sei fast unmöglich, den Volkscharakter der Deutschen zu verbessern, und andererseits ist ihm doch einzuwenden, dass die Regierung der DDR nicht eine vom Volk frei gewählte Re-

Schliesslich rief ich nach längerer Überlegung den Chef des Stabes der in der Nähe von Cambrai liegenden Heeresgruppe, General Speidel, an. Ich kannte ihn vom Osten her. Er war immer in grossen, wichtigen Stellungen gewesen, die er militärisch und menschlich stets sehr gut ausgefüllt hatte. Es entwickelte sich folgendes Gespräch: «Vielen Dank für den schönen Befehl.» – «Welchen Befehl, Herr General?» – «Nun, den Trümmerfeldbefehl. Ich darf Ihnen sagen, was ich angeordnet habe. Ich habe drei Tonnen Sprengstoff in die Notre-Dame bringen lassen, zwei Tonnen in den Invalidendom, eine Tonne in die Deputiertenkammer. Ich bin gerade dabei, den Arc de Triomphe wegen des Schussfeldes zu sprengen.» Ich höre Speidel am anderen Ende der Leitung tief Atem holen. «Es ist Ihnen doch recht, lieber Speidel?» Darauf Speidel zögernd: «Jawohl, Herr General...» – «Ja, Sie haben es aber doch befohlen!» Speidel empört: «Das haben wir nicht befohlen, das hat der Führer befohlen!» Ich schreie erregt in den Apparat: «Erlauben Sie bitte, Sie haben den Befehl weitergegeben, und vor der Geschichte tragen Sie die Verantwortung!» Ich lasse mich auf keine Auseinandersetzungen ein und fahre fort: «Ich will Ihnen weiter sagen, was ich veranlasst habe. Die Madeleine und die Oper nehmen wir zusammen dran.» Und dann sticht mich der Hafer, und ich sage: «Und den Eiffelturm sprengte ich so, dass er als Drahhindernis vor den zerstörten Brücken liegt.» Nun ist Speidel klar, dass mein Gespräch nicht ganz ernstgemeint ist und dass ich ihm nur den Wahnsinn der Situation, in die ein untergebener Soldat durch derartige Befehle gebracht wird, vor Augen führen will. Und Speidel, dieser vornehme, hervorragende Generalstabsoffizier, sagt ganz erlöst: «Ach, Herr General, wie sind wir dankbar, dass wir Sie in Paris haben.»

gierung ist. Bergier lässt diesen Gedanken kaum aussprechen: «Eben gerade deshalb. Eine vom deutschen Volk gewählte Regierung kann nie eine Demokratie bringen. Es braucht dazu eine Elite, und die richtige Autorität kommt nie von unten. In der Deutschen Demokratischen Republik gab es Leute wie Franz Dahlem, mit dem ich im Konzentrationslager Mauthausen war, und Ernst Wollweber und andere, die dem Land echte Autorität gegeben haben.» Ein Streitgespräch mit Jacques Bergier über die Bundesrepublik und die Deutsche Demokratische Republik gehört nicht zum Thema. Man hätte ihm allein schon entgegenhalten müssen, dass seine zwei namentlich aufgeführten Freunde Wollweber und Dahlem in dem von Bergier gelobten Staat nicht eitel Freude erlebten, aber das wäre ein völlig anderes Kapitel.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Stimme von Jacques Chaban-Delmas auf die Frage, ob es sich gelohnt habe. «Sicher hat es sich gelohnt. Selbst wenn wir

verloren hätten, hätte es sich im Sinne der Ehre gelohnt. Erinnern Sie sich doch an den Brief, den François I. nach der verlorenen Schlacht von Pavia vom 25. Februar 1525 an seine Mutter schrieb: ‚Madame, alles ist verloren, ausser die Ehre.‘ Das ist auch meine Antwort auf Ihre Frage, denn über dem Leben steht die Ehre.»

Was hat Kurt von Schuschnigg empfunden, als der Krieg und damit seine Konzentrationslagerhaft beendet waren? Hat es sich nach seiner Auffassung gelohnt? Während des Gesprächs mit ihm liegt sein zweites Buch, das nach dem Krieg im Verlag Amstutz, Herdeg & Co. in Zürich unter dem Titel «Ein Requiem in Rot-Weiss-Rot» erschienen ist und das den bezeichnenden Untertitel trägt: «Aufzeichnungen des Häftlings Dr. Auster», auf dem Tisch. Schuschnigg nimmt – um Antwort zu geben – das Buch zur Hand und liest: «Hell und deutlich, unvergessbar bis zum letzten Atemzug, steht in der Erinnerung das helle Bildnis jener zahllosen anständigen Menschen, die ohne jemals etwas zu wollen, aus innerer Zugehörigkeit unendlich viel Anhänglichkeit und sorgende Treue bewiesen. Es sind weder die Lautesten, noch jemals die Vordringlichsten gewesen. Wie viele sind wohl mittlerweile unter die Räder gekommen... während manche andere, die jeweils an der Oberfläche schwammen, auch heute wiederum so tun, als ob sie nur die Zukunft und beileibe nicht die eigene Vergangenheit interessierte. Und Freunde? Ich habe deren kaum viele gesucht, obwohl ich einmal hätte viele haben können. Wobei Freunde im wörtlichen Sinn, also persönliche Freunde gemeint sind, die über den Bereich des rein Sachlichen hinaus auch menschlich zueinanderstehen. Der Kreis war nicht gross. Der wenigen, die mir verblieben, wo immer sie auch heute sein und stehen mögen, denke ich in dankbarer, immerwährender Treue. Wie gleichgültig ist dies alles – im Grossen gesehen – wie kleinlich! Was sich in der Geschichte der Menschheit immer wieder ereignet, was die grössten Dichter dramatisch gestalten, wirkt immer wieder überraschend und wohl auch ein wenig erschütternd in dem Augenblick, in dem es persönliches Erlebnis wird...» Schuschnigg legt das Buch auf den Tisch zurück. In seiner Stimme liegt Wehmut. Hat es sich gelohnt? In Wirklichkeit hat Schuschnigg darauf – wohl bewusst – keine eindeutige Antwort gegeben, und vielleicht gehört in diesen Zusammenhang ein Zitat Schuschniggs aus dessen dritten Buch «Im Kampf gegen Hitler», das 1969 beim Verlag Fritz Molden, Wien-München-Zürich, erschienen ist: «Haltung bewahren war alles. Es mag wohl so sein, dass dies alles egozentrisch und arrogant klingt; und es ist sicherlich so – gottlob! –, dass es in unseren Breiten zunächst nicht mehr sonderlich interessant scheint. Es gibt aber Lagen – und die Einzelsicht des ‚Anschlusses‘ unter den gegebenen Umständen gehörte zu ihnen –, in denen uns der Panzer der Arroganz – wenn man vom Betenkönnen absieht – gegen die schauerliche Leere abschirmt, die das Absinken in das plötzliche Unvermögen, anders als

ichbezogen zu denken, unweigerlich zur Folge hat.» Für Schuschnigg ist die Welt nicht nur 1938, sondern 1918 stehen geblieben: «Heute wissen wir, dass der vor 51 wie vor 31 Jahren eingeschlagene Weg zur europäischen Revision ein verfehlt und dass seine geschichtliche Chance vertan war», schrieb er 1969.

Einer seiner Gegenspieler der dreissiger Jahre, der heutige Gewerkschaftsbundführer Anton Benya, sieht die Vergangenheit anders. Für ihn gilt eindeutig und klar: «Ich glaube, ich würde heute wieder genauso handeln wie ich damals gehandelt habe, als ich gegen das Regime Dollfuss/Schuschnigg und dann gegen dasjenige Hitlers antrat.»

Was hätte, um bei einem anderen Österreicher zu bleiben, Karl Gruber anders gemacht, wenn er all das gewusst hätte, was er heute weiss? «Das ist nicht leicht zu beantworten», sagt er im Gespräch. «Heute versteht man die Methode des Widerstandes besser; und da die damals von uns gewählte Organisationsform sicher nicht die beste war, würde ich diese heute ändern. Die Mehrheit des Volkes war ja eindeutig gegen die Nazis. Man hätte also dieses Volk in Haus- und Betriebszellen organisieren sollen. So hätte man die Leute zunächst ohne militärisches Ziel daran gewöhnen können, dass von Blockleuten Weisungen und Informationen gegeben werden. Wenn man aber breit sein will, kann man nicht in die Tiefe gehen. Man darf sich und den andern nicht zuviel zumuten. Deshalb haben wir uns auf die Aktivisten beschränkt. Wenn wir in die Breite gegangen wären, hätte zum Beispiel die Polizei nie ohne unser Wissen handeln können. Wir hätten also die Sache besser in der Hand gehabt, doch heute – also Jahre nachher – ist es leicht, gescheitert zu sein. Wir haben vermutlich auch politisch einen Fehler gemacht: Wir richteten unsere Arbeit auf die freie Welt aus. Wir hätten uns eher einschränken müssen, zum Beispiel auf den Europagedanken, denn Europa wäre konkreter gewesen als die Welt.»

**«Nazis waren eine Minderheit,
aber es gab sehr viele Nationalisten...»**

Aber hat sich der Widerstand nach Auffassung Grubers trotzdem gelohnt? «Sicher, denn dadurch hatten wir zum mindesten nach dem Krieg in Österreich bessere Startbedingungen. Für Deutschland könnte man übrigens eine ähnliche Feststellung machen, denn dank der Aktivisten hat die Welt zur Kenntnis genommen, dass es in Österreich und Deutschland nicht nur Nazis gab. Für Deutschland kann ich deshalb sprechen, weil ich ja lange Jahre in Berlin war. Auch dort waren die Nazis eine Minderheit, höchstens fünfzehn Prozent, in kleinen Städten vielleicht etwas mehr. Bei Telefunken waren von den etwa 70'000 Arbeitern und Angestellten höchstens tausend echte Nazis, doch gab es sehr sehr viele deutsche Nationalisten. Daraus hatte sich ein Problem ergeben, indem zahlreiche nationalgesinnte Deutsche davon ausgingen, dass man den Krieg nicht ver-

Die Stunde Null des Dr. Ing. Brand, alias Dr. Karl Gruber

«An einem der letzten Apriltage (1945), einem kalten Frühlingsabend, trat der militärische Stab der Widerstandsbewegung Tirol unter meinem Vorsitz zu den abschliessenden Besprechungen zusammen. In einem Kellerlager der Spirituosenhandlung Hruschka wurde der Aktionsplan endgültig beschlossen. Vom 1. Mai an würde das Kampfkommando in Permanenz tagen... Die Aktion rollte planmässig an.

1. Mai 1945 9 Uhr 15 Conrad-Kaserne, Keine Schwierigkeiten. Der Kommandant, Oberleutnant Huber, eindeutig unser Mann...

10 Uhr 30 Prinz-Eugen-Kaserne. Vollzugsmeldung durch Major Heine. Übernahme der Kaserne ohne gegnerischen Widerstand...

11 Uhr: Vollzugsmeldung aus der Inn-Kaserne. Übernahme ohne Zwischenfälle.

11 Uhr 15 Rittmeister Winkler übernimmt das Gendarmeriekommando Innrain. Kein Widerstand. Verhaftung von Gendarmeriegeneral Albert.

11 Uhr 30 Kloster-Kaserne. Vier Offiziere unter der Führung von Hauptmann Todeschini, der unserem engeren Militärstab angehört, begibt sich in die Werkzeugkammer und ruft von dort den Kasernenkommandanten, Major Th., an. Er meldet, man habe das Verschwinden von wichtigen Werkstücken festgestellt. Major Th. eilt herbei, wird entwaffnet und in eine Nebenkammer gesperrt. Der Vorgang wiederholt sich rasch mit allen unzuverlässigen Offizieren, worauf der Ranghöchste der Widerstandskämpfer das Kommando über den weitläufigen Gebäudekomplex der Kloster-Kaserne übernimmt. Zweitausend Mann in unserer Hand... Todeschini gibt Alarm. Verdächtige Bewegungen. Die Kloster-Kaserne ist noch in unserer Hand, doch sofortige Lagebesprechung im ‚Palermo‘ notwendig. Wir müssen einige unerwünschte Besucher in Gewahrsam nehmen. Unserer Gruppe bemächtigt sich steigende Nervosität. Eine energische Gegenaktion der Nationalsozialisten ist zu erwarten.

14 Uhr. Stabsbesprechung in der Conrad-Kaserne... Während wir beraten und sich allmählich ein Aktionsplan herausbildet, gibt es plötzlich eine dramatische Unterbrechung. Die Tür wird aufgerissen, und ein Leutnant und ein Unteroffizier stürzen mit angeschlagenen Maschinenpistolen in den Raum. «Wo ist Oberleutnant Huber?» schreit der Eindringling und stürmt zum Schreibtisch vor. Der Gesuchte stürzt sich mit einem eines Akrobaten würdigen Salto aus dem Fenster und kriecht unter die Baracke (die, Gott sei's gedankt, auf Stelzen errichtet war...). Wir alle nahmen natürlich an, unser Unternehmen sei verraten und die Gestapo habe mit starken Kräften die Kaserne bereits eingenommen. Das vermeintliche Exekutionskommando stürzte zum Fenster, und wir anderen wischten wie der Blitz zur Tür hinaus. Dann quer

durch den Kasernenhof und über den Staketenzaun... Wir waren fort. Die militärische Führung der Widerstandsbewegung zerstreute sich in alle Winde... Das dramatische Eindringen des Leutnants, das uns alle zersprengt hatte, fand übrigens eine ebenso rasche wie harmlose Aufklärung. Oberleutnant Huber hatte sich als alter Feldoffizier gesagt, das Wichtigste im Krieg ist die Verpflegung: ohne Essen keine Schüsse. Er schickte also zwei Lastwagen in das Heeresverpflegungsdepot, wo diese mit Konserven beladen wurden. Als der abwesende Kommandant zurückkehrte und den unsachgemäss ausgefüllten Requirierungsschein Hubers vorfand, lief er rot an vor Zorn und fuhr sofort los, um den schlampigen Huber ohne Federlesen zu verhaften. Der gute Leutnant, der also so wild bei uns eingedrungen war, hatte weder etwas für noch gegen die Widerstandsbewegung gehabt...

16 Uhr. Wir treten neuerdings zu einer Stabsbesprechung zusammen. Jetzt gibt es nur mehr eines: entweder losschlagen oder das Ganze überhaupt abblasen. Alle sind für entschlossenes Zupacken...

17 Uhr 30. Wir bilden den «Stosstrupp Hungerburg». Major Heine verfrachtet zwanzig der besten Leute auf einen Lastwagen und jagt mit diesem Rollkommando auf die Hungerburg, wo sich der ganze Verein um diese Zeit gerade zum Abendessen versammelt. Die Stabswachen werden rasch entwaffnet und festgesetzt. Unser Stosstrupp dringt in den Speisesaal ein. Der gesamte unbewaffnete Wehrmachtsstab ergibt sich widerstandslos.

18 Uhr 40. Die Telefonzentrale wird in die Luft gejagt und die ganze Belegschaft der Führungsstelle mit zwei Generälen an der Spitze auf zwei Lastwagen in die Kloster-Kaserne abgeführt und im Keller eingeschlossen. Husarenstreich gelungen...

19 Mai 1945 1 Uhr 30 Lärm an der Eingangstür. Ein Melder aus der Kloster-Kaserne überbringt eine Hiobsbotschaft: Zweihundert Gefangene bereiten offensichtlich einen Ausbruch vor. Was soll geschehen. Befehl: Die Wachtposten sollen aus den Maschinenpistolen das Feuer eröffnen, selbstverständlich nicht in die Mannschaften schießen, sondern die Garben in die Luft jagen. Die Massnahme erweist sich als richtig. Es tritt sofort wieder Ruhe ein.

20 Uhr früh. Neue Hiobsbotschaft aus der Kloster-Kaserne. Oberst Natter, unser Kommandant, hat aus Konfidentenberichten erfahren, dass eintausendfünfhundert Mann einer SS-Einheit gegen Innsbruck vorrücken... Wenn wir nicht sofort das Land zum Aufruhr riefen, konnten wir uns auch in einem Feldlager bestimmt nicht lange halten.

21 Uhr 15. Ich stürze erst halb angezogen, den Rock über dem Arm, Krawatte in der Hosentasche, in unsere Kommandozentrale «Palermo», aber es ist zu spät. So-

eben ist die Nachricht eingetroffen, dass sich unsere Truppe bei Mühldorf zur «Rundum-Verteidigung» einrichtet.

22 Uhr. Erste Nachrichten aus dem Feldlager. Bei Mühldorf hatte es ein Nachtgefecht gegeben...

23 Uhr. Unsere Leute sind unruhig, haben aber nicht den Mut verloren...

5 Uhr 50. Ich eile in die Wohnung eines Jugendfreundes, des Tennismeisters Kurt Eggert. Er, als alter Nationalist, muss am besten wissen, wie es auf der Gegenseite aussieht. Der wackere Eggert hatte sich schon vor langem unserer Bewegung angeschlossen. Er erweist sich als gut informiert. Der SS-Verband, der so viel Unruhe stiftete, hatte sich bereits nach Hall zurückgezogen... Unter diesen Umständen beschlossen wir, dass ich in Begleitung eines meiner Stellvertreter, des späteren Landrats Hradetzky, dem Polizeipräsidenten von Innsbruck eine Übergabebefehle auf den Tisch knallen solle. Dieser sei entsprechend unseren Konfidentenberichten reif zum Aufgeben. Ich eilte also zurück nach ‚Palermo‘. Der unruhigen Nacht folgte ein kalter, nebliger Morgen.

24 15 Uhr. Hradetzky und ich treffen uns vor der Polizeidirektion. Unsere Leute sollen das Gebäude besetzen, wenn wir dasselbe bis 10 Uhr nicht wieder verlassen haben. Vor jedem zweiten Haus ein unauffälliger Posten. Unsere Stimmung ist dennoch reichlich unterkühlt. Als wir das düstere Direktionsgebäude an der Sillgasse betreten, erreicht unsere Stimmung den Tiefpunkt. Aber es gibt kein Zurück mehr. Für den äussersten Fall: Jeder hat eine Pistole in der Tasche. Dann stehen wir plötzlich vor General Dornauer. Meine Einleitung ist kurz: Ich mache mich einfach als Vorsitzender der Tiroler Widerstandsbewegung bekannt... Der General machte einige Einwendungen, aber es war leicht zu sehen, dass er genug hatte. Nach einer scharfen Drohung meinerseits erklärte er sich zur Übergabe bereit, stellte aber die Bedingung, dass sich auch Gendarmeriegeneral Albert gleichzeitig der Übergabe anschliessen müsse. Das war bereits der halbe Erfolg. Albert wurde herbeigerufen... Als er noch immer zögerte, wurde ich laut: Wollen Sie jetzt übergeben oder nicht? Da gab er auf... Die Generäle Albert und Dornauer verliessen unter unserer Bewachung die Direktion.

25 Uhr. Das Dringendste ist jetzt die Übernahme des Senders Aldrans. Dort liegt ein SA-Sturmführer mit seinen Leuten verschanzt, der gedroht hatte, die Sendeanlagen in die Luft zu jagen, wenn sich Aufständische nä-

hern sollten. Hier muss uns List helfen. Einer unserer Polizeioffiziere ruft Aldrans an und meldet, es drohe ein Angriff durch die bewaffneten Horden der Widerstandsbewegung; er werde einen Zug Polizei zur Sicherung entsenden. Eine Elitetruppe sei bereits auf dem Wege. Wenige Minuten später kommen unsere «Polizisten» ohne Schwierigkeiten in das Sendegebäude, ziehen ihre Pistolen und verhaften die SA-Einheit.

26 Uhr. Der erste Aufruf des Ordnungsausschusses an die Bevölkerung von Tirol geht über Ätherwellen hinaus. Die Wirkung übertrifft alle unsere Erwartungen... Innerhalb von Minuten versinkt sozusagen Tirol in einem Meer von rot-weiss-roten Fahnen. Auf den meisten sind noch die Spuren der Hakenkreuze zu sehen, die in aller Eile herausgetrennt worden waren – was tut's? Der Jubel kennt keine Grenzen.

27 Uhr. Auf der alten Brennerstrasse halten unsere Widerstandskämpfer bei Schönberg eine starke Militärkolonne auf...

28 Uhr. Ernste Schwierigkeiten. Wir haben längst Parlamentäre nach Bayern entsendet mit dem Auftrag, mit dem Oberkommando der siebenten amerikanischen Armee Kontakt aufzunehmen, die sich irgendwo zwischen Mittenwald und Murnau befindet. Die Amerikaner zeigen wenig Neigung, in die Alpentäler einzudringen... Auf unseren Hinweis, das Land sei bereits frei von deutschen Kräften, setzen sie endlich einige motorisierte Vorausabteilungen in Marsch...

14 Uhr 15. Neue beunruhigende Nachrichten. Die SS-Verbände aus Hall im Vormarsch auf Innsbruck... Major Heine... fährt in höllischem Tempo nach Wütten hinauf und beordert eine schwere Flakbatterie in die Maria-Theresia-Strasse hinein, die anschliessend zum Rennweg vorstösst. Die SS-Schützenpanzer ziehen sich fluchtartig zurück: Gegen unsere 7,5-cm-Kanonen haben sie keine Chance... Damit waren die ärgsten Gefahren gebannt. Der Zulauf an Mitstreitern schwoll lawinenartig an. Trotzdem gab es noch einige Schiessereien mit SS-Patrouillen vor dem Landhaus und in den Seitengassen, bei denen leider einer unserer besten Mitstreiter, Professor Franz Mair, den Tod fand. Er war nicht das einzige Opfer dieser Tage, aber in ihm verloren wir einen Mann, der bestimmt noch eine glänzende politische Laufbahn vor sich gehabt hätte.

Der Aufstand in Tirol war erfolgreich beendet.»

Auszugsweise aus Karl Grubers Buch «Ein politisches Leben – Österreichs Weg zwischen den Diktaturen», Verlag Fritz Molden, Wien-München-Zürich

lieren dürfe. Sie hatten Angst vor den Alliierten und wollten deshalb den Krieg bis zum siegreichen Ende durchstehen. ‚Mit den Nazis‘, so sagten sie immer wieder, ‚werden wir dann nach dem Krieg schon aufräumen.‘ Das war natürlich glatter Unsinn, denn mit siegreichen Nazis wäre es doch wesentlich schwerer aufzuräumen als mit geschlag-

nen. Aber eben: Das war die Folge der nationalen Haltung.»

Wenn man Josef Müller in dessen Büro an der Gedonstrasse in München gegenüber sass, wagte man kaum die Frage zu stellen, ob es sich denn gelohnt habe. Hemmungen ergeben sich aus einer doppelten und wider-

sprüchlichen Erscheinung: Einerseits strahlte Josef Müller trotz seines hohen Alters und trotz der erlittenen Schmerzen und Foltern soviel Lebensfreude, Glaubensstärke und echten Patriotismus aus, dass nur ein überzeugtes Ja seine Antwort sein kann; andererseits standen in seinem Gesicht die Folgen der Torturen zu deutlich geschrieben, erkannte man an seinen Handgelenken noch die Spuren der monatelang getragenen Fesseln und war die Gesundheit des heldenhaften Kämpfers wegen der durchgemachten Leiden so sehr angeschlagen, dass man das Wort «lohen» kaum in den Mund zu nehmen wagte. Während Müllers Augen vor Begeisterung funkelten, verwiesen die sich nur müde bewegenden Lippen auf das 1967 erschienene Buch: «Ich hätte natürlich Gelegenheit gehabt, auszuwandern, aber ich stand damals wie heute auf dem Standpunkt, dass ein ganzes Volk nicht emigrieren kann», sagte Müller und forderte dann auf, in seinem Buch weiterzulesen: «Bereits im Hotel ‚Am Prager Wildsee‘ waren mit den amerikanischen Soldaten auch sogenannte ‚war correspondents‘ zu uns gekommen, um uns auszufragen. Im Hotel ‚Parco‘ in Neapel wurde dann eine eigene Pressekonferenz einberufen, bei der wir etwa 35 amerikanischen und englischen Journalisten Rede und Antwort standen. Immer wieder tauchte dabei die Frage auf: ‚Wo war der deutsche Widerstand?‘ ... Als ich dann wieder in der Heimat war, musste ich feststellen, dass die ehemaligen SD-Leute von den Alliierten ebenfalls zu dieser Frage gehört wurden und begonnen hatten, den deutschen Widerstand herabzuwürdigen. Ich erwähne dazu nur ein Beispiel: Roeder und der SD hatten Dohnanyi, mir und schliesslich auch Admiral Canaris den Vorwurf gemacht, wir hätten Juden unterstützt. Gegenüber den Amerikanern jedoch wurde behauptet, wir seien Antisemiten gewesen, und das in einer Zeit, in der sich der Hass gegen alles, was deutsch war, in aller Stärke entlud – nicht zuletzt wegen der Greuel in den Konzentrationslagern. Dass der Admiral in einem KZ schwer misshandelt und schliesslich dort ermordet wurde, dass ich selbst alle Torturen dieser Gefängnisse und Lager durchgemacht habe, das spielte bei diesen absurden Behauptungen offenbar keine Rolle mehr...»

Das klingt, wenn man es so losgelöst vom menschlichen Rahmen zur Kenntnis nimmt, vielleicht etwas verbittert. Bitterkeit aber ist etwas, was es im Leben von Josef Müller nicht gab. Er erinnert in diesem Zusammenhang an seinen Aufenthalt in Neapel. Im Hotel «Terminus» bat er einen amerikanischen Major, der gekommen war, ihm die Glückwünsche von Marschall Alexander zu überbringen, das grosse ihm zugewiesene Zimmer mit dem kleinen Schuschniggs tauschen zu können, weil Schuschnigg ja zusammen mit seiner Frau und seiner Tochter hier sei. Der Amerikaner wehrte ab; er wolle Schuschnigg gar nicht sehen, denn er habe vor dem Krieg als jüdischer Rechtsanwalt in Wien dessen Regime erlebt, habe jedoch glücklicherweise noch rechtzeitig nach den USA auswandern können, und Hass gegen das autoritäre Regime Österreichs

der dreissiger Jahre lag in seinen Augen. Da hielt ihm Josef Müller entgegen: «Es ist ja kaum einen Monat her, seit ich von Flossenbürg weg bin. Dort habe ich manches dazugelernt und manches verlernt. Ich habe vor allem verlernt zu hassen, weil ich den Hass erlebte in allen seinen Auswirkungen, die man sich kaum ausmalen kann.»

Immer noch aber liegt die Frage im Raum: «Hat es sich gelohnt?», und Josef Müller sagte, dass indirekt Papst Pius XII. ihm nach dem Krieg die gleiche Frage gestellt habe: «Es war am 23. Mai 1945, als mich der Papst zu einer fast drei Stunden dauernden Audienz empfing. Wir sprachen natürlich eingehend über den Kampf gegen Hitler, und so fragte mich der Papst, ohne jedoch eine Antwort zu erwarten: ‚Sie sind doch mit mir der Auffassung, dass wir unseren Kampf gegen diabolische Mächte haben führen müssen?‘ Und dann fuhr er fort: Das Ganze muss doch einen Sinn gehabt haben. Sie haben sicher in Ihren Kerkern über diese Frage nachgedacht? Für uns Christen kann nichts im Leben sinnlos sein. Denn der Schöpfer hat uns sicher nicht in die Welt gestellt, damit er uns behandelt wie irgendein Produkt, das aus einer Laune entstanden ist. Also: Worin sehen Sie den Sinn?‘ – ‚Ich glaube/ so erklärte ich dem Heiligen Vater, ‚das Christentum hat noch soviel Kraft in sich, dass wir von vorne beginnen und aus dem Urchristentum heraus eine Politik entwickeln können, in der der Persönlichkeitsbegriff den Menschen wieder emporhebt zu einer Unabhängigkeit vom Sog der Vermassung des Herdentriebes.‘»

Josef Müller dachte in philosophisch-religiösen, aber gleichzeitig auch in politischen Kategorien. Deshalb wollte er auf diese Frage auch noch eine politische Antwort geben: «Bereits am 14. August 1945 haben wir im Münchner Rathaus die ‚Union‘, die ‚Christlich-Soziale Union‘ aus der Taufe gehoben. Schon während des Krieges hatte ich mit italienischen Politikern wie Alcide de Gasperi Kontakt gehabt, und wir waren uns einig darüber, dass die Zeit für rein konfessionelle Parteien vorbei sei. Deshalb wollte ich die ‚Union‘. Es gab viele Freunde, die die Partei anders nennen wollten, nicht einfach um des Namens, sondern um des darin enthaltenen Programms willen. Selbst Adenauer war nicht begeistert. Ich aber beharrte auf diesem Namen, und das ist denn auch meine Antwort auf die Frage: ‚Hat es sich gelohnt?‘ Es hat sich gelohnt, denn aus dem Erlebnis des Widerstandes heraus sind wir dazu gekommen und haben erreicht, dass die Christen aller Parteien sich zusammenfinden können.»

Carl Meffert, also der Gebrauchsgrafiker Clément Moreau, kann und will sein Handeln nicht auf eine religiöse Basis abstützen. Auf die Frage, ob das, was er getan hatte, einen Sinn gehabt habe, antwortet er bescheiden: «Es war reine Aufklärungsarbeit. Mehr nicht. Aber ich war und bin mir im klaren: Ich war und bin nichts anderes als diese Frau hier.» Clément Moreau legt die Pfeife auf den Tisch und zeigt auf ein von ihm geschaffenes Plakat, das an der Wand hängt.

Nachdenklich zündet er wieder die Pfeife an und fährt fort: «Genau wie diese Frau hier, die zwar protestiert, sich aber ihrer Ohnmacht bewusst ist. Auch ich war mir meiner Ohnmacht bewusst, aber ich musste das, was ich getan habe, tun. Ich musste wenigstens aufklären.»

Eugen Gerstenmaier sucht die Frage, ob es sich gelohnt habe, politisch zu beantworten. Sehr positiv klingen seine Feststellungen nicht, weder auf die deutsche Innenpolitik noch auf die internationalen Verbindungen bezogen. «Ich frage mich, ob die These von Ger van Roon richtig ist, die er in seinem 1967 verfassten Buch über den Kreisauer Kreis, das den Titel ‚Neuordnung im Widerstand‘ trägt, dargelegt hat. Er geht davon aus, dass der deutsche Widerstand es den Deutschen in der Nachkriegszeit überhaupt erst ermöglicht habe, vollwertig in die Völkerfamilie aufgenommen zu werden. Ich halte das für eine liebenswerte Übertreibung. Meiner Meinung nach war für Amerika und die westliche Welt überhaupt nicht etwa der 20. Juli 1944 das Urdatum zum Entschluss, sich an Deutschland anzunähern und die Deutschen in die Verteidigungsgemeinschaft der freien Welt aufzunehmen. Das hatte mit dem deutschen Widerstand nichts zu tun, sondern erwuchs einfach aus der Notwendigkeit, diesen Kontinent in seiner Gespaltenheit dem sowjetischen Zugriff so weit wie möglich zu entziehen oder jedenfalls zu sichern, dass sich dieser Zugriff nicht mehr weiter ausdehnen könne. Das habe ich einerseits sehr deutlich bei Churchill gesehen. Ich halte die Reden, die er von 1947 an in Amerika zu halten begann, für seine Weltwendung als besonders wichtig. Und ich habe zum Beispiel bei Maurice Schumann, Chaban-Delmas' Aussenminister, erlebt, wie wenig die Urteile der Vergangenheit zu festigen vermögen. Bei Maurice Schumann hatte ich immer das Gefühl: Hier steht die Vergangenheit leibhaftig, doch steht es keinem Deutschen an, dafür jemandem Vorhalte zu machen.

**«Dieses Gefühl der Einsamkeit hat mich
nie mehr verlassen...»**

Es gab im deutschen Widerstand viele Leute, die meinten, nach dem Krieg werde die Welt nicht nur in Sieger und Besiegte, sondern auch noch in Gute und Böse geteilt. Man muss sich aber klar sein: Nicht nur die Deutschen, auch der deutsche Widerstand hat den Krieg verloren.»

Soweit Gerstenmaiers Auffassung über die Auswirkungen des deutschen Widerstandes auf die spätere Aussenpolitik der Bundesrepublik. Wie aber hat sich in Gerstenmaiers Erfahrung der Widerstand auf die deutsche Innenpolitik nach dem Kriege ausgewirkt? Wurde wenigstens dort zwischen Gut und Böse unterschieden? «Wenn ich an die Einsamkeit zurückdenke», sagt Eugen Gerstenmaier, «die mich erfasst hat, als ich erstmals in den Bundestag einzog, so kann ich auch da nicht besonders optimistisch antworten. Da war ich also gekommen, um Politik zu machen, und

kein einziger – um mit Plato zu sprechen – der alten treuen Gefährten war dabei! Es wäre mir ganz egal gewesen, in welcher Fraktion, aber kein einziger ... Dieses Gefühl der Einsamkeit hat mich nie mehr verlassen. Es gab natürlich Geschädigte, Emigranten, solche die aus deutschen Zuchthäusern entlassen wurden, aber aus meinem Kreis der Handelnden, der denkerisch oder militärisch führenden Köpfe war niemand da. Es waren ja fast alle tot.»

Wie aber haben diese anderen auf die Widerständler reagiert, die nun Politik machen wollten? Gerstenmaier nimmt kein Blatt vor den Mund: «Adenauer vermied im Gespräch mit mir fünfzehn Jahre lang eigentlich jedes Wort, das auf den deutschen Widerstand oder meine dort gewonnenen Erfahrungen anspielte. Nicht aus schlechtem Gewissen, sondern weil er uns ganz einfach für Dummköpfe hielt. Das ist hart gesagt, aber wahrscheinlich richtig. Es gibt Andeutungen und auch Meldungen, dass Karl Friedrich Goerdeler, einer der führenden Leute des 20. Juli 1944, mehrfach den Versuch unternommen hatte, Adenauer in den Widerstand einzubeziehen. Sie waren ja direkte Kollegen: Adenauer Oberbürgermeister von Köln, Goerdeler Oberbürgermeister von Leipzig, von 1930 bis 1937. Adenauer hatte sich aber nie darauf eingelassen. Ganz genau quellenmässig belegt lässt sich das allerdings nicht nachweisen. Meine Weisheit stammt von Jakob Kaiser. Adenauer selbst hat mir nie ein Wort gesagt, aber er liess mich immer spüren, was er von uns dachte: Wie konntet ihr bloss so dumm sein, euch auf eine solche Geschichte einzulassen, denn ihr musstet doch wissen, dass ihr – wenn es drauf und dran geht – ganz allein dasteht? So etwa muss Adenauer gedacht haben, denn er hielt den Widerstand für aussichtslos, und vor allem glaubte er, es sei von allem Anfang an zu erkennen gewesen, dass er aussichtslos war.

Im Bundestag aber gab es eine Menge Leute, die uns sehr sympathisch gesinnt waren, und zwar nicht einfach deshalb, weil das damals Mode war, sondern aus echter Dankbarkeit. Wenn die Welt der Emigranten auch eine ganz andere war als die unsere, in der wir zum Handeln übergegangen waren, so muss ich sagen, dass diese Leute uns sehr wohlwollend gegenübertraten. Vor allem die alten Sozialdemokraten, die hier in Deutschland eingesperrt waren oder die aus der Emigration zurückkamen, haben sich mir gegenüber am vornehmsten, nobelsten und vorbehaltlosesten gezeigt, als ich von allen Seiten angefeindet wurde. Das werde ich diesen Leuten nie vergessen. In meiner eigenen Partei hatten es die Helden des Widerstandes sehr viel schwerer...»

Willy Brandt, einer jener Sozialdemokraten, die aus der Emigration zurückkehrten, um das Land neu aufzubauen, erklärt auf die Bitte hin, seine damalige Tätigkeit zu bewerten, ohne Zögern: «Ich würde alles wieder so machen, wie ich es getan habe, nur entschiedener und konsequenter. Ich würde auch meine Freunde, die zu Hause bleiben, noch früher davor warnen, unnütz wegen rein demonstrativer For-

Hitler, der Barbar

Hitler-Worte zitiert nach Hermann Rauschnings 1939 im Europa-Verlag Zürich/New York erschienenem Buch «Gespräche mit Hitler». Rauschning war 1933 nationalsozialistischer Präsident des Senats der Freien Stadt Danzig geworden, trat jedoch im November 1934 zurück und emigrierte 1936 in die Schweiz und dann in die USA.



«Wir müssen grausam sein. Wir müssen das gute Gewissen zur Grausamkeit wiedergewinnen. Nur so können wir unserem Volk die Weichmütigkeit und sentimentale Philiströsität austreiben, diese «Gemütlichkeit» und Dämmererschoppenseligkeit. Wir haben keine Zeit mehr zu schönen Gefühlen. Wir müssen unser Volk zur Grösse zwingen, wenn es seine historische Aufgabe erfüllen soll.» (Seite 22)



«Sie halten mich für ungebildet, für einen Barbaren. Ja! Wir sind Barbaren. Wir wollen es sein. Es ist ein Ehrentitel. Wir sind es, die die Welt verjüngen werden. Diese Welt ist am Ende. Es ist unsere Aufgabe, Unruhe zu stiften.» (Seite 78)



«Die Leute haben erwartet, dass ich sie mit Glacéhandschuhen anfassen werde, oder dass ich mich mit Reden begnügen werde. Wir sind nicht in der Lage, auf humane Gefühle Rücksicht zu nehmen. Ich kann auch nicht erst langatmige Untersuchungen anstellen, wer guten Willens ist und ob einer unschuldig ist. Wir müssen uns von allen sentimentalischen Gefühlen freimachen und hart werden. Wenn ich eines Tages den Krieg befehlen werde, kann ich mir nicht Gedanken machen über die zehn Millionen junger Männer, die ich in den Tod schiecke.» (Seite 79)



«Ich werde Polen jedenfalls eine Chance geben. Da sind Leute, die mir Realisten zu sein scheinen und von den Demokratien ebensowenig halten wie wir. Allerdings werden die Herren grosszügig sein müssen. Dann werde ich es auch sein können.» (Seite 111)



«Alle Abmachungen mit Polen haben nur vorübergehenden Wert. Ich denke gar nicht daran, mich ernstlich mit Polen zu verständigen. Ich habe es nicht nötig, mit irgendeiner Macht zu teilen. Ich kann jederzeit mit Sowjetrussland zu einem Einvernehmen kommen. Ich kann Polen aufteilen, wann und wie es mir beliebt.» (Seite 113)



«Ich bin nicht bloss der Überwinder, ich bin auch der Vollstrecker des Marxismus, wenn man das, was er wollte und was berechtigt an ihm ist, der jüdisch-talmudischen Dogmatik entkleidet. Ich habe vom Marxismus viel gelernt. Ich gestehe das ohne weiteres ein. Nicht etwa von dieser langweiligen Gesellschaftslehre und materia-

listischen Geschichtsauffassung, von diesem absurden Zeug von «Grenznutzenlehre» und dergleichen. Aber von ihren Methoden habe ich gelernt. Nur, ich habe damit ernst gemacht, womit diese kleinen Krämer- und Sekretärseelen zaghaft angefangen haben. Der ganze Nationalsozialismus steckt da drin.» (Seite 174)



«Jeder Staat beruht in erster Linie auf dem Sicherheitsbedürfnis und dem Vertrauen der kleinen Sparer und der Hausfrauen. Hat man nicht diese beiden Kategorien zu Freunden, so kann sich keine Regierung mehr halten.» (Seite 196)



«Wir fiebern vor Begier nach der Macht und scheuen uns keineswegs, dies einzugestehen. Wir sind besessen nach diesem höchsten Gut. Wir sind fanatisch in unserem Willen zur Macht. Für uns ist dies nicht bloss eine blutlose Lehre: dieser Wille zur Macht, sondern buchstäblich der Sinn und Inhalt dieses Lebens. Wir leben, ja wohl wir leben. Lassen wir die anderen unterdessen schlafen. Fafnir, der wilde Wurm: ich lieg und besitz, lasst mich schlafen.» (Seiten 254/255)



«Ich erkenne kein Moralgesetz in der Politik an. Politik ist ein Spiel, in dem jeder Trick erlaubt ist und in dem die Spielregeln sich je nach Geschicklichkeit der Spieler ständig ändern. Es ist nicht meine Schuld, wenn mich die Leute für einfältig halten und nachher feststellen, dass sie selbst die Dummen waren.» (Seite 255)



«Die grosse Probe wird uns nicht erspart. Wir müssen auf den härtesten Kampf gefasst sein, den ein Volk je zu bestehen gehabt hat. Nur über diese Willensprobe können wir für die Herrschaft reif werden, zu der wir berufen sind. Es wird meine Pflicht sein, diesen Krieg ohne Rücksicht auf Verluste zu führen. Die Blutopfer werden ungeheuerlich sein. Jeder von uns weiss, was der totale Krieg bedeutet. Wir werden als Volk zur Stahlhärte geschmiedet werden. Alles Weichliche wird von uns abfallen. Aber der gehämmerte Kern wird ewig dauern. Ich fürchte keine Zerstörungen. Wir werden viel darangeben müssen, was uns lieb und heute unersetzlich erscheint. Städte werden in Trümmer zerfallen; edle Bauwerke werden für immer verschwinden. Diesmal wird unser heiliger Boden nicht verschont bleiben. Aber ich fürchte dies nicht. Wir werden die Zähne zusammenbeißen, wir werden weiterkämpfen. Deutschland wird schöner und grösser als jemals ein Land der Welt aus diesen Trümmern erstehen.»

men des Widerstandes sich dem Risiko des Zuchthauses auszusetzen. Nachdem der Widerstand 1932 nirgends war, und nachdem es nicht einmal 1933 Ansätze zu einem Generalstreik gegeben hatte, musste die Vernunft zeigen: Demonstrativer Widerstand – so ehrenhaft er auch war und so grossen Respekt ich vor jedem hatte, der das auf sich genommen hat, und allzu viele sind ja draufgegangen – demonstrativer Widerstand konnte an den Machtverhältnissen nichts ändern.

Die Bevölkerung von Dachau und «Dachau»

Es geht hier nicht um die Frage, was das deutsche Volk zu welcher Zeit über die Greuelthaten des Nazi-Regimes gewusst hat und was nicht. Es geht hier konkret um die Bevölkerung jener Orte, in denen Konzentrationslager errichtet waren. Als Zeuge sei «ein österreichischer Katholik» angeführt, der der Redaktion der «Neuen Zürcher Nachrichten» – wie es in der Einleitung eines Berichtes ausdrücklich hiess – «als durchaus vertrauenswürdig persönlich bekannt» war und der am Schluss seines Berichtes «Ich war vier Jahre in Dachau» noch während des Krieges im katholischen Zürcher Blatt über seine vom 2. April 1938 bis zum 2. November 1942 dauernde Haft in Dachau geschrieben hatte: «Wie steht nun, könnte man noch fragen, die (beispielsweise Dachauer) Bevölkerung zur SS? Gänzlich ablehnend: Betritt ein SS-Mann ein Dachauer Lokal, verlässt es ein jeder Einheimische; marschieren die SS durch den Ort, schliessen die Mädchen die Fenster, rufen die Mütter ihre Kinder ins Haus. Als aber 1939, am 50. Geburtstag Hitlers, 600 entlassene Häftlinge zum Bahnhof marschieren sind, wurden sie aus den Fenstern des allerwege königlich-bayrischen Dachau mit Blumen, Schokolade, Apfelsinen, Banknoten und Liebesbriefen bombardiert, so dass fürderhin Entlassene stets auf Umwegen zum Bahnhof geführt werden...»

Man musste sich auf einen langen Atem einstellen und bereit sein für die Zeit danach. Sinnvoller und wirksamer war es – und das müsste man sich für die Zukunft merken –, sich in den Apparat hineinzuarbeiten.»

Diese Einschränkungen von Willy Brandt reizen geradezu zur Frage, ob sich denn seiner Meinung nach der Widerstand trotzdem gelohnt habe. Seine Antwort: «Ganz gewiss. Zwar hat der deutsche Widerstand nicht so viel zum Ende des Nazismus beigetragen, wie man dies gerne hätte und wie es angesichts der Tatsache, dass der Nazismus nicht nur eine deutsche Schande, sondern eine Existenzbedrohung dessen war, was man im guten Sinne Europa nennt, nötig gewesen wäre. Aber der Widerstand hat es uns nachher doch wesentlich leichter gemacht. Ohne ihn hätte es Deutschland viel schwerer gehabt, auf die Beine zu kom-

men. Ich höre jetzt noch in den Ländern, in denen das Misstrauen gegenüber Deutschland noch immer nicht abgetragen ist, wie Leute, die ausgewogener denken, ihren eigenen Landsleuten in Frankreich oder in Holland oder anderswo – ich habe das mehrmals gehört – entgegenhalten: Als wir in die deutschen Lager kamen, haben wir dort schon Zehntausende Deutscher vorgefunden. Für die moralische Legitimierung dessen, was danach kam, war der Widerstand wichtig.» Die Frage, wie sich Willy Brandt gegenüber Deutschen, die damals den anderen Weg gegangen sind, verhalte, braucht nicht einmal gestellt zu werden. Willy Brandt sagt von sich aus: «Ich breche über niemanden den Stab, aber für mein eigenes Leben kann ich sagen: Es war nicht immer leicht, es war oft sehr schwierig und manchmal sogar mit ernster Gefahr verbunden, aber ich finde, ich habe ein reicheres Leben geführt.»

Im Rückblick macht andererseits Visser't Hooft für seine Person gewisse Einschränkungen: «Heute würde ich sagen: Wir haben nicht genug getan, besonders in der Judenfrage. Wenn ich ein schlechtes Gewissen habe, so ganz einfach deswegen, weil ich zu denjenigen gehört habe, die sehr früh wussten, was in Auschwitz und andernorts geschah. Wir haben zwar einiges getan, wir haben die englische und die amerikanische Regierung informiert und konkrete Vorschläge gemacht, aber dass nicht wirklich etwas Grosses geschah, auch hier in der Schweiz nicht, um in der Judenfrage eine grundsätzliche Änderung zu erzwingen, das ist der Grund meines schlechten Gewissens. Was wir getan haben, unternahmen wir im hoffnungslosen Gefühl, man werde uns sowieso nicht glauben, wenn wir von Gaskammern sprechen. Die ersten stichhaltigen Informationen darüber bekamen wir vom Jüdischen Weltkongress. Ich war mit dessen Generalsekretär Gerhart M. Riegner befreundet, der mittels geheimnisvoller Methoden und auf unglaublichen Wegen informiert worden war. Mit ihm zusammen habe ich die Briefe an die englische und amerikanische Regierung verfasst. Andererseits habe ich auch die Gedanken, die etwa im Kreisauer Kreis beheimatet waren, nach England und Amerika weitergegeben. In London und Oxford wandte ich mich dabei vor allem an Arnold Toynbee, den Leiter des Institute of International Affairs, und an Lindsay. Sie beschäftigten sich mit den menschlichen Nachkriegsproblemen, und ihnen war ich erstmals 1942 anlässlich einer meiner London-Reisen begegnet. In Genf haben verschiedene Gruppen über Deutschland gearbeitet. Die wissenschaftlichen Publikationen über die Geschichte der Europabewegung gehören zu den ersten Versuchen, deutliche Europapläne auszuarbeiten. Sie gingen also weit über Deutschland hinaus. Vieles davon ist veraltet, aber viele Dinge sind für die künftige Lage wichtig geworden und auch heute noch interessant. Nützlich waren für uns diese Unterlagen vor allem, als wir nach dem Krieg die Kommission für internationale Angelegenheiten gegründet haben im Rat der Kirchen.»

In einem Punkt macht Visser 't Hooft gewisse Einschränkungen: Man sei vielleicht in jenen Kriegsjahren etwas zu optimistisch gewesen in bezug auf die künftige Haltung der Sowjetunion. Ausdruck jener Haltung sei zum Beispiel das interessante Russland-Buch des Basler Professors Fritz Lieb, das vom Optimismus ausgegangen sei, dass das Russland von heute ein echt humanistisches Russland sei. «Das war», so fügt Visser 't Hooft an, «damals auch unsere Auffassung.» Dann aber lenkt Visser 't Hooft wieder auf unsere Frage zurück, ob und wieweit der Widerstand sich gelohnt habe. Er sagt: «Es hat sich gelohnt. Allerdings nicht in dem Sinn, dass wir auf Erden ein Bedürfnis schaffen, aber dadurch, dass wir unserem eigenen Leben damit einen Sinn gegeben haben. Wir wollten für etwas kämpfen, das besser sein sollte als Hitler. Deshalb wa-

ren die Widerstandsleute im wahrsten Sinn des Wortes fröhliche Leute, denn es waren Menschen, die wussten, wofür sie lebten – und auch dafür starben. Ob dabei mit einem echten Erfolg gerechnet werden musste oder konnte, war eine zweitrangige Frage. Es ging vielmehr um die Fragen: Was machst du mit deinem Leben? Wofür kämpfst du in deinem Leben? Vielleicht hast du damit ein wenig Erfolg, vielleicht nicht, aber jedenfalls hast du ein sinnvolles Leben gehabt.» Wenn man Visser 't Hooft so hört, könnte man fast geneigt sein zu glauben, seiner Meinung nach bringe eine negative Umwelt für unser Leben umso mehr Sinn. Man kann dies nicht nur meinen, es ist auch in den Absichten Visser 't Hoofts: «Vielleicht haben Sie recht damit, jedenfalls deutet vieles daraufhin.»



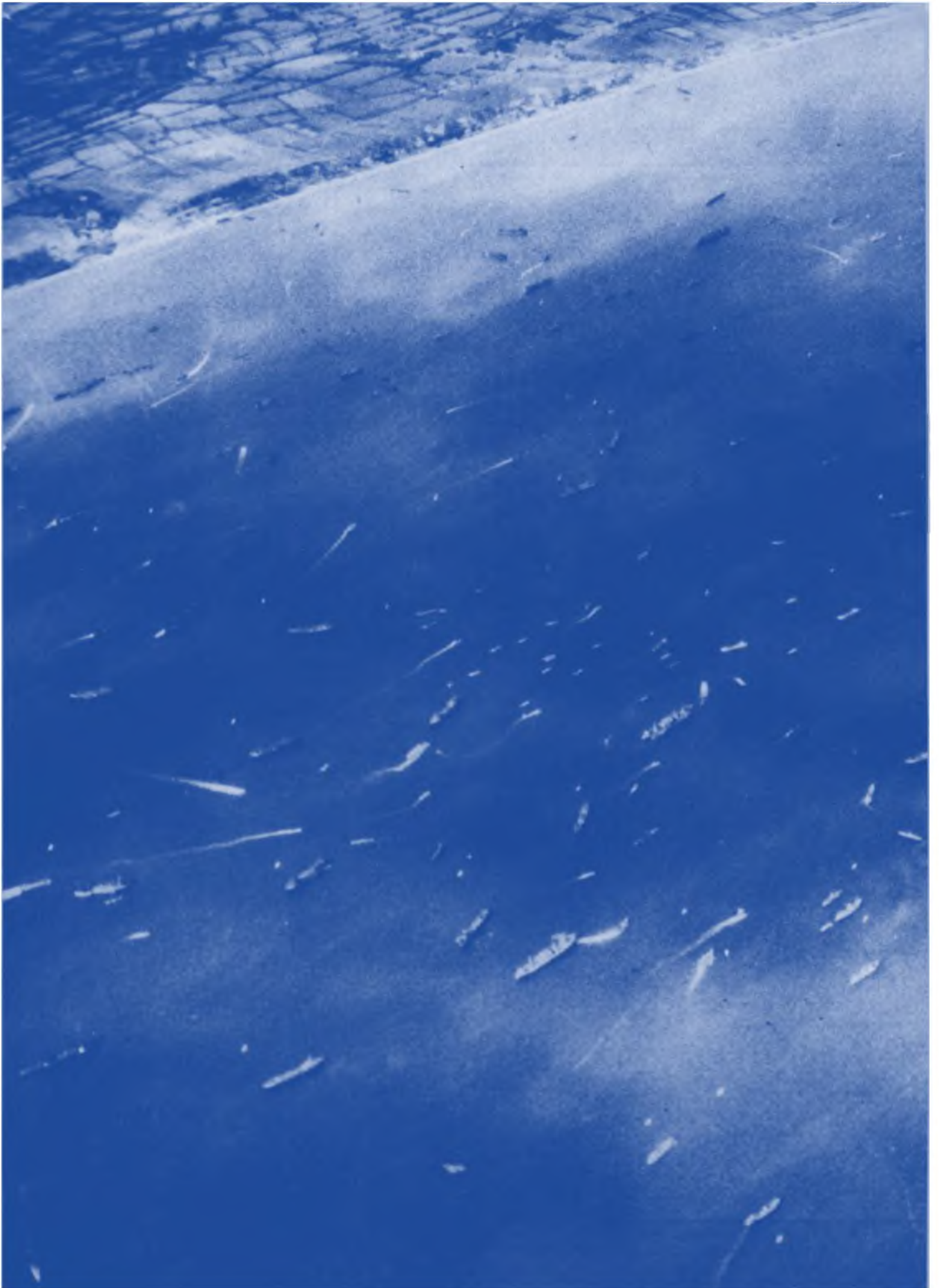
Das Blatt hatte sich gründlich gewendet, die Gegenoffensive, vor allem vom Osten her, begann sich auszuwirken, wobei die «Katjuschas», als gefürchtete «Stalinorgeln» (links) bekannt, entscheidende Erfolge erzwangen.

Tausende von Schiffen, Booten und Landungsfahrzeugen waren beteiligt, als die Alliierten am 6. Juni 1944 unter Eisenhower das Unternehmen «Overlord» realisierten: Wie ein Blick in ein Mikroskop präsentierte sich das Bild der alliierten Invasionsflotte vor der normannischen Küste (Seite 198).

Auf dem Weg zum Festland (Seite 199 oben).

Jacques Chaban-Delmas (Seite 199 Mitte) zog als jüngster Brigadegeneral Frankreichs an der Seite von General Ledere im August 1944 in das befreite Paris ein.

Am 21. Oktober 1944 rückten amerikanische Truppen in Aachen ein. Nun war der Krieg eindeutig auf deutschen Boden getragen worden. Die Alliierten waren in Feindesland (Seite 199 unten).





Selbst in der Niederlage manifestierten die Deutschen noch ihre Präzisionsinstrumente: »Der Gleiszerstörer . . . wurde durch den Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion, Speer, der Front in kurzfristiger Fertigung zur Verfügung gestellt«, hieß es in der amtlichen Legende (Bild rechts).

Die geheimnisvolle Rakete im geheimnisvollen Raketenversuchsgelände Peenemünde (Bild Mitte oben) wurde vom ukrainischen Emigranten Jacques Bergier (Bild rechts außen) zusammen mit seinen Genossen ausspioniert, worauf die Engländer das Areal bombardierten (Bild rechts unten), was nach Churchills Worten wesentlich zur Realisierung der Invasion von 1944 beitrug.





Der Tiroler Widerstandskämpfer Karl Gruber setzte sich nach Kriegsende auf dem politischen Parkett für die Unabhängigkeit Österreichs ein. Als Außenminister seines Landes (Bild rechts oben) unterstrich er stets die Bedeutung der Vereinten Nationen, obwohl sein Land noch zehn Jahre auf die volle Souveränität und damit den Beitritt zur UNO warten musste.



ADDRESS _____
 CONSIGNEE _____
 ADDRESS _____

PART II CERTIFICATE OF U.S. STATE (IN ARMY OR NAVY WHEN ACTING FOR STATE) (TO BE FILLED IN BY U.S. STATE, OR ARMY, OR NAVY)

A—DATE 9 Sep 46
 B—STATEMENT OF URGENCY (including date required of destination): Return to Paris to attend Peace Conference.
 C—THE TRANSPORTATION REQUESTED IS OF SUCH IMPORTANCE AS TO JUSTIFY TRAVEL BY AIR, AND
 D—THE TRANSPORTATION REQUESTED IS IN THE NATIONAL INTEREST OF THE UNITED STATES BECAUSE SUCH TRANSPORTATION WILL CONTRIBUTE TO _____
 Security or confidence of the U.S. Govt. In order to accomplish mission of great importance to the U.S. In order to expedite the mission of a U.S. Government official or representative of the U.S. Government
 E—TRANSPORTATION IN TIME TO ACCOMPLISH THE MISSION FOR NON WAR EFFORT TRAFFIC IS NOT AVAILABLE BY U.S. CIVIL AIR CARRIER.
 F—MAKE CONTACT THROUGH: ATC (Revenue passenger)
 THE UNDERSIGNED CERTIFIES THE ABOVE STATEMENTS ARE CORRECT WITH RESPECT TO THE TRAFFIC DESCRIBED IN PART I HEREOF

Laurence O. Frank American Consul General U.S. STATE FRANK (SHOW INK YES)
 NAME AND SIGNATURE TITLE U. S. STATE

PART III CERTIFICATION FOR NON MILITARY LEND LEASE TRAFFIC (TO BE FILLED IN BY U.S. STATE)
 This receipt for the transportation specified in Part I shall be cancelled when the passenger, if the origin is outside the continental U.S., has departed from the U.S. or when the passenger, if the origin is in the continental U.S., has departed from the U.S. or when the passenger, if the origin is in the continental U.S., has departed from the U.S. or when the passenger, if the origin is in the continental U.S., has departed from the U.S.

NAME AND SIGNATURE _____ TITLE _____ U. S. STATE _____

Karl Gruber musste als Außenminister stets Bewilligungen der amerikanischen Besatzungsbehörden verlangen, wenn er zu internationalen Verhandlungen reisen wollte. (Bilder Mitte und unten: Transport- und Reisebewilligungen vom September 1946)

RESTRICTED

USAAF AIR TRANSPORT COMMAND X 302101

3-10-46 Vic-112 **REVENUE TICKET**

Dr. Karl Gruber 20 Sept 1946

NOT GOOD FOR PASSAGE

Vicenn, Austria

Paris, France

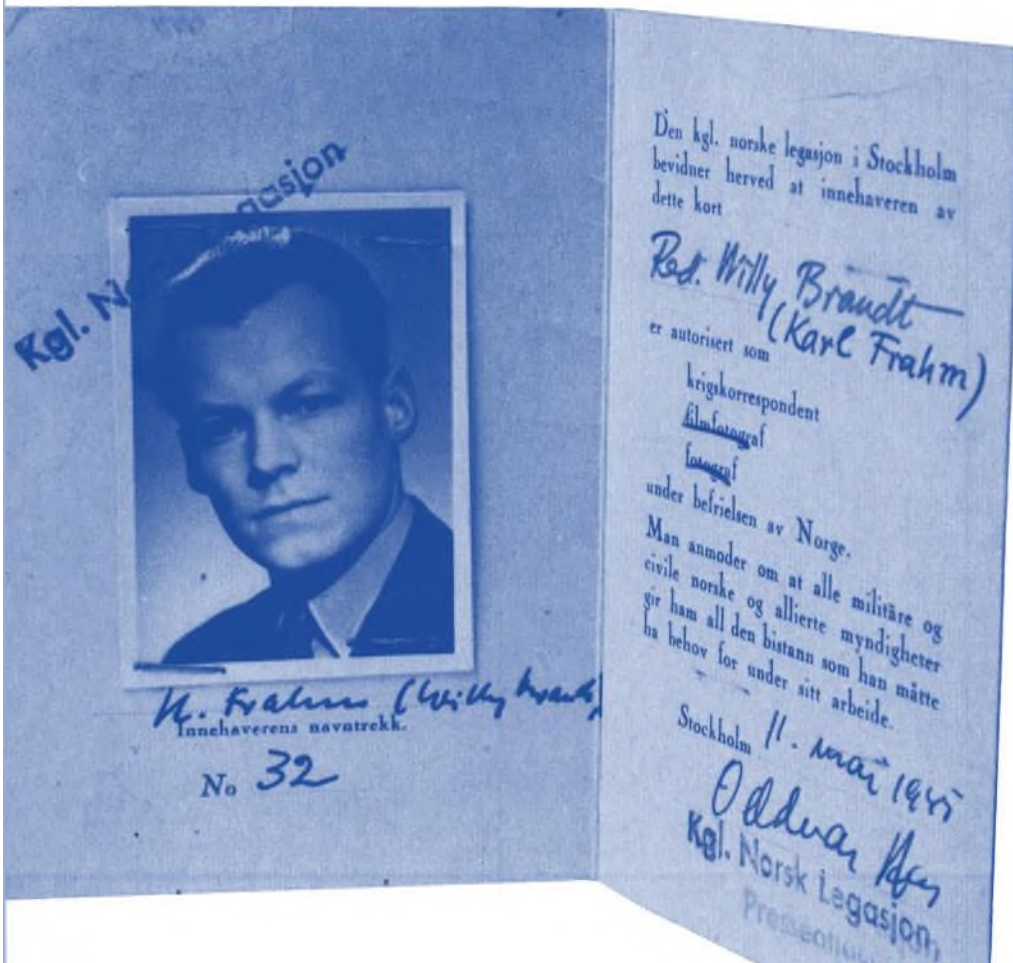
CLASS	FARE	TOTAL
2	100	78 00
53	100	78 00

Charles S. Heaville 2nd Lt

PASSENGER'S RECEIPT



Patrick Smith (zusammen mit seiner Frau) hatte während des Krieges über die BBC gegen die Gefahr von aussen gekämpft, nach Kriegsende setzte er sich für die Völkerverständigung und die Freiheit Europas ein.



Willy Brandt war nach Kriegsende als norwegischer Kriegskorrespondent (Bild: Ausweis der norwegischen Gesandtschaft in Stockholm) nach Deutschland zurückgekehrt, in seine Heimat, in der er zuerst zum Bürgermeister und dann zum Bundeskanzler aufstieg.

Das darf nicht wieder geschehen

Sich ja nicht manipulieren lassen

Warum haben Hunderttausende von Frauen und Männern in Europa, von Frankreich bis zum Ural, von Norwegen bis Griechenland, Widerstand geleistet? Sie wollten sich nicht der Tyrannei beugen, sich nicht der Diktatur unterwerfen, die Welt nicht zum Spielball von Despoten werden lassen. Und sie wollten einer kommenden Generation ein lebenswertes Leben sichern.

Wenn also aus all dem, was die etwa zwanzig befragten Persönlichkeiten zu ihrer eigenen Einstellung, zu ihren eigenen Taten und ihren eigenen Absichten zu sagen hatten, die Schlussfolgerungen gezogen werden sollen, so seien diese auf die Jugend von heute und morgen ausgerichtet. Übereinstimmend gehen alle, die hier Rede und Antwort gestanden haben, davon aus, dass alles unternommen werden müsse, damit sich so etwas, wie es sich in den dreissiger und zu Beginn der vierziger Jahre abgespielt hat, nicht wiederhole. Was aber wollen diese Persönlichkeiten künftigen Generationen aus ihren Erfahrungen heraus mit auf den Weg geben?

Es braucht Verständnis für die Jugend, doch muss man sie auch der Grenzen bewusst machen

Willy Brandt: «Man muss die Schärfung des Gewissens zu einem Hauptinhalt des Lebens machen. Und das zweite: Auch wenn wir wieder Grund haben, stolz auf unser Land zu sein, darf nicht vergessen werden, dass das Land allein nicht genügt, sondern dass unsere Zukunft in Europa liegen muss. Ich glaube, dass die Jungen dies schon spüren. Wäre man nach dem Ersten Weltkrieg jenen gefolgt, die – vielleicht etwas zu idealistisch – von den Vereinigten Staaten von Europa sprachen, dann hätte man vielleicht verhindern können, was schliesslich passiert ist. Ich habe aber die Hoffnung, dass heute ein Europa der Jugend heranwächst. Wenn ich sehe, was zwischen deutschen und französischen Städten möglich ist, so stimmt mich das optimistisch. Zehntausende junger Menschen besuchen einander und lernen die Sprache des andern kennen, und wenn ich sie heute in grösseren Gruppen beisammen sehe, kann ich nicht mehr mit dem Finger zeigen und sagen: Das ist ein junger Deutscher, und das ist ein junger Franzose. Als ich selbst jung war, konnte ich das. Das heisst nun aber: Es ist etwas geschehen, und ich hege grosse Hoffnungen, dass Deutschland auf diese natürliche Weise in die Europäisierung hineinwache, in eine wirkliche europäische Gemeinschaft, nicht nur im technischen Sinn. Und so könnte dann aus dem Europa der Jugend ein Europa der Völker werden.»

«Man kann den jungen Leuten von heute nicht sagen, ihr sollt das so oder so und auf keinen Fall anders machen», betont der Österreicher Anton Benya. «Man kann höchstensfalls Vergleiche anstellen. Man kann ihnen also allenfalls erklären, wie schwierig es damals, als wir jung waren, war, einen Lehrplatz zu finden; man kann ihnen sagen, wohin falsche Wirtschaftspolitik damals geführt hat – näm-

lich zur Arbeitslosigkeit, und was falsche Politik erwirkt hat – nämlich die Diktatur. Nur so kann man meiner Meinung nach die Jugend auf den richtigen Weg führen, wobei man in erster Linie das Interesse für das Ganze wecken und die Notwendigkeit zur Toleranz klarmachen muss. Demokratie bedeutet ja, verschiedene Meinungen zu haben und haben zu dürfen, die andere Meinung des anderen anzuerkennen. Das heisst also: um seine eigene Meinung höchstens durch Agitation, Gespräche und Beweise, vor allem aber durch bessere Leistungen ringen.»

Bruno Kreisky sieht die vordringlichste Arbeit im Blick auf die heutige Jugend und die nächste Generation darin: «Man muss die Erkenntnis vermitteln, dass Faschismus – wie der alte Dorati einmal gesagt hat – als Krieg innerhalb eines Volkes beginnt und als Krieg zwischen den Völkern aufhört. Das ist eine der weisesten und durch die Erfahrungen gedeckte Erkenntnis des berühmten italienischen Sozialistenführers, der Matteotti überlebt hat. Denken Sie doch daran: Auch die griechische Junta hat zum Krieg geführt, zum Krieg in Zypern, der dann allerdings schlecht ausgegangen ist. Faschismus führt immer zum Krieg, und ich würde der Jugend sagen: Ihr bezahlt letztlich die Zeche mit eurem eigenen Leben. Zweitens würde ich den jungen Leuten sagen: sich nicht für diese Auseinandersetzungen interessieren heisst, seine eigene Zukunft verschütten. Wie schlecht auch manchmal die Politik sein mag, auch in der Demokratie, die Jungen haben es in der Hand, sie zu ändern. Auf jeden Fall lohnt sich der Versuch. Man kann in der Politik immer die Dinge ändern, man muss nur Mut und Tatkraft und auch Geduld haben. Nur in der Diktatur ist alles irreversibel.»

Marie-Madeleine Fourcade möchte die Erinnerung an den Widerstand wachhalten und die Jugend dazu bringen, die Lehren daraus zu ziehen: «Man sollte vor allem Verständnis wecken für unseren Kampf gegen die damalige Diktatur. Die Jugend muss die Botschaft des Widerstandes hören – damit meine ich den Widerstand gegen alles, was die Freiheit bedrohen kann und will. Damit habe ich das Spektrum absichtlich sehr weit geöffnet. Ein solcher Widerstand beschränkt sich also nicht etwa auf den Faschismus und den Nationalsozialismus, er bezieht sich positiv auf den Kampf Israels und negativ auf jenen gegen den Kommunismus. Wenn ich die heutige Innenpolitik ansehe, bin ich entsetzt. Wo soll das hinführen? Zur Resignation vor der Tatsache, dass es in Russland Konzentrationslager und psychiatrische Kliniken gibt?»

«Lamentieren hilft nichts», sagt Fritz Bock, «wir müssen vielmehr informieren. Man sollte also – um konkret von Österreich zu sprechen – den zeitgeschichtlichen Unterricht in den Schulen ausbauen. Ich habe kürzlich mehrere Gespräche mit unserem Unterrichtsminister darüber geführt, der glaubt, das geschehe bereits. Ich aber glaube, es ist zu wenig. Der Geschichtsunterricht darf nicht einfach bei 1918 oder allenfalls 1938 aufhören. Unser Geschichtsunterricht sollte vermehrt auf die Zwischenkriegszeit und

die Nachkriegszeit abgestellt werden.» Man könnte Fritz Bock natürlich entgegenhalten, dass der Geschichtsunterricht der meisten Länder, soweit er sich auf die allerletzte Vergangenheit bezieht, auf verniedlichenden Kompromiss ausgerichtet ist, doch verlangt Bock einem solchen Einwand gegenüber: «Man sollte dabei natürlich der Jugend sagen, dass politische Gegensätze bestehen, und man sollte diese in keiner Weise verwischen. Man sollte sie im Gegenteil ideologisch begründen, mehr als das gegenwärtig der Fall ist, nur sollte man den, der anderer Meinung ist, respektieren.» Damit stimmt Bock genau mit dem überein, was sein sozialistischer Landsmann Benya ausgesagt hat. «Man soll die andere Meinung des anderen», fährt Bock weiter, «als dessen echte Überzeugung anerkennen und versuchen, sie allenfalls durch Argumente zu ändern, diesen ändern aber nie als Feind, sondern immer als Partner, eben als andersdenkenden Partner zu sehen. Ich habe übrigens den Eindruck, dass diese Haltung bei der heutigen Jugend schon weitgehend Eingang gefunden hat, was aus ihrer eigenen Entwicklungszeit heraus verständlich ist.»

Steht dieses Kompliment, das an die heutige Jugend gerichtet ist, nicht in einem gewissen Gegensatz zur allgemeinen Auffassung, die heutige Wohlstandsjugend sei an solchen Problemen eigentlich gar nicht oder nur wenig interessiert? «Die heutige Jugend ist», so erklärt Anton Benya, «tatsächlich ohne grosse eigene Sorgen aufgewachsen, aber sie denkt, und dabei spreche ich jetzt in erster Linie von der österreichischen Gewerkschaftsjugend, ausserordentlich ernst über die aktuellen Probleme nach. Wo das nicht der Fall ist, muss der Fehler unserer eigenen Generation zugeschrieben werden, die der Jugend ein zu leichtes Leben sichern und daher alles zur Verfügung stellen wollte, was nur möglich war. Auf jeden Fall sehr vieles, was wir in unserer Jugend nicht gehabt haben.»

Joze Vilfan stimmt hier ein: «Ich muss zugeben, dass jetzt so viele neue Fragen aufgekommen sind, die es zu meiner Zeit überhaupt noch nicht gegeben hat. Deshalb kann ich der heutigen Jugend nur etwas Moralisches zurufen, etwas ganz Persönliches: Ich wünsche, dass die heutigen jungen Leute sich selbst treu bleiben und treu bleiben können, wie auch ich es in meiner eigenen Jugend habe tun können. Ich kann den jungen Leuten nicht konkret sagen, was sie tun sollen, aber eines vielleicht soll gelten: Sie sollen sich nicht manipulieren lassen und ihrem Leben einen Sinn geben.»

Anton Benya, der von der Arbeiterjugend sehr positiv gesprochen hat, macht eine Einschränkung: «Die studierende Jugend, die ihrer Natur nach lebhaft sein muss, kann ich manchmal schwerer verstehen. Ich verstehe selbstverständlich, dass es für den Freischaffenden, also für den Studenten zum Beispiel, schwerer ist, sich zu einem bestimmten Programm zu zwingen, und deshalb begreife ich auch die zusätzliche Unruhe. Aber trotzdem... Nur muss ich sagen: Wenn diese Leute dann einmal mit dem harten Leben

konfrontiert werden, verschwinden weitgehend auch ihre Flausen.»

Eugen Gerstenmaier formuliert das wesentlich schärfer: «Was sich an den deutschen Universitäten abspielt, ist ungeheuer. Dass es trotzdem viel harmloser ist als die Barbarei der nationalsozialistischen Massendisziplin, muss ich jedoch zugeben. Die heutigen Jungen sind bis zu einem gewissen Grad mit Gegenklischees gegen den Totalitarismus überfüttert. So sehr überfüttert, dass sie gar nicht mehr merken, welche Gefahren hinter diesen Klischees stehen. Ich sehe jedoch ein, dass die bedenkenlose Gewalt erst zur grossen politischen Gefahr wird, wenn sie organisiert ist. In diesem Sinn würde ich die Disziplinlosigkeit für weniger gefährlich halten, doch nur unter der Bedingung, dass ein Staat oder eine Gesellschaft – ich kann dieses Wort schon kaum mehr hören! – vorhanden wären, in denen sich die verschiedenen Elemente über Differenzen hinweg zusammenschliessen, um unpolitisch darzustellen: Hier stösst ihr auf den Kern! Mit anderen Worten: Hier ist die Grenze! Aber unser heutiger Staat ist ja leider so, dass man ohne grosses Risiko nach dem Kern greifen kann.»

Das tönt nach Radikalisierung. Hier aber widerspricht Anton Benya deutlich: «Das totalitäre Denken von einst ist nicht mehr vorhanden. Es gibt vielleicht die Denkungsart der ‚Freiheit ohne Verpflichtung, aber da muss man einfach klarstellen: Freiheit verpflichtet ganz ausserordentlich. Aber wie gesagt: Eine Radikalisierung sehen wir nicht. Wenn man sich Zeit nimmt, mit den Jungen zu reden, hören sie tatsächlich zu.»

«Die Jungen sollen sich auf keinen Fall beeindrucken lassen, sondern kämpfen...»

Panajotis Kanellopoulos kommt auf die intellektuelle Jugend zurück und verwirft einen gewissen Intellektualismus als autoritär, der sich sogar in der Kunst manifestiert: «Neben der Kunst haben wir jetzt die Antikunst, neben der Musik die Antimusik. Glücklicherweise haben wir noch keinen Antroman und keine Antimemoiren, denn selbst die ‚Antimemoire von André Malraux sind Memoiren. Einer der genialsten Vertreter dieser Antikunst ist ein Grieche: der in Athen geborene Yannis Xenakis, der weltweit bekannt ist. Es ist eine Kunst, die alles verneinen will, was bisher galt. Das kann nicht sein! Es muss zu einem Augenblick führen, wo selbst die Antimusik oder die Antikunst oder auch die Antipolitik sich entwickeln werden zu einer Anti-Antikunst, einer Anti-Antimusik, einer Anti-Antipolitik. Das ist unvermeidlich. Ich verneine nicht die Bedeutung dieses Schrittes, und ich betrachte ihn ausserordentlich aufmerksam, aber kritisch, wobei ich dies heute und in diesem Gespräch zum erstenmal in dieser Art und Weise formuliert habe. Diese Formulierung hat mir selbst nun einen Denkanstoss gegeben, dem ich weiter nachgehen will.»

Eine unauslöschliche Jugenderinnerung...

Es war an einem herrlichen Oktobertag der ausgehenden sechziger Jahre. Im reichbefrachteten Terminplan gab es zwei freie Stunden. Die wollte ich ausnützen, um mich wieder einmal vom Piskarew-Friedhof, der die Opfer der Belagerung Leningrads beherbergt und den ich von einer früheren Reise her kannte, beeindrucken zu lassen. Ich mietete ein Taxi. Eine etwa 35jährige Chauffeurin fuhr mich aus der Stadt hinaus. Wir plauderten über das Theaterprogramm, über den Alltag. Je mehr wir uns dem Ziel näherten, umso schweigsamer wurde die Fahrerin. Am Friedhof angekommen fragte sie, ob sie ebenfalls die Gedenkstätte besuchen dürfe, was ich natürlich erlaubte.

Neben dem Haupteingang befindet sich ein Museum, das an die schweren Jahre der Stadt an der Newa erinnert, und in die Hauswand ist das Versprechen eingemeisselt: «Ihr Helden bleibt ewig in unseren Herzen und in denen jener Leute, die nach Euch leben werden.» Der Friedhof selbst ist ein riesiges Areal mit einer geschmackvollen Mischung von Rasen und Blumen. Dazwischen liegen schwere Steinplatten, die die Namen der Gefallenen, Verhungerten, der im Einsatz Verunglückten und auch der Toten, die an Krankheiten starben, die wegen Medikamentenmangels nicht geheilt werden konnten, nicht zu fassen vermögen. So steht in grauenhafter Anonymität nur je eine Jahreszahl. «1941», «1942», «1943», «1944»... Auf den Steinen liegen Nelken, kleine Rosen oder ein paar Feldblumen. Besucher haben diese pietätvoll hingelegt, denn vielleicht haben sie 1941 die Mutter oder den Vater, vielleicht 1942 den Sohn oder die Tochter, vielleicht einen Onkel oder eine Tante, vielleicht den Gatten oder den Verlobten verloren... Diese Blumen reduzieren das Grauen des Krieges auf einzelne Individuen und machen den Widersinn des Massenmordes sichtbar.

In der Mitte der Anlage erhebt sich die Bronzefigur einer Frau, die die Mutter der Heimat verkörpert. Ausdruck des Patriotismus! Dieser manifestiert sich noch deutlicher, als ich mich wieder dem Ausgang zuwende. Dort zieht eben eine kleine Einheit von Rekruten der Roten Armee im Stechschritt ein und hält auf der Terrasse an, von der aus man das gesamte Gelände überblicken kann. Rekrut um Rekrut tritt vor und setzt seine Unterschrift in ein Buch, das ihm der Offizier vorlegt, und so leistet er schriftlich den Eid auf die Verfassung. Handschlag zwischen Offizier und Rekrut, dann kommt der

nächste an die Reihe. Zum Abschluss hält der Offizier eine kurze Ansprache, in der er an jenes Schicksal erinnert, dem die hier Beigesetzten in den Kriegsjahren zum Opfer gefallen sind. Damit ist die Zeremonie beendet. Vor dem Hauptportal stehen Autobusse der Roten Armee, um die jungen Soldaten in die Kaserne zurückzubringen.

Nun begeben sich zum Taxi. Die Fahrerin hat bereits hinter dem Lenkrad Platz genommen, doch scheint ihr Gesicht in diesen wenigen Minuten, die wir hier verbracht hatten, gealtert. Nur mit Mühe kann ich wieder die Konversation in Gang bringen, die sich nun natürlich ausschliesslich um die Zeit der Leningrader Belagerung dreht: «Als die Blockade begann, war ich acht Jahre alt. Ich hatte keine Ahnung, was Krieg eigentlich war. Die Beschiessung der Stadt, das Dröhnen der Artillerie, das Zusammenstürzen ganzer Häuserreihen – all das gehörte in jenen Jugendjahren zum Alltag. Vor allem aber erinnerte ich mich natürlich an den Hunger, den wir damals litten. Ich hatte vier Geschwister, zwei Buben und zwei Mädchen. Eines Abends, als es eben dämmerte, gingen wir fünf einmal in unseren Keller, um zu sehen, ob denn wirklich gar nichts Essbares vorhanden sei. Auf einem Gestell fanden wir drei grosse Gläser, eine Art Einmachgläser. Mit Mühe konnten wir sie herunterholen, und begierig öffneten wir sie. Ich begann, die dickliche Masse zu kosten. Sie roch und schmeckte fürchterlich, aber – und das war das Entscheidende – sie schien essbar. Zu fünf machten wir uns über unsere Beute her. Zwei Gläser waren bald geleert. Als wir uns an das dritte machten, klagte mein kleiner Bruder über Bauchschmerzen, und kurz danach wurden auch wir vier anderen davon gepackt. Mit knapper Not konnten wir uns in den Hausflur flüchten und um Hilfe rufen. Was dann passiert ist, weiss ich nicht mehr so genau, ich muss vor Schmerzen mehr oder weniger die Besinnung verloren haben. Erst am andern Tag hatte uns dann die Mutter aufgeklärt: In den Gläsern war Terpentinöl, das unser Vater, ein Maler, beruflich brauchte. Dabei hatten wir uns an diese Ware nicht etwa aus dummer Neugier, sondern wegen des unerträglichen Hungers gemacht!»

Die Katastrophe von Leningrad – an einem Einzelschicksal illustriert! Das Mädchen von damals ist nun Taxifahrerin, und auf dem Piskarew-Friedhof hat sie ihrer vier Geschwister und ihrer Eltern gedacht, die alle während der 900tägigen Belagerung das Leben verloren hatten...

A.M.

Der Rat, den Jacques Bergier der heutigen Jugend geben will, ist selbstverständlich – so muss man nach dem von ihm bereits Gehörten erwarten – eher radikalisiert: «Die Jungen sollen sich auf keinen Fall beeindrucken lassen, sondern kämpfen. Wenn sie diesen Kampf in Ländern wie Iran zur Zeit des Schah oder in Argentinien führen, ist

das ein natürlicher Kampf, und sie sollen sich nicht unterkriegen lassen, selbst wenn man sie Terroristen oder Faschisten nennt. Ihr Kampf ist gerechtfertigt.» Daraus kann man ableiten, Bergier sei gegen einen ungerechtfertigten Kampf und er bezeichne den Terrorismus als ungerechtfertigt.

tigt, was nach all dem, was er selbst nicht nur gesagt, sondern tatkräftig unternommen hatte, eher überrascht. Er greift diesen Gedanken auf: «Natürlich bin ich gegen Terrorismus – ausser ebenjenen, den ich mit vielen Freunden zusammen gegen ein terroristisches Regime geführt hatte. Die Roten Brigaden und die Baader-Meinhof-Bande sind und waren Terroristenorganisationen, die eine akute Gefahr verkörpern. Sie sind nichts anderes als ein neuer Faschismus, ein neuer Hitlerismus, der wieder im Erwachen ist. Dagegen muss man jetzt kämpfen, bevor er erneut an die Macht kommt, denn das ist die akute und reelle Gefahr. Um wirksam dagegen anzukämpfen, muss die Jugend eine schlagkräftige Organisation gründen, sich also zusammenschliessen, wie wir es seinerzeit getan haben...»

«Die Jugend muss sich organisieren», sagt auch Roger Garaudy, fügt aber sofort an: «Nicht in einer Partei, denn es gibt in keiner Partei mehr Leute, die für eine wirklich menschlichere Zukunft kämpfen. Wenn die Jugend optimistisch bleiben soll, muss man sie aus den Parteien herausreissen, und damit meine ich natürlich auch die kommunistische. Die Jugend soll sich vielmehr zum Beispiel im Unternehmen, in dem sie tätig ist, organisieren.» Als ein Beispiel, das ihm nachahmenswert erscheint, nennt Roger Garaudy das Unternehmen «Lip», wo die Gesamtheit des Personals sich zusammenschloss: «Nicht über Delegationen, sondern ganz direkt. Gewerkschaften haben ja auch schon so etwas wie Parteiformen angenommen und arbeiten wie durch ein Parlament, das heisst durch Machtabtretung.»

Der Österreicher Karl Gruber kommt in seinem Ausblick auf die Jugend zunächst auf den Widerstand zurück: «Die Jugend wird auch heute wie schon immer jenen Leuten folgen, die bereit sind, aktiv zu sein. Der Gedanke, sich zu wehren, also der Widerstandsgedanke, ist ein Element, das die Jugend braucht – und heute mehr denn je, wenn sie mit der aktuellen Krise fertig werden will. Man muss ihr aber deutlich machen: Wenn du einen Staat willst, dann musst du bereit sein, dafür zu kämpfen, wie wir Widerständler dies taten. In dieser Beziehung muss ich sagen: Wir hatten den Willen, uns durchzusetzen, aber nachher, im Wohlstand, haben wir dann einiges versäumt. Wir haben den Leuten nämlich nie klargemacht, dass das alles nur auf Zeit unser Besitz war und dass morgen schon die Stunde kommen kann, wo man erneut antreten muss. Hier haben eindeutig die Parteien versagt. Ich beziehe dies selbstverständlich auf Österreich, doch meine ich darin sowohl die ‚Roten‘ wie die ‚Schwarzen‘.»

«Das grosse Problem ist», sagt Bundeskanzler Bruno Kreisky, «dass Erlebnisse in der Politik nicht nachvollziehbar sind. Erfahrungen und Erlebnisse in Politik und Geschichte sind mindestens generell nicht nachvollziehbar. Ich bin daher immer wieder erstaunt, dass es doch junge Leute gibt, die soviel Einfühlungsvermögen haben... Aber wie gesagt: Generell ist dieses Phänomen nicht vorhanden.

Ich glaube deshalb, dass man die Pflicht hat, die Zeitgeschichte so leidenschaftslos und so objektiv wie möglich darzustellen. Wenn man dies nämlich aus einem Engagement heraus tut, glaubt einem die Jugend nicht. Sie ist nüchterner und unsentimentaler. Sie hat keinen Respekt vor Freiheitskämpfern. Man kann ihr also nur nüchtern die Wahrheit sagen, aber sie muss überzeugt sein, dass es die Wahrheit ist. Wobei auch hier der Satz von Georges Bernanos gilt: ‚Je suis ici pour dire la vérité, et un homme dit la vérité quand il dit ce qu’il pense.. .‘ Das bedeutet: Es gibt keine messbare Wahrheit, nur eine subjektive, und das ist eben die, dass man sagt, was man denkt.»

Nach sowjetischer Auffassung muss der Kampf der Jugend auf ein konkretes Ziel ausgerichtet sein: «Die Jugendlichen müssen für den Frieden kämpfen», sagt Wladimir Lobanok, «denn Krieg darf es niemals mehr geben. Das ist die Hauptsache. In diesem Sinn muss man eine grosse ideologische Arbeit leisten gegen den Krieg, man muss gegen die Reaktion ankämpfen, die den Krieg will.»

Clément Moreau, der stets die «Reaktion» bekämpft hat, sieht aus westlicher Sicht die Problematik anders: «Wenn man wie ich aus der Wildnis kommt und wenn man als höchstes Gut der Zivilisation einmal das Petroleum zum Heizen, zum Kochen und zum Beleuchten gekannt hat, dann möchte man den Jungen vor allem zeigen, welcher hohen Preis wir um der Zivilisation willen bezahlen. Um dieses Wohlstandes willen haben wir menschliche Beziehungen geopfert. Es ist immer erhebend zu sehen, dass es junge Leute gibt, mit denen man darüber sprechen kann. Natürlich gibt es welche, denen das einfach egal ist. Sie haben ja ihr Motorrad, und der Rest interessiert sie nicht. Da ist es schwer, etwas zu machen. Aber es gibt viele, die gegen die Vereinsamung unter den Menschen ankämpfen. Sie muss man aktivieren. Wenn ich zu Beginn des Jahres eine neue Klasse habe, dann sehe ich mich zunächst einer Masse von Menschen gegenüber. Kurz danach aber spüre ich: Hier ist ein positiver Teil, hier ein negativer, der störend wirkt, und schliesslich noch die Mehrheit, die indifferent ist. Wenn es mir gelingt, mit den Positiven etwas anzufangen, und wenn ich dann noch die Negativen neutralisieren kann, dann habe ich bereits gewonnen. So ist es praktisch überall im Leben.»

Viel politischer sieht das Patrick Smith: «Ich glaube, dass die junge Generation keine Nostalgie nach den Zeiten des Totalitarismus hat. Sie hat inzwischen die Demokratie kennengelernt – mit allen ihren Schwächen, zugegeben, aber sie hat zweifellos auch deren Vorteile kennengelernt. Ich sehe höchstens eine andere Gefahr: Wenn die Terroristen der Baader-Meinhof-Bande oder andere weitermachen, könnte plötzlich der Augenblick kommen, da auch die jungen Leute nach autoritären Methoden rufen, unter der Parole ‚Ruhe und Ordnung‘ Dann könnte auch der gefährliche Trugschluss auftauchen, dass es das ‚unter Hitler nie gegeben‘ hätte, so dass man dann leicht in die Verall-

gemeinerung abrutschen könnte: Unter Hitler sei alles besser gewesen. Hier muss man den Anfängen wehren – und ich bin überzeugt, dass die Jungen, wenn man ihnen das erklärt, dafür Verständnis haben.»

**«Ich bin nicht mehr sicher, ob meine Enkelin
fünfzig Jahre alt wird...»**

Panajotis Kanellopoulos sieht andere Gefahren für die nähere und fernere Zukunft: «Ich meine die Übervölkerung der Welt, den Raubbau an der Natur. All diese Probleme können nicht mehr mit den Kriterien des 19. Jahrhunderts angegangen werden. Ob wir in vierzig oder fünfzig Jahren überhaupt noch ‚Natur‘ haben werden, wissen wir nicht. Vielleicht wird es sie wirklich nicht mehr geben, wenn wir nicht rechtzeitig – und was heisst ‚rechtzeitig‘! – Massnahmen treffen, und zwar nicht etwa nur hier in Griechenland oder bei Ihnen in der Schweiz, sondern vor allem in allen technisierten Ländern und sogar weltweit. Wir sind bereits aus der Phase der Technologie heraus in jene der Super-technologie getreten, womit alle Voraussetzungen des letzten Jahrhunderts nichtig gemacht sind, nicht zuletzt der Marxismus selbst. Diese Supertechnologie schafft psychologische Phänomene, die gefährlich werden. Psychosen sind bereits Mode geworden, vor allem in den Vereinigten Staaten von Amerika, und jene, die jetzt um der Mode willen zum Psychiater laufen, werden ihn bald richtig nötig haben, denn echte Psychosen verbreiten sich in einem direkten Verhältnis zur technologischen Entwicklung. Mit historischem Materialismus lassen sich diese Probleme nicht lösen. Diese Probleme haben nichts mit Klassenkampf zu tun.»

«Marxismus – schön und recht, aber man soll doch bei den konkreten Problemen bleiben», meint Clément Moreau. «Auf den 1. Mai sind junge Leute zu mir gekommen mit der Bitte, ihnen bei der Kundgebung zu helfen. Sie stellten sich vor, ich würde für sie Plakate gegen den Weltimperialismus und gegen den Kapitalismus und weiss ich was noch machen. Ich sagte ihnen: Geht doch mal auf die Strasse und schaut euch ein solches Plakat an. Vielleicht schaut man wirklich schnell hin, aber niemand oder fast niemand wird wirklich wissen, was es soll. Denkt doch daran, dass jetzt eben, da junge Leute eine Hausbesetzung gegen den verfügten Abbruch durchgeführt haben, in unserer Stadt vierzig Wohnhäuser abgerissen worden sind, um an ihrer Stelle Banken zu erstellen. So etwas, erklärte ich ihnen, soll man auf den Plakaten festhalten. Wir haben dann vierzig Plakate gemacht; auf jedem war ein bestimmtes Haus und darunter die genaue Adresse mit der Bemerkung, dies soll einer Bank zuliebe abgebrochen werden. Diese vierzig Plakate, eines neben dem andern, das hat gewirkt. Da brauchte man nicht gegen Weltimperialismus und weiss ich was zu predigen.»

Auch Roger Garaudy kämpft heute nicht oder nicht mehr für Marxismus um der Ideologie willen: «Mein Hauptkampf richtet sich gegen ein Wachstumssystem wie

das westliche, das auf eine quantitative Erhöhung ohne Limit des Konsums und der Produktion aufbaut. Mit einem solchen System gehen wir nicht nur einem selbstmörderischen Krieg entgegen – selbstmörderisch für den Planeten Erde an sich –, wir machen so von vorneherein jeden echten Sozialismus unmöglich.» Roger Garaudy pariert den Einwand, dass auch in sogenannten sozialistischen Ländern eine Wachstumspolitik betrieben werde, mit den Worten: «In der Sowjetunion war das Wachstum nötig, um überhaupt vorwärtszukommen. Man konnte dort am Anfang nicht an das Qualitative denken. Erst wenn jedes Kind einmal eine Hose hat, kann man daran gehen, seidene Hosen zu fabrizieren. Soweit war es also am Anfang normal. Auf diesem Weg dann aber unbeirrt weiterzugehen, ist idiotisch und selbstmörderisch. Ich bin keineswegs ein Anhänger des sogenannten Null-Wachstums, aber ich bin für ein Wachstum, das mit den Zielsetzungen koordiniert ist. Das sind Erkenntnisse, die wir der jungen Generation weitergeben müssen. Insofern sind wir ganz nahe an unserem eigentlichen Thema, dem Widerstand. Die Résistance wollte ja der nachfolgenden Generation eine lebenswerte Welt zurücklassen. Einen ähnlichen Auftrag haben wir jetzt, auf anderer Ebene. Wenn ich heute skeptisch, ja traurig bin im Blick auf die Jugend, so nicht ihretwegen, sondern weil ich Angst habe für sie. Als vor bald zehn Jahren meine Enkelin geboren wurde, sagte ich lachend meinem Sohn: Deine Tochter wird 150 Jahre alt werden. Ich glaubte nämlich, dass man die technischen Möglichkeiten dazu haben würde, und ich bin auch jetzt noch sicher: Wenn man alles verfügbare Geld in die Biologie hineinstecken würde, liesse sich das menschliche Leben gemäss der Spezies auf 150 Jahre verlängern. Heute aber bin ich nicht einmal mehr sicher, ob meine Enkelin fünfzig Jahre alt wird. Erstens einmal halte ich es nicht für ausgeschlossen, dass irgendwer irgendeinmal zur Verrücktheit eines Atomkrieges greift. Zudem wird in der ersten Hälfte des nächsten Jahrhunderts aller Voraussicht nach das kritische Energie-Kap, nämlich das Ende der fossilen Energie, eintreten, was wieder Gefahren von ausserordentlicher Schwere in sich birgt, wenn man das Steuer nicht grundlegend herumwirft. Deshalb weiss ich heute nicht einmal, ob meine Enkelin so alt werden kann, wie ich es schon bin.»

Roger Garaudy sprach von der Notwendigkeit der Koordination zwischen Wachstum und Zielsetzungen. Das klingt theoretisch sehr schön, ruft aber in der Praxis einen Koordinator auf den Plan – vermutlich den Staat. Deshalb die Frage: Wäre das nicht indirekt Verrat an den Idealen des Widerstandes, der sich ja in den dreissiger und vierziger Jahren gegen die Übermacht des Staates gerichtet hat, wenn man jetzt auf dem Umweg über diese Koordination dem Staat ausserordentliche Vollmachten geben soll? «Das ist eine Schwierigkeit, vor allem weil man in dem, was mir als Lösung vorschwebt, noch wenig oder gar keine Erfahrung hat. Ich meine die echte Selbstverwaltung, die bisher eigentlich nur in kleinen Gemeinschaften funktioniert. Ei-

ne echte Selbstverwaltung kann nämlich nicht von oben eingesetzt werden, sie muss sich von unten, von der Basis herauf, entwickeln. Man muss von der Selbstbestimmung (= autodétermination) der Ziele zu einer Selbstverwaltung (= autogestion) der Mittel gelangen.» Ob Roger Garaudy allen Ernstes an eine solche Entwicklung glaube? «Wenn ich nicht daran glauben würde, müsste ich mich noch heute hier vor dem Haus in die Marne stürzen ...»

Von den Parteien, das hat er in anderem Zusammenhang bereits ausgeführt, hält Roger Garaudy nicht sehr viel. Wie sehen andere die Funktion der Parteien im Hinblick auf die nächste Generation? «Unsere staatstragenden Parteien sind logischerweise keine revolutionären Parteien, und wir müssen den jungen Leuten klarmachen, dass es sich um Ordnungsparteien handelt», sagt Karl Gruber, und er fügt an: «Wenn die Ordnung bedroht ist, muss jeder von uns aufstehen, Junge und Alte. Das müssen wir den jungen Menschen klarmachen, und dafür werden sie

«Aber der Hass höret nimmer auf...»

«Jeder prominente verfolgte Politiker in Österreich hatte das, was wir einen ‚Haus-Nazi‘ nannten – einen kleineren oder mittleren Nazi-Funktionär, der sich rechtzeitig rückversichern wollte», erinnert sich Dr. Friedrich Bock. «Eines Nachts weckte er mich aus dem Schlaf mit dem Hinweis, dass am nächsten Morgen früh jene Polizeiaktion anlaufe, auf deren Liste auch mein Name stehe. Da ich auf so etwas längst vorbereitet war, konnte ich rasch verschwinden. Vier Stunden später fand die Gestapo meine Wohnung leer vor. Ich war in Oberösterreich untergetaucht.

Ende 1945 erhielt ich dann plötzlich von einem Hamburger Gericht eine Aufforderung zu einer schriftlichen Zeugenaussage über jemanden, der sich auf mich berufe, um zu beweisen, dass er alles getan habe, um Anti-Nazis zu schützen. Es handelte sich also um den ehemaligen, aus Hamburg nach Wien überstellten Ortsgruppenleiter von Döbling, meinen «Haus-Nazi». Ich war bereit, den langen Fragebogen der Amerikaner auszufüllen, um jenem Mann zu helfen, der mir möglicherweise einmal das Leben gerettet hatte. Auf diesem Fragebogen wollten die Amerikaner von mir nähere Angaben über das politische Verhalten des Betreffenden vor dem Jahre 1944. Wahrheitsgetreu schrieb ich, dass ich ihn erst im Jahre 1944 kennengelernt habe und demzufolge über die Jahre davor nichts aussagen könne. Immerhin fügte ich unter den Bemerkungen den Satz an, man möge seine mir gegenüber an den Tag gelegte Verhaltensweise in dem gegen ihn laufenden Gerichtsverfahren positiv würdigen. Später dankte mir dann das Gericht für meine Aussage und teilte mir mit, der Mann sei aufgrund meiner Intervention mit nur

bestimmtes Verständnis haben. Aber man muss ihnen das in der Praxis vorerzählen, denn Theorien sind für junge Leute leere Schatten.»

Kurt von Schuschnigg hat nichts gegen Parteien einzuwenden, möchte sie aber einem Höheren untergeordnet wissen: «Mir selbst wurde von der Gestapo die ‚Volkfront-Politik‘ und die «Begünstigung der Kommune‘ zum Vorwurf gemacht, und das beruhigt mein angeblich ‚austrofaschistisches Gewissen... Ich glaube, man sollte nicht warten, bis der ‚Marxismus‘ den Beweis antritt, dass er zeit lebens demokratisch war und ‚die Diktatur des Proletariats‘ gar nicht wollte; und der ‚Faschismus‘, dass er sich nur deshalb so schimpfen liess, weil er, im Grunde als einziger gegen den Anschluss, um keinen Preis nazistisch werden wollte. Jetzt wäre vielleicht der Moment, dass, wie in anderen Ländern seit jeher, ungeachtet der parteimässigen Gruppierung und verschiedenen politischen Meinung, in allen Fragen des Ganzen sich für alle Zeiten das Volk der Österreicher zusammenschliesst.» Diese Forderung hat

einem Jahr Gefängnis bestraft und, da er dies bereits in Untersuchungshaft abgesessen habe, sofort freigelassen worden. Ohne meine wohlwollende Aussage wäre, so hiess es in diesem Schriftstück, das alliierte Gesetz, das von den Deutschen übernommen worden war, zur Anwendung gekommen, wonach Ortsgruppenleiter der NS-Partei automatisch mit zwei Jahren bestraft werden mussten. Für den Mann hatte sich sein damaliges Verhalten also gelohnt!

Die Sache hatte aber noch ein Nachspiel: Genau zehn Jahre danach traf meine Schwester rein zufällig diesen Mann in einem Restaurant in München. Die beiden wechselten die üblichen Floskeln: Wie geht es Ihnen? Was machen Sie immer? usw. Der Mann erzählte, dass er sich nicht beklagen könne, doch rief er dann wie aus heiterem Himmel plötzlich anklagend aus: «Aber der Hass höret nimmer auf!‘ Meine Schwester wollte wissen, was das zu bedeuten habe. Da zog der Mann die Abschrift des seinerzeitigen Urteils aus der Tasche – er hatte es also immer dabei, denn er konnte ja nicht wissen, dass er meiner Schwester begegnen würde! Meine Schwester las das Schriftstück nochmals durch, auf dem wörtlich stand, dass die Strafe dank der Aussage von Dr. Bock auf nur ein Jahr bemessen werde. «Sehen Sie», sagte sie, «es ist ja doch noch alles gut gegangen.» Der Mann aber gab sich nicht zufrieden: «Wenn Ihr Bruder damals gesagt hätte, dass er mich schon vor 1944 gekannt habe und dass ich schon vorher ein anständiger Mensch gewesen sei, dann wäre ich freigesprochen worden. So aber kann ich nur wiederholen», fügte der Mann verärgert an, «was ich schon vorher gesagt habe: Der Hass höret nimmer auf.»

Schuschnigg mit der Forderung nach «Anschluss der Österreicher an Österreich» verbunden!

«Kommunismus» ist das Stichwort, bei dem Patrick Smith in diesen Zusammenhang einhakt: «Es gibt immer wieder Leute, die glauben, dass der Kommunismus der richtige Weg sei, und dann wird es auch immer wieder Enttäuschungen geben. Denken wir nur an Arthur Koestler, an Bernard Shaw, an Bertrand Russell und wie sie alle hiessen. Wenn sie im Anfangselan nach Russland gingen, sagten sie: Das Leben ist zwar hart, aber das System ist perfekt, ist ideal. Erst Mitte oder Ende der dreissiger Jahre sind diese Leute dann enttäuscht worden und haben sich davon abgewandt. Heute aber sehen wir wieder das gleiche: junge Leute, die glauben, der Kapitalismus sei vorbei, der Eurokommunismus sei die Lösung. Man spricht wieder von ‚neuer Ordnung‘, wie dies schon Hitler getan hatte. Es gibt wirklich nicht Neues unter der Sonne.»

**«Man kann heute ganz einfach
nicht mehr so denken, wie vor dem Mai 1968..»**

Patrick Smith greift auf seine Erfahrungen zurück, die er 1948 in der Tschechoslowakei gemacht hat, wo er in den kritischen Februartagen als BBC-Berichtersteller tätig war: «Ich erlebte das Tauziehen zwischen Benesch und Gottwald. Ich versuchte immer, an Benesch heranzukommen, doch war er hermetisch abgeriegelt. Dann fand am 24. Februar der Putsch statt, worauf ich Bescheid erhielt, ich könne ‚aus technischen Gründen nicht mehr mit London sprechen. Das heisst: Wenn ich eine Telefonverbindung mit London wollte, wurde die mir verweigert. Glücklicherweise haben die neuen Machthaber jedoch ein paar Tage lang vergessen, auch die Verbindungen von aussen herein zu unterbinden. So konnte ich noch eine Zeitlang arbeiten, weil London mich regelmässig anrief. Das ging etwa bis zum Tode von Jan Masaryk, also etwa bis zum 10. März, dann wurde ich des Landes verwiesen. Am Prager Flugplatz nahm man auch mir, wie allen anderen Ausreisenden, den Pass ab. Die anderen Passagiere erhielten ihre Papiere aber sofort wieder zurück, ich nicht. Da kam ein älterer Herr, ein Beamter der Grenzkontrollbehörden, auf mich zu, und ich war schon überzeugt, dass ich in Kürze das Pankrazgefängnis, über das ich so viel berichtet hatte, von innen sehen werde. Der Beamte wandte sich mit österreichischem Akzent an mich: ‚Sie sind Patrick Smith?‘ Nachdem ich bejaht hatte, erklärte er: ‚Sie werden nun nach London zurückkehren, und wir werden hier in Prag nicht mehr wissen, was bei uns vorgeht.‘ Er gab mir meinen Pass zurück, wir schauten uns vielsagend in die Augen, und dann reiste ich aus. Da wusste ich, dass unsere Arbeit weitergehen musste. Das ist ein Teil meiner Aussage für die nächste Generation: Wenn ausländische Rundfunkstationen abgehört werden müssen, damit man über die Vorgänge im eigenen Land informiert ist, dann ist das ein schlechtes Zeichen. Möge die Jugend dafür sorgen, dass das bei uns nicht eintritt!«

Auch Roger Garaudy spricht von Prag, aber aus einer Zeit, die zwei Jahrzehnte nach jener liegt, von der Patrick Smith gesprochen hat: «Der Prager Frühling des Jahres 1968 kann nicht losgelöst beurteilt werden. Er war ein Teil dessen, was sich auch im Westen abspielte. Ich meine damit die Vorgänge von Deutschland, vor allem aber jene von Frankreich, die Mai-Unruhen in Paris. Das war eigentlich ein typisches Beispiel dafür, was die Jugend machen soll. Man sollte es meiner Meinung nach sogar wiederholen, allerdings zusätzlich mit zwei Elementen versehen, die es damals noch nicht gab: Erstens muss man klarsehen und die Lage überblicken, um entsprechende Anweisungen geben zu können, und zweitens muss die so aufgerüttelte Masse fähig sein, diesen Anweisungen zu folgen. Beides gab es – wie gesagt – 1968 noch nicht. Heute ist das damals ausgebrochene Zivilisationsphänomen jedoch besser verwurzelt.» Die 1968er-Ereignisse aber, so müsste man einwenden, kamen jedoch weder im Westen noch im Osten zum Tragen. «Das würde ich», so erklärt Roger Garaudy, «für den Westen nicht sagen. Man kann heute ganz einfach nicht mehr so denken, wie vor dem Mai 1968. Alles ist dadurch grundlegend verändert worden. Zum erstenmal hat man nämlich nicht nur die Mittel, sondern die Ziele bekämpft. Das ist grundlegend, und alles, was nachher kam wie der ‚Club of Rome‘ und so weiter war nichts als Konsequenz. So sind denn in unserer Welt zwei markante Pole abzustecken: Hiroshima 1945 und Paris 1968.» Und noch ein Einwand: Im Osten gibt es keinen Grund zum Optimismus, denn der Zusammenbruch des Prager Frühlings hat die Situation wesentlich verhärtet. Roger Garaudy ist von seinem Optimismus, auch für den Osten, nicht abzubringen: «Für mich ist es ungefähr wie im Russland des Jahres 1905. Niemand konnte damals wissen, wie es weitergehen werde und dass die Sowjets sich zwölf Jahre später durchsetzen würden. In Wirklichkeit haben damals die Arbeiter von Sankt Petersburg angefangen zu überlegen. Das ist das Entscheidende. Schliesslich war die ‚Commune de Paris‘, die Pariser Kommune, auch nicht das Werk von Karl Marx, aber Marx hat darüber nachgedacht. Am Anfang stand die historische Initiative der Masse. Der jetzige französische Kommunistenführer Georges Marchais verabscheut dies übrigens, denn diese Spontaneität ist nicht die Kontrolle des Bewusstseins, sondern die Vorgeschichte des Bewusstseins.» Für die Entwicklung in der Sowjetunion dämpft Garaudy jedoch seinen Optimismus: «Lassen Sie mich als Beispiel die Vereinigten Staaten von Amerika anführen. Die sind unverwundbar auf ihrem Boden. Es gibt in Amerika eine grosse Arbeiterbewegung, aber die ist nicht revolutionär. Die Löhne aufgrund der Produktivität zu indizieren, ist für sie im amerikanischen kapitalistischen System so ziemlich das Höchste, was erreicht werden kann. Die Arbeiterschaft hat ja auch den amerikanischen Krieg in Vietnam unterstützt. Ich glaube also nicht, dass in den USA etwas zusammenbrechen wird. In Südamerika, dort kann

und wird es passieren. – Und das gleiche sehe ich für die Sowjetunion. Es kann rund herum zusammenbrechen, nicht so rasch oder gar nicht in der Sowjetunion, wenn gleich die Einbrüche der Umwelt gewisse Konsequenzen haben werden.»

Spekulationen darüber, ob die USA oder ob die Sowjetunion oder beide in ihrem inneren Gefüge zusammenbrechen, werden immer in Optimismus und Pessimismus münden – je nachdem, aus welchem politisch-weltanschaulichen Lager man die Überlegungen anstellt. Eugen Gerstenmaier ist zurückhaltender: «Ich glaube nicht an den Wert der pragmatischen Geschichtsschreibung. Es geht mir ähnlich wie Macchiavelli, wenn auch vielleicht nicht ganz so extrem wie Macchiavelli, der einmal gesagt hat: ‚Wie nichtig sind doch die im Dienst verbrachten Jahre, wie vieles sät man auf den Sand und in die Glut.‘ Ich glaube, dass das meiste in den Sand und in die Glut gesät wird. Ich bin ganz unsentimental, jedenfalls in diesem Punkt, auch wenn ich mir überlege, was in der Epoche, die ich für die glücklichste der deutschen Geschichte unseres Jahrhunderts halte, gesät worden ist. Ich meine die Adenauer-Ära, weil dort der Aufstieg am greifbarsten war und weil das, was in jenem Aufstieg erreicht wurde, im wesentlichen bis heute Dauer hat. Ob es das 20. Jahrhundert überdauert, weiss ich jedoch nicht. Ich kann es nur hoffen – im Gegensatz zu Adenauer selbst, der in den letzten Jahren seines Lebens ausserordentlich pessimistisch war.»

Eugen Gerstenmaier denkt bei dem, was die Adenauer-Ära zu einer der glücklichsten gemacht hat, an das Bündnis mit dem Westen und an die Wirtschaft sowie die Wirtschaftsprinzipien. Friedrich Bock überträgt diese beiden Elemente auf Österreich: «Man sollte in der heutigen Zeit, wo die Welt praktisch in zwei wirtschaftspolitische Hälften geteilt ist, im Westen aus der Erfahrung von 1938 lernen und sich sagen: Damals hat man doch dieses Österreich einfach abgeschlossen, aus Dummheit, und daraus resultierte dann schliesslich der Krieg. Man hatte übrigens auch die Tschechoslowakei abgeschlossen. Ich selbst habe die Flugzeuge, die Mussolini und seine Begleitung im September 1938 zur Münchner Konferenz in die bayerische Hauptstadt gebracht haben, über das Konzentrationslager Dachau, in dem ich damals war, fliegen sehen. Heute sollte man der Welt sagen: Es gibt eine östliche und eine westliche Hälfte, doch sollten innerhalb der Gruppierungen – dabei denke ich jetzt natürlich an den Westen – die Gleichgesinnten zusammenstehen, um nicht wieder in den Fehler von 1938 zu verfallen. Natürlich ist es heute schon wesentlich besser. Die westliche Verteidigungsgemeinschaft, die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft – das alles sind Elemente des Zusammenhanges. Doch wenn jemand in einer EG-Sitzung in Brüssel aufsteht und Schwierigkeiten macht, dann sollte man ihm entgegenhalten: Denke an die vergangene Zeit und daran, was daraus geworden ist.»

Die Sowjetbürger, die hier befragt werden, sprechen – allerdings aus umgekehrter Sicht – ziemlich ähnlich. Auch

sie rufen nach innerer Geschlossenheit, nach Friedenssicherung, aber zusätzlich noch nach Entspannung. Iwan Smirnow formuliert das so: «Als ich Student war, habe ich nie an den Krieg gedacht. Ich interessierte mich in erster Linie fürs Tanzen. Als aber dann die Zeit des Krieges kam, haben ich und meine Freunde das Gewehr genommen und unser Land verteidigt. Zwar haben wir nie vergessen, ans Tanzen zu denken, aber der Kampf war notwendig. Die jüngere Generation muss einerseits vermehrt für den Frieden kämpfen und andererseits bereit sein, das Land zu verteidigen, wie dies unsere Soldaten im Zweiten Weltkrieg getan haben. In der letzten Zeit habe ich viel mit sowjetischen Jugendlichen gearbeitet. Natürlich denken sie – wie wir dies früher taten – ans Tanzen, aber ich glaube: Sie sind auch bereit, das Land zu verteidigen, wenn dies nötig ist, denn sie lieben es.» Anatoly Stuk, der mit den Partisanen gegen die Deutschen gekämpft hat, denkt beim Stichwort Frieden in erster Linie an die Deutschen: «Es sind jetzt mehr als dreissig Jahre vergangen seit dem Krieg. Meine Gefühle gegen die Deutschen haben sich gewandelt, ich habe keine feindlichen Gefühle gegen die junge deutsche Generation, wenn gleich es schwer ist, sie zu verstehen. Ich habe sie hier erlebt, wenn sie als Touristen hierherkommen. Die meisten jungen Deutschen sind unpolitisch, an Politik nicht interessiert. Das finde ich schlimm. Kürzlich habe ich lange mit einem jungen Westdeutschen gesprochen. Er war nach Minsk gekommen, um verstehen zu lernen. So sagte er jedenfalls, aber sein Kopf war bereits voll von Vorurteilen. Es scheint mir, dass die neue Generation nicht viel weiss über das, was hier im Krieg geschah. Die Mehrheit der Jugendlichen, so scheint es mir, will es gar nicht wissen. Ich habe wiederholt mit jungen Westdeutschen gesprochen, aber meistens ohne Erfolg.»

Bei allen drei Sowjetbürgern, die hier Rede und Antwort standen, spielte der Patriotismus eine grosse Rolle. «Mein tiefstes persönliches Erlebnis», so sagt Wladimir Lobanok, «war unser Durchbruch durch die deutsche Umkesselung. Dieser Moment war entscheidend, denn die Deutschen hatten immer sogleich versucht, das Loch zu stopfen. Ein eindrückliches Denkmal erinnert noch an unseren damaligen Widerstand. Ich selbst stand damals an der Spitze jener Partisanen; ein Partisanenkommandant muss immer in vorderster Front der Partisanen kämpfen. So wurde ich denn auch verletzt, allerdings nicht sehr schwer. Ich fühlte mich damals übrigens nur meiner Verantwortung nach als Partisanenchef, in der eigentlichen Aktion war ich ein einfacher Kämpfer wie jeder andere auch, und wir haben schliesslich gemeinsam den Sieg über die Deutschen errungen. Hieraus kann und sollte die Jugend lernen: der gemeinsame Kampf und das Einstehen für das Vaterland.»

Diese Worte erinnern indirekt an jene, die Marie-Madeleine Fourcade formuliert: «Was die Jugend motivieren kann, ist einzig und allein eine harte Prüfung. Die Jungen brauchen das. ‚Die Erfahrung ist eine Frucht, die man nicht

an jenem Baum pflücken kann, den man selbst gepflanzt hat', sagte mein Grossvater, und daran muss ich in diesem Zusammenhang immer wieder denken. Ich weiss nicht, ob den Jungen unsere Erfahrung etwas hilft. Ich glaube es sogar je länger je weniger, denn die heutige Erziehung ist ganz etwas anderes als jene, die wir genossen haben. Die Geschichte wird den Jugendlichen anders dargeboten, als man sie uns lehrte; oft steht das, was heute im Geschichtsunterricht gelehrt wird, sogar in ausgesprochenem Gegensatz zu dem, was wir vorgesetzt bekommen haben. Trotz dieser Skepsis gegenüber der heutigen Jugend glaube ich aber, dass sie sich – wenigstens in Frankreich – nicht geändert hat, nur braucht sie eben eine harte Prüfung, um aufgeweckt zu werden.»

«Wird Frankreich verstehen, dass es hart werden muss, wie dies Preussen nach Jena getan hat?» fragte sich Paul Reynaud am Ende des Krieges, als er, durch die Amerikaner befreit, 1945 aus Österreich nach Frankreich zurückkehrte. Im Gespräch weist er auf seine Haltung hin, die – wie er immer wieder unterstreicht – von Optimismus, vor allem aber von Vertrauen in sein Volk und sein Land getragen war. «Welches Frankreich, so fragte ich mich damals, werde ich wiederfinden? Wird es morgen die Bedingungen und Voraussetzungen für sein Wiedererstehen besser begreifen als gestern jene seiner Verteidigung? Wird es sich ihnen besser fügen? Wird es zum Beispiel einsehen, dass es sich auf einen erweiterten Wirtschaftsraum abstützen muss? Oder wird es den neuen Problemen gegenüber das gleiche Unverständnis an den Tag legen wie gestern jenen gegenüber, die über Krieg oder Frieden, über Sieg oder Niederlage entschieden?» Paul Reynaud will jedoch nicht, dass man ihn deshalb als Zweifler an seiner Nation und seinem Volk betrachte: «Ich erinnere mich an meinen Rückflug von Strassburg nach Paris. Wie konnten wir da nicht Vertrauen fassen, als wir über die vielgeliebte Landschaft hinwegflogen? Hier die Champagne von Diderot, und hier die Ile-de-France von La Fontaine, Racine, Molière und Voltaire. Das ist Frankreich, unser Frankreich.»

Das Stichwort Zweifler lässt Kurt von Schuschnigg zurückblenden auf jene dreissiger Jahre, in denen er noch Regierungschef Österreichs war: «Zweifler hat es in diesem Lande gegeben, fast ebensolange, wie sein Name besteht; und dennoch hat es den Dreissigjährigen Krieg und die Wirren des 18. Jahrhunderts und die napoleonische Zeit, den ganzen Umbruch der Jahrzehnte vor dem Weltkrieg und schliesslich trotz allem, zwar zu Tode verletzt, aber dennoch lebendig, auch diesen selbst überstanden. Schliesslich ist es neuerdings zum drittenmal zu neuem Leben erwacht, als schon im eigenen Land der Fahnenträger immer weniger wurden, die offen sich zu Sinn und Sendung eines österreichischen Vaterlandes bekannten. Das alles kann nicht sinnlos sein.» Schuschnigg schrieb dies in seinem Buch «Dreimal Österreich» im Jahre 1937. Patriotismus sprach schon damals aus seinen Worten, wenngleich

er noch nicht ahnen konnte, dass der neuerliche Untergang Österreichs so kurz bevorstand, und wenngleich er noch weniger ein neuerliches und verstärktes Wiederaufstehen voraussehen konnte. Schuschnigg, der nach Kriegsende Mühe hatte, sein früheres Mobiliar im Gebäude der modernen Welt unterzubringen, muss als Patriot und nicht ohne Stolz zugeben: «Heute kann man es sich wieder leisten, von einer österreichischen Idee zu sprechen, mit anderen Worten, ungestört von jeder Anschlussidee darüber nachzudenken, was Österreich dem Österreicher eigentlich bedeutet.»

«Das ist nicht jenes Europa, von dem wir während des Widerstandes geträumt haben...»

Kurt von Schuschnigg sieht allerdings ein, dass Österreich allein die Zukunft nicht mehr zu schaffen vermag. So taucht auch in seinen Gedankengängen, im Gegensatz zur Zwischenkriegszeit, ein neuer Begriff auf: Europa. Sein Appell an die Jugend, so sagt er ausdrücklich im persönlichen Gespräch, ist bereits in seinem ersten Nachkriegsbuch «Ein Requiem in Rot-Weiss-Rot» niedergeschrieben: «Ob Österreich eine neue geschichtliche Chance hat? Ganz ohne Zweifel! Aber nur dann, wenn auch die anderen genügend Mut und Kraft aufbringen, in ihrem Denken ganz von vorne zu beginnen. Nach dem bisherigen Rezept geht es nicht mehr – weder nach aussen noch innen! Wenn weiterhin Europa die Summe von Interessensphären bleibt, dann mag das alte Spiel mit der gleichen Rollenverteilung von vorne beginnen. Dann wird durch irgendeine Hintertür der nationale Magnetismus wiederum auf der Bühne erscheinen, zunächst mit Singen und Turnen, dann mit Professoren und Dichtern, und schliesslich mit Soldaten und Waffen. Dann wird auf irgendeinem Umweg, vielleicht in pseudoideologischen Uniformen verkleidet, der nationale Imperialismus seinen revolutionären Gegner suchen. Dann wird in 25 Jahren wieder Weltkrieg in Europa sein. Und dann ist Österreich und Wien auch in seinen letzten Resten für immer gewesen.» Das schrieb Schuschnigg im Jahre 1945 aufgrund von Notizen, die er vor allem in den Jahren 1938 bis 1940, also während der Gestapo-Haft, gemacht hat. Inzwischen sind die fünfundzwanzig Jahre längst um, und glücklicherweise ist in Europa kein neuer Weltkrieg ausgebrochen. Vielleicht – und nicht zuletzt – auch deswegen, weil das Gefühl des europäischen Zusammengehörigkeitsbewusstseins Wurzeln fassen konnte. Und so kann Österreich hoffen, dass das zum Tragen komme, was Schuschnigg für eine länger dauernde Friedenszeit prognostizierte: «Gelingt es – wie weise Amerikaner und grosse Europäer es eben noch überzeugend vertraten – eine überstaatliche Wirtschafts- und Rechtsordnung auf unserem Kontinent neben und über seinen souveränen Staaten zu begründen – dann stehen Österreich und Wien vor neuem, glücklichem Anbeginn ihrer uralten Sendung.»

Fritz Bock will die europäische Verbundenheit vor al-

lem auch auf dem Gebiet der Verteidigung verwirklicht sehen: «Entspannung ist das Schönste und Wichtigste, was es geben kann, nur bedeuten die Worte Spannung und Entspannung, dass es zwei Pole geben muss, zwischen denen eine Spannung herrscht. Wenn ich also entspannen will, kann ich das nicht bloss auf der einen Seite tun. Man kann also nicht bloss im Westen abrüsten und im Osten nicht. Dazu gehört auch eine Abrüstung im Osten. In Belgrad, auf der Fortsetzungskonferenz der KSZE von Helsinki, hat man zwar etwas zu Papier gebracht, doch erinnert mich das, was da drinsteht, an die alte illusionistische Regel: Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht nass. Wir Österreicher müssen ein ganz besonderes Interesse an der Entspannung haben, aber ich glaube, wir können dies nur, indem wir zunächst etwas für unsere Verteidigung tun. In dieser Beziehung möchte ich die jungen Leute von heute aufrufen: erstens unseren Freiheitswillen und auch unseren Verteidigungswillen zu demonstrieren, und zweitens für die Verteidigung Opfer zu bringen, weil bekanntlich ein militärisches Vakuum immer anziehend wirkt und zudem auch deshalb, weil ich die militärische Jugenderziehung auch in der demokratischen Zeit für eine sehr gute Sache halte. Das heisst nun keineswegs, dass ich an die absolute Wirksamkeit einer Verteidigung des Kleinstaates glaube. Auch der Schweiz hätte die hohe Verteidigungskraft während des Zweiten Weltkrieges nichts oder nicht viel genützt, wenn Hitler wirklich das Land hätte einnehmen wollen. Aber ohne diese hohe Verteidigungskraft hätte eben Hitler vermutlich seine Hand schneller ausgestreckt, denn dann hätte seine linke Hand genügt, die Schweiz einzukassieren.» Fritz Bock möchte in dieser Abwehrbereitschaft – allerdings ohne die österreichische Neutralität zu gefährden – einen «Verteidigungsverbund» realisiert sehen.

Die Französin Marie-Madeleine Fourcade sieht das jedoch anders: «Der heutige Europa-Geist macht mir Angst. Das ist nicht jenes Europa, von dem wir während des Widerstandes geträumt haben, es ist auch nicht jenes Europa, das den Deportierten vorgeschwebt hatte. Wir hatten von einem Europa geträumt, das definitiv von der Sippe jener, die in Nürnberg verurteilt wurden, befreit sei. Nürnberg aber war nur ein Teil, und er hat nicht die notwendige Fortsetzung gefunden. Nürnberg wird heute von den Nazis bereits wieder verdreht, denn man will die Geschichte an sich verdrehen. Ich bin nicht gegen Europa, aber entschieden gegen ein Europa unter der Herrschaft der Nazis. Weil die Deutschen heute wieder die Stärksten sind, soll man schon wieder alles vergessen? Da mache ich nicht mit, denn das wäre ja Krieg.»

Den Einwand, ihr Patriotismus grenze nahe an Chauvinismus, pariert Marie-Madeleine Fourcade mit dem Hinweis: «Es gibt tatsächlich Patriotismus und Patriotismus. Der Chauvinismus alter Schule aber ist endgültig vorbei. Denken Sie nur daran, dass Frankreich immerhin dekolonisiert hat, und es gibt heute sogar Leute, die deshalb kommunistisch wählen, weil de Gaulle die Kolonien preisgege-

ben hat. Ich bin eine Patriotin, und trotzdem für Europa, aber eben nicht für ein Europa, das von einer starken Macht dominiert wird. Ich bin für eine Integration aller europäischen Länder in ein Europa, in dem jedes Land seine Eigenheit und seine Besonderheit behalten kann. Im Grunde also für jene Lösung, die auch der offiziellen Schweiz vorschwebt.»

Jacques Chaban-Delmas präzisiert die Europa-Idee ganz ähnlich und möchte diese aus den Erfahrungen des Widerstandes heraus der jungen Generation weitergeben: «Man kann tatsächlich Europa schaffen, ohne Frankreich oder Deutschland oder Grossbritannien preiszugeben. Man kann Europa schaffen, ohne die Vaterländer zu zerstören. Man kann die Ausübung der nationalen Souveränitäten Zusammenlegen, ja man muss dies sogar tun, und zwar ohne Ausnahme, wenn es klar ist, dass dies der Schritt zum unabhängigen Europa bedeutet. Wenn es aber um ein Europa geht, das ganz einfach ein Satellit der Vereinigten Staaten von Amerika und der Sowjetunion ist, dann lohnt sich dieser Schritt nicht. Gerade auf dieser Idee des unabhängigen Europa haben wir bisher versagt. Wir haben zwar heute schon gewisse nationale Souveränitäten preisgegeben. So ist es zum Beispiel nicht mehr einfach die französische Regierung, die die Agrarpreise bestimmt. Das ist auch ganz normal, wenn es darum geht, die Unabhängigkeit des Landwirts und der europäischen Landwirtschaft zu sichern. Also: Dies soll man auf andere Ebenen ausdehnen, um – ich sagte es schon – ein unabhängiges Europa zu schaffen.»

Jacques Chaban-Delmas spricht ganz allgemein von «anderen Ebenen». Man könnte darunter auch die Verteidigungspolitik verstehen, also an die Schaffung einer vereinigten europäischen Armee denken, die die Aufgabe hätte, die Unabhängigkeit Europas zu sichern. Chaban-Delmas winkt eher ab: «Das wäre das Pferd am Schwanz aufgezümt. Bevor man so einen Gedanken aufgreifen kann, muss man wirklich wissen, ob man ein unabhängiges Europa will oder nicht. Ich war während drei Jahren Premierminister von Frankreich, und ich habe festgestellt, dass man in keiner einzigen europäischen Hauptstadt wirklich ein unabhängiges Europa wollte. Man wollte stets unter dem Schutz des einen oder des andern sein, sich dem Einfluss des einen oder des andern aussetzen, aber zu sagen, dass man wirklich unabhängig sein wollte, nein... Und doch sollte man dieses Bestreben im Interesse der Welt haben; eine solche echte Unabhängigkeit wäre von geradezu wunderbarer Bedeutung. Indem wir Europa verfehlen, sind wir wahrscheinlich dabei, ein Treffen mit der für das ganze Universum entscheidenden Geschichte zu verfehlen. Das ist ein weltweites Drama, und man kann nur wünschen, dass der Geist sich ändere.»

Europa – das war auch eines der zentralen Themen, über die Josef Müller schon während der Haftzeit, vor allem aber sofort nach Kriegsende mit seinen Freunden diskutierte. Als er in Südtirol befreit wurde, brachte man seine

Gruppe ehemaliger Häftlinge nach Rom, wo Josef Müller sich ausführlich mit Alcide de Gasperi unterhielt, der kurz danach einer der führenden Köpfe der Democrazia Cristiana wurde. Josef Müller erinnert sich: «De Gasperi, ein ausgesprochen sozial denkender Mann, war sich mit mir darüber einig, dass man der Dynamik, die sich in den von den Sowjets besetzten Gebieten Europas entwickeln werde, eine soziale Evolution entgegensetzen müsse... Wir waren uns darüber einig, ein einiges Europa zu schaffen, in dem es gelingen müsse, die nationalen Gegensätze zu überbrücken. Durch das Zusammenwirken aller vernünftigen Politiker müssten die alten Feindschaften, die schon vor Hitler bestanden, aber durch ihn masslos übersteigert wurden, aus der Welt geschafft werden, nicht zuletzt auch aus dem gemeinsamen christlichen Glauben heraus.»

«Man muss immer wieder sagen, warum es überhaupt Nazis gegeben hat...»

1945 war der Zweite Weltkrieg vorbei, wurden jene, die gegen die Diktatur und für die Freiheit gekämpft hatten, in die Freiheit entlassen. Jacques Chaban-Delmas weiss aber aus seiner politischen Arbeit heraus allzu deutlich, dass damit die Gefahren keineswegs grundsätzlich beseitigt waren: «Man muss immer gegen alle Formen des Totalitarismus kämpfen, auch gegen den Totalitarismus einer Regierung. Ich habe zum Beispiel während meiner Amtszeit als Premierminister für die Befreiung der audiovisuellen Medien gearbeitet. Der Staat hatte in Frankreich wie anderswo dafür gesorgt, dass das Fernsehen aufkomme, aber dann hatten sich Gewohnheiten ergeben, von denen sich der Staat nicht gerne befreien wollte. Für meine staatspolitische Auffassung galt, dass sich der Staat, wenn er einmal die materiellen Voraussetzungen geschaffen hat, wieder zurückziehe. Deshalb hatte ich mich damals in einen heftigen Befreiungskampf eingelassen, der mir von Leuten zum Vorwurf gemacht wurde, die sich selbst als echte Demokraten verstehen, in Wirklichkeit aber einem Totalitarismus verschrieben sind. Dabei ist dies alles hier nur als Beispiel angeführt, als Beweis dafür, dass der Kampf gegen den Totalitarismus niemals beendet ist.»

Diese Erkenntnis allein genügt Bruno Kreisky nicht. «Man muss immer wieder sagen, warum es überhaupt Nazis gegeben hat», betont er, «wobei ich sagen möchte, dass ich diesbezüglich aus Erfahrung sprechen kann. Ich bin ja mit zahllosen Nazis zusammen eingesperrt gewesen zwischen 1934 und 1938. Da haben wir stundenlang in den Zellen Gelegenheit gehabt, ihre Denkweise kennenzulernen und zu erfahren, wieso sie eigentlich Nazis wurden. Teilweise waren es anständige und sogar kameradschaftliche Menschen mit relativ guten Eigenschaften, Menschen, die trotzdem einen verkehrten und gefährlichen politischen Weg eingeschlagen haben. Ich habe das von innen gesehen. Für mich ist der Nazismus kein theoretisches, sondern ein praktisches Erlebnis gewesen.»

– Ich bin ein Mann und leugne es nicht, der während seiner Jugend bei Karl Marx in die Schule gegangen ist, obwohl ich mich heute keineswegs als Marxist bezeichnen würde. Aber einiges von Marx anerkenne ich auch heute noch, und dazu gehört ein Satz, dem ich restlos zustimme: wonach das gesellschaftliche Sein das Bewusstsein bestimmt. Der Umstand also, dass es Millionen von Arbeitslosen gegeben hat, hat das Bewusstsein wesentlich beeinflusst, die Menschen willfährig gemacht, sie zu willfährigen Opfern des Faschismus werden lassen. Um gegen neue Gefahren gerüstet zu sein, muss man also in erster Linie dafür sorgen, dass die Voraussetzungen sich nicht wiederholen. Schafft man ähnliche Verhältnisse, so wird das auch ähnliche Bewusstseinsveränderungen zur Folge haben. Lässt man also eine hunderttausendfache oder millionenfache Arbeitslosigkeit der Jugend zu, dann wird man darauf gefasst sein müssen, dass sich ähnliche faschistische oder anarchistische Bewegungen bilden. Grosse Unzufriedenheit des gesellschaftlichen Seins löst ja zunächst eine anarchistische Reaktion aus. Da sich diese aber bald als wirkungslos erweist, wird sie in organisierte Form gebracht und wird dadurch faschistisch. Dann aber ist sie lebensgefährlich. Der Kampf gegen die Arbeitslosigkeit scheint mir also die essentiellste Voraussetzung im Kampf gegen einen wieder aufkeimenden Faschismus zu sein.»

Freiheit als Gegensatz zum Totalitarismus wird von Anton Benya allerdings noch in einen anderen Zusammenhang gestellt: «Freiheit ohne Verpflichtung führt zur Anarchie oder zur Diktatur», sagt auch er und fügt an: «Man muss also den Jungen klarmachen, dass die Freiheit das Höchste ist und dass sie die Verpflichtung zur Toleranz auflädt.»

Jacques Chaban-Delmas erweitert die Forderung nach Freiheit um jene nach Gerechtigkeit: «Für mich gibt es zwei Schlüsselworte, von denen das eine nicht ohne das andere zu setzen ist: Freiheit und Gerechtigkeit. Gerechtigkeit ohne Freiheit ist Totalitarismus, ist Konzentrationslager, und Freiheit ohne Gerechtigkeit ist die erbärmlichste aller Lügen, denn das wäre die Wildnis, das Gesetz des Stärkeren. Wenn ich mit den Jungen rede, wende ich mich in ihrer Sprache an sie, und dann glaube ich, gehört und verstanden zu werden. Folglich wird alles, was der Gerechtigkeit und der Freiheit zuwiderläuft, von den Jungen zurückgewiesen, weil es als Bedrohung erkannt wird. Ich glaube, das schafft Taten und Engagements, auf denen sich die neue Gesellschaft aufbauen lässt. Ich weiss, dass ich in Frankreich und anderswo dafür Gehör gefunden habe. Dafür habe ich überzeugende Beweise. Deshalb glaube ich voll Optimismus, dass wir uns auf eine immer freiere und immer gerechtere Gesellschaft hinbewegen.»

Marie-Madeleine Fourcade ist nicht so optimistisch: «In meinem Land gibt es gewisse Strömungen des Wiedererwachens des Nazismus. Dagegen werde ich weiterhin kämpfen, und deshalb habe ich mich auch energisch der Idee widersetzt, die Asche von Marschall Pétain nach Dou-

aumont zu überführen. Das würde doch letztlich wie eine Entschuldigung für Hitlers Taten aussehen...»

In gleicher Weise glaubt Clément Moreau in Deutschland neue Gefahren erkennen zu müssen: «Am Stachus in München gab es schon immer Diskussionen – mehr oder weniger harmlose, oft mit leicht religiösem Einschlag, zum Teil hysterische Frauen und sektiererische Männer und Jugendliche. Als ich letztes Jahr wieder einmal zuhörte, hatte ich plötzlich das Gefühl, in der Zeit vor 1933 zu sein. Diese Gruppen sind symptomatisch. Es sind durchwegs ‚mittelalterliche‘ Leute, um die vierzig herum, die die Hitler-Zeit nicht mehr selbst mitgemacht haben. Sie bezeichnen die Informationen über die nationalsozialistischen Grausamkeiten als amerikanische Greuelmärchen und rufen bereits wieder nach einem Führer. Ab und zu habe ich versucht, mich einzumischen, aber das hat keinen Zweck. Jüngeren Leuten, die etwas dagegen einwenden wollen, wird übers Maul gefahren. Es ist bereits nicht mehr Diskussion, sondern der Stil der Goebbels-Zeitung. Ich will dies allerdings nicht verallgemeinern, denn es sind kleine Gruppen; nur halte ich sie – wie gesagt – für symptomatisch, und der Nationalsozialismus hatte ja auch so begonnen...»

Auch Josef Müller erkannte eine gewisse Gefahr, nur weitete er sie über den eigentlichen Nazismus hinaus und appellierte an alle, die über die Problematik unserer Zeit nachdenken: «Widersetzt euch allen Bestrebungen, die unter Ausnutzung des Kollektivismus die Menschen herabwürdigend zur Sklavenarbeit für Diktatoren. Setzt euer Denken und Können ein für den Frieden, bevor er verlorengeht, und zwar für den Frieden zwischen den Völkern, aber auch für den Frieden im eigenen Land.» Aus seiner Vergangenheit und aus seinen heldenhaften Taten heraus ist es verständlich, dass er auch in diesem Zusammenhang Papst Pius XII. zitiert, der einmal gesagt hat: «Der Friede ist das höchste Gut, er ist der stärkste Ausdruck des Gebotes der Nächstenliebe, das für den gläubigen Christen dem ersten und höchsten Gebot gleichkommt.»

General de Gaulles Wunsch nach Annäherung über die Welthälften hinweg

Der Friede kann als philosophisch-ethisches Element verstanden werden. Panajotis Kanellopoulos stellt ihn gesprächsweise in den Rahmen der Völkerfamilien und erkennt deshalb im Blick auf die junge Generation eine Schwierigkeit: «Die Jungen – ich spreche jetzt von den jungen Menschen in unseren westlichen Ländern – wollen frei sein, und gleichzeitig sind sie vielfach gegen den Kapitalismus, ja gegen das Establishment überhaupt. Es kann aber keinen Staat geben ohne ein System. Die jungen Avantgardisten bejahen gerne das Prinzip der Freiheit, ohne aber den Staat zu bejahen, der diese Freiheit garantiert. Sie bejahen eine Sozialpolitik, die fortschrittlich ist, also eine progressive Sozialisierung, ohne aber den Staat

zu bejahen, der diese Sozialisierung zum Zweck hat. Insofern befinden sich diese jungen Leute in einem schweren Dilemma, das meiner Meinung nach das grosse Dilemma der Zukunft ist.»

Panajotis Kanellopoulos gibt zu, dass die Haltung der heutigen Jugend teilweise aus einem Mangel an wirklicher Hoffnung resultiert. «Wir alle waren, als wir jung waren, ähnlich, aber damals waren es Übergangsphänomene. Dieses Mal kann ich nicht mehr beurteilen, ob es wirklich ein Übergang ist. Ich zweifle daran. Vielleicht ist es ein Phänomen, das lange Bestand hat, vielleicht werden die meisten der heutigen jungen Menschen in dreissig oder vierzig Jahren immer noch in diesem Chaos leben. Es ist eine Art Nihilismus. Vielleicht – und ich hoffe das – wird es sich zeigen, dass es sich diesmal um einen produktiven Nihilismus handelt, also nicht um einen Nihilismus, wie er im 19. Jahrhundert herrschte, vor allem vor 1905 in Russland. Vielleicht ist es diesmal ein produktiver Nihilismus, der den Tag auferstehen lässt, an dem den Jungen, ich meine nicht die heutigen jungen Leute, sondern jene, die in zehn oder zwanzig Jahren jung sind, bewusst wird, um was es geht. Dann könnte die Verwirklichung dessen erzielt werden, was General de Gaulle einmal mit dem Wunsch nach Annäherung über die Welthälften hinweg gezeichnet hat, wobei er dringend den Wunsch anfügte, dass beide Seiten nicht das Positive und Wertvolle, das sie auszeichnet, einbüssten. Vielleicht kommt wirklich eine Jugend, die dieser Vision nachlebt – in Russland, in Amerika, in Griechenland und in Norwegen, in der Schweiz, in Afrika...»

Joze Vilfan glaubt ebenfalls an diese Jugend, wenngleich er den Pessimismus, von dem seiner Meinung nach viele junge Menschen getragen sind, nicht versteht: «Ich bedauere diese Jugendlichen. Man muss doch einen Glauben haben, um zu leben. Ich meine damit nicht unbedingt die Religion, aber man muss den Sinn des Lebens erkennen und fühlen, sonst kann man doch nicht leben. Vielleicht sind diese Jungen der Meinung, wir hätten die Welt in einer Art verändert, dass sie den Lebenssinn nicht mehr fänden. Wenn sie also glauben, wir hätten Fehler gemacht, wenn sie der Auffassung sind, unsere Entscheidungen seien falsch gewesen, dann sollen sie dies offen sagen. Dann sollen sie sogar gegen uns ankämpfen. Kampf ist das gute Recht der Jugend. Nur sollen sie diesen Kampf aus einem Gefühl für den Sinn des Lebens führen. Das ist das einzige, was ich der heutigen Jugend mit auf den Weg geben möchte.»

Willem Visser 't Hooft lässt vor seinem geistigen Auge den aktuellen Zustand der Welt Revue passieren und zeigt dann ein gewisses Verständnis für die Skepsis der Jugend: «Kaum ein paar Jahrzehnte sind vergangen, seit wir nach der Beendigung des Zweiten Weltkrieges aufatmeten, und schon ist die Freiheit wieder an zahlreichen Orten bedroht. Es gibt eigentlich recht wenige Länder, in denen eine echte Demokratie herrscht. Viele Länder haben es zunächst mit der Demokratie versucht, doch endeten ihre Anstrengun-

gen in einem Misserfolg und ihre Länder in einer Militärdiktatur. Wie selten sind doch jene Länder, in denen die Menschenrechte wirklich respektiert werden! Wenn man dies alles bedenkt, dann fällt es einem wirklich schwer, optimistisch zu sein. Und es gibt auch zahlreiche Länder, von denen wir trotz der weltweiten Kommunikationsmittel recht wenig oder gar nichts wissen. Natürlich haben wir Informationen von oben, aber wissen wir wirklich, was zum Beispiel in China oder in Burma, in Äthiopien oder in Uganda – um nur willkürlich ein paar Namen zu nennen – mit dem Volk passiert?»

Visser 't Hooft unterbricht für einen Augenblick nachdenklich seine Ausführungen. Sein Blick schweift durch das Fenster über die Obstbäume in seinem Garten. Die ersten Knospen künden den anbrechenden Frühling an. Dann geht dem niederländischen Theologen ganz plötzlich ein Gedanke durch den Kopf: «Die Jugend klammert sich gerne an grosse Persönlichkeiten. Leider aber haben wir heute so schrecklich wenige wirklich positive Figuren, so wenige Leute, die im Grossen aufbauend wirken. Den Einwand, dass die Demokratie kaum in der Lage sei, erhabengrosse Persönlichkeiten der Staatsführung hervorzubringen, lasse ich nicht gelten. Denken Sie doch nur zum Beispiel an Abraham Lincoln, an Winston Churchill oder an Jawaharlal Nehru. Demokratie ist zwar nicht mit einem totalen Idealbild zu verwechseln; ich glaube aber, dass Demokratie möglich ist, wenn gewisse geistesgeschichtliche Voraussetzungen erfüllt sind. Die riesige Gefahr für unsere westliche Demokratie ist es, dass wir viele jener moralischen Bedingungen, die unbedingt erfüllt werden sollten, nicht mehr erfüllen. Dass zwischen Demokratie und besonders unserer protestantischen Tradition eine Verbindung besteht, scheint mir klar zu sein.»

Wie aber soll die heutige Jugend mit den anstehenden Riesenproblemen fertig werden? Die Frage steht im Raum, und Visser 't Hooft winkt zuerst ab: «Darüber müsste man eigentlich ein Buch schreiben, denn in ein paar wenigen Sätzen lässt sich darauf keine ernsthafte Antwort geben. Wenn ich trotzdem versuchen möchte, als Richtschnur ein kurzes Wort zu sagen, wäre es dies: Weder pessimistisch noch optimistisch sein. Die Realität liegt dazwischen.»

Am Schluss dieses Rückblickes auf die Vergangenheit dreht Willem Visser 't Hooft den Spiess um und sinnt darüber nach, was Vorausschau bedeutet und bedeuten soll: «Die Lektion, die ich aus all dem ziehe, was ich erlebt habe, ist die, dass wir keine Ahnung haben, was uns die Zukunft bringt. Es gibt nicht einen einzigen Menschen, der im Jahre 1900, als ich selbst geboren wurde, auch nur teilweise das 20. Jahrhundert überblickt hätte. Niemand konnte auch nur partiell sehen, was die nächsten fünfzig Jahre, also die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts bringen

würde. Und wenn ich mich zurückerinnere, wie ich selbst etwa 1920 die Zukunft sah oder glaubte, sie sehen zu können, beweist das, dass wir nichts wissen. Selbst 1940, als der Krieg schon begonnen hatte, oder 1950, als er fünf Jahre vorbei war, glaubte ich immer wieder voraussehen zu können, was geschehen werde – und doch ist alles anders gekommen. Und genau das gleiche gilt heute. Niemand kann von diesem Jahr auf die Zukunft projizieren,



Den Helden der Festung Brest ist dieses monumentale Werk gewidmet. Von Brest aus hatte das Unternehmen «Barbarossa» seinen Lauf genommen. Am 28. Juli 1944 mussten sich die Deutschen hier geschlagen geben.

denn die Zukunft bringt immer wieder neue, nicht voraus-schaubare Elemente. Das bedeutet, dass man mit Bescheidenheit an die Geschichte herangehen muss – und Bescheidenheit gegenüber der Geschichte ist auch eine religiöse Bescheidenheit. Aus all dem würde ich eine zweite Lektion ableiten: den Grundsatz nämlich, dass man sich auf keinen Fall abhängig machen darf von einem selbstgepräg-

ten Zukunftsbild. Man muss also leben können, auch wenn man nicht weiss, was das Morgen bringt. Man muss leben können, ohne zu wissen, was morgen oder übermorgen aus der Welt wird. Man muss aus anderen Motiven als der Zukunftsgläubigkeit leben. Man muss sich zurückbesinnen auf die echten Motive des Lebens.»







Erinnerungsmai des Konzentrationslagers Buchenwald (links).

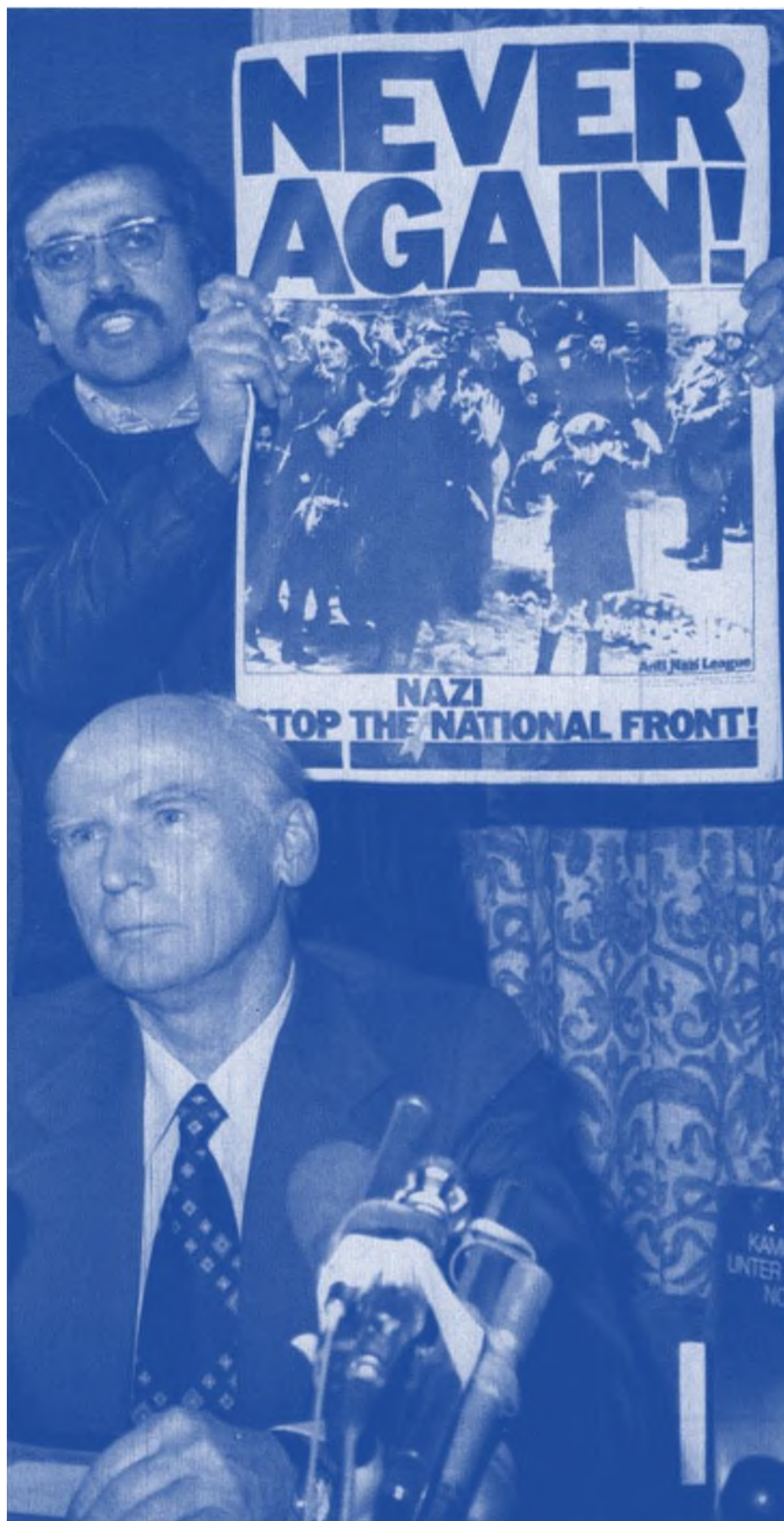
Die KZ-Mauer im jüdischen Gemeindehaus an der Fasanenstrasse in Berlin (oben).

Die Gedenkstätte Chatyn erinnert nicht nur an das im März 1943 von den Deutschen eingeäscherte Dorf, sondern an all die 209 weissrussischen Städte und Siedlungen, die in Schutt und Asche gelegt worden waren (rechts).





Gedenkstätte des ehemaligen Konzentrationslagers Bergen-Belsen (links oben).



Mahnmal für die KZ-Opfer in Neuengamme (links unten). «Euromed», das europäische medizinische Magazin, schätzte die Zahl der Konzentrationslager, Aussenlager, Haftanstalten usw. auf 2352. In den eigentlichen Vernichtungslagern begann die SS mit der Massenvergasung im Juni 1942.

Hat es sich gelohnt? Wenn man den unverbesserlichen früheren SS-Mann Hubert Meyer vor Augen hat (Bild rechts), der 1977 in London ein «Reinwasch-Buch» präsentierte, zweifelt man, doch der jugendliche antinazistische Demonstrant hinter ihm gibt Hoffnung.





Eine Anti-Nazismusedemonstration in Paris (Bild links aussen) vereinigt glücklicherweise immer noch ansehnliche Massen, aber in der Bundesrepublik gibt es, wie die drei «Prominenten» der «Aktionsfront Nationaler Sozialisten» (Bild ganz links unten) beweisen, noch gefährliche Überreste, doch könnten auch die pseudomilitärischen Jugendmanifestationen in der DDR (Bilder oben und unten) aufhorchen lassen. Standarten und Fanfaren, Zopf und Gewehr – Hoffnung und Befürchtung sind nahe beisammen.



Die Welt aus den Angeln heben

Ein Geflecht aus Majoritäten und Minoritäten

Welche Schlussfolgerungen lassen sich aus diesen vielfältigen und zum Teil widersprüchlichen Aussagen ableiten? Ein gemeinsamer Nenner wird sich kaum finden, denn zu unterschiedlich sind die einzelnen Gegebenheiten und die persönlichen Motivierungen, die familiären und weltanschaulichen Bindungen, die individuellen Umweltbedingungen und die zufälligen Verstrickungen. Ein einziges kann vielleicht – wenngleich mit vielen Einschränkungen – für alle gelten: Der eigentliche und aktive Widerstand setzte immer dann ein, wenn direkte «Interessen» tangiert waren. Das sei keineswegs negativ oder herabmindernd gemeint, standen doch in den konkreten Fällen nie materielle Interessen im Vordergrund, sondern Anliegen des Geistes, der persönlichen Gesinnung. Der Theologe wie der gläubige Laie opponierten unter Einsatz ihres Lebens von jenem Augenblick an, da die Religion an sich oder die Religionsfreiheit gefährdet waren; der Gewerkschafter widersetzte sich dem auf seine Organisation ausgeübten Druck; der Patriot wurde Widerstandskämpfer, als seine Heimat angegriffen wurde oder wenigstens schwer gefährdet war.

Die Freiheit, für die sich die Widerstandskämpfer einsetzen, darf nicht angetastet werden

In allen Fällen aber handelte es sich um den Kampf eines einzelnen gegen eine Staatsmacht. Auch wenn er sich dazu mit Gleichgesinnten zusammenschloss, so war es doch immer ein persönlicher Entscheid, sich gegen die Übermacht aufzulehnen. Dabei ist zu bedenken, was Ludwig Marcuse in die Worte gefasst hat: «Jeder ist in einem Geflecht von Majoritäten und Minoritäten: glänzenden, unterdrückenden und unschuldig statistischen. Im Mittelpunkt stehe hier die winzigste, ohnmächtigste und strahlendste Minderheit.» Und auf dieses Individuum baut Marcuse seinen ganzen Optimismus: «Nur diese winzigste Minorität im spaltbaren Individuum kann die Welt weiterbringen... Die Revolution, auch die geheime der Technik, wird nur ändern; aber ändern ist noch nicht weiterbringen. Der Fortschritt ist noch nicht ein Fortschritt. Die Geschichte ist nicht der werdende Gott: auch nicht, wenn man die augustianische Theologie marxistisch abwandelt.»

So hat sich denn im Widerstand dieser einzelnen Persönlichkeiten, die stellvertretend für Tausende und Abertausende stehen mögen, bewahrheitet, was Jacob Burckhardt festgehalten hat: «Völker, Kulturen, Religionen, Dinge, bei welchen scheinbar nur das Gesamtleben etwas bedeuten kann und welche nur dessen Produkte und Erscheinungsweisen sein sollten, finden plötzlich ihre Neuschöpfung oder ihren gebietenden Ausdruck in grossen Individuen... Diese grossen Individuen sind die Koinzidenz des Allgemeinen und des Besonderen, des Verharrenden und der Bewegung in einer Persönlichkeit... In den Krisen kulminiert in den grossen Individuen zusammen das Bestehende und das Neue (die Revolution).

Ihr Wesen bleibt ein wahres Mysterium der Weltgeschichte; ihr Verhältnis zu ihrer Zeit ist eine ‚heilige Ehe‘, vollziehbar fast nur in schrecklichen Zeiten, welche den einzigen höchsten Massstab der Grösse geben, und auch allein nur das Bedürfnis nach der Grösse haben.»

Jacob Burckhardt hat diese Worte Ende der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts formuliert, als sich die «schrecklichen Zeiten» anbahnten, die zum deutsch-französischen Krieg von 1870-1871 führten. Aber schon Burckhardt hatte die Gefahr erkannt: «Schwierig ist es oft, Grösse zu unterscheiden von blosser Macht, welche gewaltig blendet...» Nicht gegen die Grösse, sondern gegen die Macht sind die Widerstandsleute angetreten. Gegen diese Macht vermochte nur die Gewalt zu obsiegen. Mahatma Gandhi konnte noch zu Beginn der zwanziger Jahre ausrufen: «Unser Widerstand verliert seine Kraft, wenn er sich mit Gewalttätigkeit befleckt.» Sein Widerstand aber hatte sich gegen eine zwar unerwünschte, aber immerhin demokratische Macht gerichtet, während die Widerstandskämpfer, welche hier zu Worte kamen, gegen die brutale Diktatur antraten. Sie waren getragen von einer unüberwindbaren Leidenschaft für Freiheit und Gerechtigkeit, einer Leidenschaft, von der Jacob Burckhardt gesagt hatte: «Die Leidenschaft ist die Mutter grosser Dinge, d.h. die wirkliche Leidenschaft, die etwas Neues und nicht nur das Umstürzen des Alten will. Ungeahnte Kräfte werden in den einzelnen und in den Massen wach, und auch der Himmel hat einen anderen Ton.» – «Gebt uns eine Organisation von Revolutionären», hatte Lenin 1902 mit einem Appell an die gleichen Leidenschaften geschrieben, «und wir werden Russland aus den Angeln heben.»

Es wäre sicher übertrieben zu sagen, dass die Leidenschaft der Widerstandskämpfer die deutsche Diktatur aus den Angeln gehoben habe. Einen gewichtigen Beitrag dazu aber haben sie geleistet. «Ohne sie», so hatte der alliierte Oberbefehlshaber General Ike Eisenhower zum Beispiel im Blick auf die französischen Résistants erklärt, «hätten die Befreiung von Frankreich und die Niederlage des Feindes in Westeuropa viel länger gedauert und uns wesentlich mehr Verluste gekostet.»

Der Einsatz der Widerstandskämpfer war, um es verallgemeinernd zu sagen, darauf ausgerichtet, der Freiheit zum Durchbruch zu verhelfen. Insofern war es auch bei jenen, die sich selbst keineswegs als Patrioten oder als patriotische Widerstandskämpfer bezeichnen, ein Dienst am Vaterland. Denn selbst wenn sie den Hintergedanken verfolgten, diesem Land durch den Kampf eine andere Staatsform zu geben, so ging es zunächst einmal um die Befreiung von der Knechtschaft; ob sich diese nun in Form des Einmarsches feindlicher Armeen oder aber durch die Errichtung der Diktatur breitgemacht hatte, war zweitrangig. Dabei muss man sich bewusst sein, wie wenig man sich damals die Umriss der Zukunft vorstellen konnte. Der Schweizer Schriftsteller Charles Ferdinand Ramuz hatte

im Dezember 1942 in sein Tagebuch eingetragen: «Ich versuche zu verstehen. Ich werde immerhin an Ereignissen teilgenommen haben, die mindestens so schwer wiegen wie die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege. Aber wie schwierig ist es, sie zu ermessen! Man durchschaut (wenigstens hier) kaum die Ausmasse, die sie in unser tägliches Leben tragen, und die Phantasie muss sich schon sehr anstrengen, um die Folgen wahrzunehmen, die sie auf geistigem Gebiet mit sich schleppen. Ausserdem sind sie voll von Widersprüchen und Zusammenhangslosigkeiten und bringen denen, die sie unmittelbar ertragen müssen, zahllose Gewissenskonflikte und zwingen uns, die wir nur den indirekten Schock erleben, im Hinblick auf ihre Deutung und Bedeutung zu unablässiger Stellungnahme.»

Charles Ferdinand Ramuz sagte dies vom sicheren oder wenigstens verschonten Hort der Schweiz aus, als «Schreibtischtäter» sozusagen, und was Ludwig Marcuse von den Idealisten gesagt hat, gilt teilweise auch für den Nihilisten Ramuz: «Die Schreibtisch-Idealisten sind zwar meist Verkünder des ‚Haltet den Dieb‘; bisweilen aber auch Ohnmächtige, die aufs Papier ausweichen...» Ramuz ist auf das Papier seines Tagebuches ausgewichen, um das Resultat dessen niederzulegen, was er als Selbstverhör bezeichnet: «Man sieht deutlich, wozu dieser Krieg zwingt: zu einer Revision aller Werte. Welches sind nun die wesentlichsten Werte für den Menschen? Wenigstens für den Menschen, der ich bin. Es ist so schwer zu erkennen. – Vaterland, Freiheit, Ehre. – Ehre: Das Gefühl, aus dem heraus man die Achtung vor sich selbst und den anderen bewahren will. – Man müsste nur wissen, worin diese Achtung besteht, für die man bereit ist, alles zu opfern, selbst das Leben... Das Vaterland. Alle diese ‚Vaterländer‘. Die Freiheit. Alle diese ‚Freiheiten‘...»

Rechtsgefühl und Menschlichkeit, Abscheu und Mitleid, Patriotismus und Freiheitsliebe

Jene, die im aktiven Widerstand ihr Leben opferten oder wenigstens aufs Spiel setzten, hatten relativ klare Vorstellungen von dem, was für sie die Freiheit und das Vaterland waren. Vielleicht deckten sich in ihren Vorstellungen die Grenzen des Vaterlandes nicht mit jenen, die im Augenblick des Handelns gültig waren, vielleicht entsprachen die Staatsstrukturen des Landes, für das sie kämpften, nicht dem, was ihnen als Ziel vor Augen schwebte, aber es war ein Vaterland, für das sich der Einsatz lohnte. Und die Freiheit, der ihr Bemühen galt, hatte in ihrem Geist konkrete Formen angenommen. Aus innerer Überzeugung heraus folgten sie dem, was der französische Revolutionär des 18. Jahrhunderts, Georges Jacques Danton, am 10. März 1793 gesagt hatte: «Wenn das Haus in Flammen steht, verbinde ich mich nicht mit Spitzbuben, die die Möbel wegtragen, ich lösche das Feuer. Ich sage, ihr müsst mehr denn je überzeugt sein, dass ihr keinen Augenblick zu verlieren

habt, um die Republik zu retten... Wollen wir wirklich frei sein? Wenn wir es nicht mehr wollen, lasst uns sterben, denn wir haben es geschworen. Wenn wir es aber wollen, dann lasst uns alle marschieren, um unsere Unabhängigkeit zu verteidigen... Die nationale Lage ist grausam... Nehmt euer Schicksal in die Hand, hört auf mit den Debatten, hört auf mit den Streitereien, und das Vaterland ist gerettet.»

Klingen diese Worte nicht, als ob sie in den dreissiger Jahren unseres Jahrhunderts oder während des Zweiten Weltkrieges gesprochen worden seien? Und klingt das, was Dantons Freund und Gegenspieler, der französische Revolutionär Maximilien de Robespierre am 7. Februar 1794 vor dem Nationalkonvent gesprochen hatte, nicht wie ein Appell an die Widerstandskämpfer unserer Zeit? Robespierre erklärte wörtlich: «Das Unwetter brüllt, und der Zustand der Revolution stellt euch eine andere Aufgabe. Die grosse Reinheit ihrer Grundsätze, die hohe Gerechtigkeit ihrer Sache sind gerade Stärke und Schwäche unserer Revolution: Unsere Stärke, weil sie uns die Überlegenheit der Wahrheit über die Lüge verleiht und das Recht der Volksansprüche über angemassete Ansprüche; unsere Schwäche, weil sie gegen uns alle bösen Menschen vereint, all die, welche in ihrem Herzen danach trachteten, das Volk zu berauben, all die, die es ungestraft berauben wollten und die Revolution als ein Handwerk und die Republik als eine Beute betrachtet haben. Deshalb sind so viele Ehrgeizige und Habgierige abtrünnig geworden, die uns eigentlich schon zu Beginn unseres Weges allein gelassen haben, weil ihr Reiseziel ein anderes war... Tyrannen bedrohen eure Grenzen, und hier im Lande verschwören sich alle Freunde der Tyrannei. Sie werden Verschwörer sein, bis dem Verbrecher jede Hoffnung genommen ist. Wir müssen die inneren und äusseren Feinde der Republik ersticken oder mit ihr untergehen. Deshalb soll in dieser Lage die erste Regel der politischen Tugend sein, das Volk durch Vernunft zu leiten und die Feinde des Volkes durch Terror zu beherrschen.»

Man weiss, wie Dantons und Robespierres Politik sich entwickelt hat: Beide verfielen selbst der Idee eines diktatorischen Regimes, nachdem sie gegen die Tyrannei in den Kampf gezogen waren. Schon Goethe hatte diese Gefahren erkannt, als er sagte: «Ohne Autorität kann der Mensch nicht existieren, und doch bringt sie eben so viel Irrtum als Wahrheit mit sich.» Ein Aufruf zur Vorsicht und ein Aufruf an alle, jene demokratisch zu überwachen, die über die Autorität verfügen, um rechtzeitig ein Abgleiten in die Gewaltherrschaft zu verhindern. Jean-Jacques Rousseau hat in seinem «Gesellschaftsvertrag» den Gewissenskonflikt vorweggenommen, dem viele achtbare Bürger unserer Zeit ausgesetzt waren, als sie die Unrechtmässigkeit der herrschenden Diktatur erkannten, aber davor zurückschrecken, zum offenen Kampf überzugehen, weil sie sich der Autorität gegenüber zu Gehorsam verpflichtet fühlten: «Alle Gewalt kommt von Gott, dieses gebe ich zu; aber

auch alle Krankheiten kommen von ihm; ist es also verboten, sich der Arzneien zu bedienen und den Arzt zu Hilfe zu nehmen? Wenn mich ein Räuber in einem Walde überfällt, muss ich ihm der Gewalt wegen mein Geld geben; aber kann ich ihm solches mit gutem Gewissen nicht entziehen und unvermerkt auf die Seite bringen? Ein gespanntes Pistol in der Hand, womit man droht, ist ja auch eine Gewalt. – Lasst uns demnach nur gestehen, dass die Gewalt kein Recht ausmacht und dass man ihr nur alsdann zu gehorchen verbunden, wenn sie rechtmässig ist.»

Der französische Philosoph Voltaire ging dieser Problematik ebenfalls nach und kam, vor allem mit dem Blick auf das einfache Volk, zu einem optimistischen Schluss: «Gott hat den Grundstoff einer allgemeinen Vernunft in uns gelegt, wie er den Vögeln die Federn und den Bären den Pelz gegeben hat; und dieser Grundstoff ist so unverteilbar, dass er immer vorhanden bleibt, trotz allen Leidenenschaften, die ihn bekämpfen, trotz allen Tyrannen, die ihn in Blut ersäufen wollen, und trotz allen Betrügnern, die ihn durch den Aberglauben zu vertilgen streben. Dies ist die Ursache, dass das grösste Volk mit der Zeit von den Gesetzen, die es beherrschen, sehr richtig urteilt, weil sein Gefühl ihm sagt, ob diese Gesetze dem in seinem Herzen vorhandenen Grundtrieb des Mitleids und der Gerechtigkeit entsprechen oder ihm Widerstreiten.»

Genau aus dieser Grundhaltung heraus ist in Europa der Widerstand gewachsen. Die Vernunft stemmte sich gegen die Unvernunft. Vielleicht mag da oder dort der Entscheid nach gründlichem Abwägen und Überdenken zustande gekommen sein, meistens war es jedoch eine spontane Abwehrhaltung, getragen von Rechtsgefühl und Menschlichkeit, von Abscheu und Mitleid, Patriotismus und Freiheitsliebe. Dabei konnte keiner von der Gewissheit geführt werden, dass das Ziel erreicht werde. Ein fast unvorstellbares Vertrauen in sich selbst, vor allem aber in das Gute der Mehrheit der Menschen war der einzige Leitfaden, dessen Festigkeit immer wieder auf eine harte Probe gestellt wurde.

Tausende und Abertausende haben den Tag nicht mehr erlebt, an der in Europa die Waffen verstummt und die grossen Tyrannen in Deutschland und Italien zerbrachen. Sie sind vorher im Kugelhagel des offenen Kampfes gefallen, sie sind von Menschen, denen sie Vertrauen geschenkt hatten, verraten worden, sie sind der Folter ihrer Widersacher erlegen, sie sind Hungers gestorben, sie mussten ihr Leben unter den Kugeln eines grausamen Hinrichtungskommandos oder am Galgen, der von brutalen Unmenschen errichtet war, opfern. Es war ihnen nicht mehr vergönnt, nach Kriegsende zu überblicken, ob sich ihr Einsatz gelohnt habe und ob ihre Ziele erreicht worden seien. Ziele, die General Charles de Gaulle in seiner Erklärung vom 23. Juni 1942 für Frankreich in einer Art und Weise dargelegt hatte, wie sie wohl für die Mehrheit aller Widerstandskämpfer in allen europäischen Ländern, auf ihre Heimat

übertragen, Geltung hatte: «Wir wollen, dass die Franzosen in Sicherheit leben können. Nach aussen müssen materielle Garantien, die einen Angriff und eine Unterdrückung unmöglich machen, gegen den jedes Jahrhundert einfallenden Eindringling erreicht werden. Nach innen müssen praktische Garantien gegen die Tyrannei des ewigen Missbrauchs verwirklicht werden, auf dass für jeden die Freiheit und die Würde seiner Arbeit und seiner Existenz gesichert sei. Die nationale Sicherheit und die soziale Sicherheit sind für uns gebieterische und zusammengehörige Ziele.»

Eine gewisse zynische Klarsicht an Stelle der naiven Illusionen des letzten Nachkriegs

Die Mehrheit der Widerstandskämpfer war sich allerdings bewusst, dass so hoch gesteckte Ziele während eines einzigen Menschenalters nicht verwirklicht werden können. Die rund zwanzig Persönlichkeiten, die in diesem Buch zu Worte kamen, bestätigten dies stellvertretend. Jede Generation muss sich ihren eigenen Weg erschliessen, der – wenn er zum Allgemeinwohle führen soll – die Mitte halten muss zwischen Freiheit und Autorität. Schrankenlose Freiheit ist genauso schädlich wie schrankenlose Autorität. Beides hat die Geschichte, auch in jüngster Vergangenheit, mehrfach gelehrt. Ist man bereit, daraus die entsprechende Lehre zu ziehen?

Eine doppelte Antwort sei von zwei Persönlichkeiten gegeben, die bisher noch nicht zu Worte gekommen sind, Persönlichkeiten, die sich in den dreissiger oder vierziger Jahren dem Totalitarismus, der in ihren Ländern herrschte, widersetzten und die beide in der Schweiz Zuflucht suchten und gefunden haben. Ignazio Silone, der bedeutende italienische Schriftsteller, der 1921 zu den Mitbegründern der Kommunistischen Partei Italiens gehörte, aus der er jedoch neun Jahre später austrat, und der dann bis zur Befreiung seines Landes vom faschistischen Joch im Jahre 1944 in der Schweiz lebte, ging zwei Jahre nach Kriegsende in einer vor dem PEN-Club-Kongress in Basel gehaltenen Ansprache auf die Frage ein, ob die Welt nun jene Ziele verwirklicht habe, die man sich im Abwehrkampf gegen die Gewaltherrschaft gesetzt hatte: «Der militärische Sieg hat alle Probleme ungelöst gelassen, aus denen der Faschismus und der Nationalsozialismus hervorgegangen waren. Und eine gewisse zynische Klarsicht ist diesmal bei den Nachkriegsmenschen an Stelle der naiven Illusionen des letzten Nachkriegs getreten. Jener Nihilismus, den man für das Typische des Nationalsozialismus hielt, hat sich durch die militärische Niederlage nicht verflüchtigt, sondern man findet ihn mehr oder weniger heftig und gefährlich in allen Ländern. Die Suche nach Sündenböcken rettet uns nicht vor ihm. – Ich kenne keine Partei, keine Kirche, keine Institution, die heute nicht von diesem Aussatz des Geistes befallen wäre. Wir werden oft von dieser oder jener Partei aufgefordert, gegen eine Ungerechtigkeit Protest zu erheben, die ihre Kämpfer irgendwo erdulden; aber die gleichen Parteien bleiben stumm und gleichgültig, wenn dieselben Ungerech-

tigkeiten in Ländern begangen werden, deren Freunde sie sind. Und ebenso hören wir heftige Proteste der geistlichen Behörden, sobald die Interessen einer Kirche irgendwo verletzt werden; wir haben aber noch nie den Protest der gleichen geistlichen Häupter gehört, wenn in Ländern, deren Regierungen ihres Glaubens sind, Andersgläubige oder politische Gegner verfolgt werden. Wir sehen auch, dass jene, die in vergangenen Jahren am meisten unter Rassenhass gelitten, ihn am meisten angeklagt haben, heute nicht abgeneigt sind, über ihre geschlagenen Gegner im Geist des Rassenwahns den Stab zu brechen. – Es geht nicht um die Denkart der Intellektuellen, es geht um ihre Art, zu fühlen und zu leben. Das Heil liegt nicht in irgendwelchen Begriffen oder Theorien, denn die Dekadenz hat sich auf Wortführer der verschiedensten und widersprechendsten Lehren erstreckt. Und auch unter den unanfechtbar Anständigen sind Männer, die die verschiedensten Philosophien und Meinungen über die Gesellschaft und den Staat vertreten. Das Heil liegt ausschliesslich in einer ehrlichen, geraden, unmittelbaren beständigen Treue zur tragischen Wirklichkeit, die die menschliche Existenz in ihrem Grunde ist. Das archetypische Bild dieser Wirklichkeit ist für die Christen das Kreuz. Im Leben des einzelnen ist es die Unruhe des Menschenherzens, die kein Fortschritt, keine politische und soziale Veränderung je stillen kann. Auf der Ebene der Geschichte ist es das Leiden der Armen. Es hat verschiedene Namen – Kulis in China, Peones in Südamerika, Fellachen unter den Arabern, Cafoni in Italien oder ganz allgemein Proletarier oder auch: Juden. Aber es ist eine einzige schmerzliche Wirklichkeit, die einzige wirklich ökumenische, alles umspannende Wirklichkeit der menschlichen Geschichte. – Diese Worte mögen pathetischer geklungen haben, als sie gemeint sind. Ihr Zweck war jedoch nur dieser: für ein Bestehendes Zeugnis abzulegen, das vielleicht nur ein Fortbestehen ist, einen Willen zur Treue zu bekunden, den Willen, nicht Verrat zu üben, was auch geschehen mag.»

«Pessimismus also? Fatalismus?» Diese Frage, die man nach Silones Ausführungen zu stellen geneigt sein könnte, hat der zweite Mann, der hier noch zu Worte kommen soll, in einem Vortrag 1974 in Wien mit einem entschiedenen «Nein, keineswegs» beantwortet. Fritz Hochwälder, der österreichische Schriftsteller, der beim Einmarsch der Deutschen in seine Heimat im Jahre 1938 in die Schweiz emigriert war, wo er heute noch lebt, trifft sich damit vermutlich sogar mit Silone, der bei allem Realismus bestimmt kein Pessimist war. Hochwälder aber formulierte seinen Optimismus im erwähnten Referat noch deutlicher: «Wenn wir am Fortbestehen der Freiheit zweifeln und hier und da sogar verzweifeln mögen, so gibt es doch immer wieder – wie es in der Meteorologie heisst – einzelne, gebietsweise Aufhellungen. Ich nenne bloss den Sturz der fünfzig Jahre währenden Diktatur in Portugal sowie das Verschwinden des griechischen Obristenregimes.»

Freiheit und soziale Gerechtigkeit, das ist immer wieder unterstrichen worden, gehören zusammen. Eine soziale Gerechtigkeit, die bloss in der Steuerverlagerung besteht und nicht durch menschlichere Gesinnung abgestützt ist, ist keine soziale Gerechtigkeit. Und noch weniger ist dies schon Freiheit, wenn sie bloss auf dem Papier, und wäre es selbst die Staatsverfassung, verankert ist. Gerechtigkeit und Freiheit sind Verpflichtungen, denen die Widerstandskämpfer der dreissiger und vierziger Jahre mutig nachgekommen sind. Es sind aber auch Verpflichtungen für die jetzige und alle nächsten Generationen, doch ist auch in dieser Beziehung Fritz Hochwälder optimistisch: «Kann die Freiheit überleben? Mag es uns auch schwerfallen, mit einem überzeugten ‚Ja!‘ zu antworten, so dürfen und sollen wir nicht nur, wir *müssen* es hoffen, eingedenk der Worte Gottfried Kellers: ‚Nur wer die Hoffnung gab verloren und bösslich sie verloren gab, der wäre besser ungeboren: denn lebend wohnt er schon im Grab.‘»

Anhang

Literatur- und Quellenachweis
Bildnachweis



Anton Benya

1912 in Wien geboren, wo er den Beruf eines Elektromechanikers erlernte. Im Betrieb kam er bald mit der Gewerkschaftsbewegung in Kontakt, für die er unter den Bundeskanzlern Dollfuss und Schuschnigg illegal tätig war und deshalb zweimal – im Jahre 1934 und 1937 – insgesamt zehn Monate Haft absitzen musste. Da während des Krieges ein Teil des Betriebes, in dem er arbeitete, nach Tirol verlagert wurde, erlebte er dort das Kriegsende, kam jedoch im Juni 1945 wieder nach Wien zurück. 1948 wurde er als Organisationssekretär in den Gewerkschaftsbund berufen, wurde 1956 stellvertretender Generalsekretär und 1959 Vizepräsident des ÖGB. Seit dem 1. Oktober 1963 ist Benya Präsident des Österreichischen Gewerkschaftsbundes. Acht Jahre später, im Oktober 1971, wurde er zum Präsidenten des Österreichischen Nationalrates, dem er seit 1956 angehört, gewählt und nach den für die Sozialistische Partei siegreichen Wahlen von 1975 und 1979 in diesem Amt bestätigt.

Sowohl als Mitglied der Parteiführung wie auch als Gewerkschaftsbundpräsident verfolgt Benya eine Politik der Mässigung. Dies zeigte sich bei den verschiedenen Lohn- und Tarifverhandlungen, aber auch in seiner Haltung gegenüber der Mitbestimmung. Er ist ein Befürworter der in Österreich schon lange funktionierenden überbetrieblichen Mitbestimmung, lehnt andererseits eine Mitbestimmung ab, die in die Unternehmensleitung eingreift.

Die Stärke Benyas liegt in seiner Hausmacht, dem Gewerkschaftsbund, in dem etwa eineinhalb Millionen Mitglieder, also rund zwei Drittel aller Arbeitnehmer des Landes, organisiert sind.



Jacques Bergier

1912 in Odessa (Ukraine) als Sohn jüdischer Eltern geboren, mit denen er nach der Oktoberrevolution im Jahre 1917 über Polen (wo aus dem ursprünglichen «Berger» der Name «Bergier» wurde) nach Frankreich auswanderte. Dort studierte er Physik und Chemie und wurde – wie er selbst sagte – aus Reaktion auf die politische Haltung seiner Eltern Kommunist, ohne jedoch Parteimitglied zu werden. Als Hitler in Deutschland an die Macht kam, begann er aktiven Widerstand zu leisten, publizistisch und organisatorisch von Frankreich aus, oft aber auch in konkreten Aktionen in Deutschland selbst. Beruflich widmete er sich vor allem der Atomphysik. «Wenn ich nach Amerika gegangen wäre, hätten sie dort die Atombombe nicht ohne mich gemacht», sagte er. Bei Kriegsausbruch ging er in die Résistance und baute das Netz «Marco Polo» auf, über dessen Radiosender er 1941 mit Charles de Gaulles Bewegung «Freies Frankreich» Kontakt aufnahm. Er entwickelte zahlreiche Sabotagevorrichtungen wie Briefbomben und dergleichen, die er selbst einsetzte, aber auch anderen Widerstandsorganisationen zur Verfügung stellte. Dank der Nachrichtentätigkeit seiner Gruppe enttarnte Bergier 1943 die deutschen V-1- und V-2-Konstruktionswerke und Versuchsabschussrampen in Peenemünde. Auf seine Informationen hin wurde Peenemünde in der Nacht vom 17. auf den 18. August 1943 durch die britische Royal Air Force bombardiert, was – nach Aussagen Winston Churchills – ein paar Monate später die alliierte Invasion ermöglichte. Im November 1943 aber wurde Bergier ins Konzentrationslager Mauthausen gesteckt, dann in andere Lager ge-

bracht und erst bei Kriegsende befreit. Später war er zunächst Berater des französischen Geheimdienstes und arbeitete vor allem publizistisch (Spionagebücher, Science-fiction usw.). Beim Gespräch für das vorliegende Buch sagte er, er werde nicht mehr lange leben. Tatsächlich starb er am 22. November 1978.



Fritz Bock

1911 in Wien geboren, wo er Rechtswissenschaft studierte. Schon in der Mittelschule war er politisch aktiv, vor allem in der katholischen Mittelschülerbewegung. Als Engelbert Dollfuß 1933 die sogenannte «Vaterländische Front» als Dachorganisation gründete, wurde Bock deren Funktionär, 1935 unter Bundeskanzler Schuschnigg ihr Bundeswerbeleiter. Am Abend des 11. März 1938 verliess Bock als letzter die Zentrale am Hof in Wien, wurde verhaftet und kam dann mit dem berüchtigten ersten Dachauer Transport in der Nacht vom 31. März auf den 1. April 1938 ins Konzentrationslager Dachau, wo er nicht ganz ein Jahr festgehalten wurde. Dann entliess man ihn wegen Haftunfähigkeit. Er blieb unter polizeilicher Aufsicht, doch widmete er sich trotzdem sogleich dem passiven und nachher auch dem aktiven Widerstand. Im letzten Moment vermochte er einer neuerlichen Verhaftung zu entgehen und konnte sich nach West-Österreich absetzen, wo bereits die Amerikaner vorstiessen. Im Juli 1945 kehrte er nach Wien zurück.

1947 wurde ihm das Hauptreferat für Sozialpolitik der Österreichischen Volkspartei übertragen, 1952 berief ihn Bundeskanzler Leopold Figl als Staatssekretär in das Ministerium für Handel und Wiederaufbau. Nach Abschluss des Staatsvertrages 1955 wechselte er in gleicher Funktion ins Finanzministerium über. 1956 wurde Bock Handelsminister und machte sich einen Namen, indem er sich intensiv um das Verhältnis zwischen der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft und der Europäischen Freihandelszone EFTA bemühte. Zehn Jahre später holte ihn Bundeskanzler Josef Klaus in sein Kabinett als Vizekanzler, wobei er das Handelsministerium beibehielt. Eine Kontroverse mit dem Regierungschef führte dazu, dass Bock 1968 aus seinen Ämtern ausschied. Heute ist er Präsident der Creditanstalt-Bankverein, einer privatrechtlich organisierten Bank, deren Aktienmehrheit in Staatsbesitz ist.



Willy Brandt

1913 in Lübeck geboren, wuchs der begabte Junge bei seinem sozialdemokratischen Grossvater auf und konnte dank einer Freistelle am Gymnasium 1932 das Abitur bestehen. Schon als Gymnasiast schrieb er für den «Lübecker Volksboten», der vom späteren Widerstandsmann Julius Leber geleitet wurde.

Nach Hitlers Machtergreifung ging der junge Sozialist zunächst in den Untergrund, wo er sich den Namen Willy Brandt zulegte. Schon im April 1933 aber musste er über Kopenhagen nach Oslo flüchten, wo er Geschichte studierte. 1936 ist er als «norwegischer Student» nach Berlin zurückgekehrt und leitete dort die Untergrundorganisation «Metro». 1937 ging er als Pressekorrespondent auf die republikanische Seite nach Spanien. 1938 erhielt er, nachdem ihn die deutschen Reichsbehörden ausgebürgert hatten, die norwegische Staatsangehörigkeit. Vor der deutschen Besetzung verliess er Oslo und liess sich am 1. Mai 1940 als angeblicher «norwegischer Soldat» gefangennehmen, worauf er nach Schweden zu fliehen vermochte. 1940 bis 1945 arbeitete er politisch in Stockholm eng mit Bruno Kreisky zusammen.

1945-47 war er Deutschland-Berichterstatter verschiedener skandinavischer Zeitungen, zeitweise auch Presseattaché der norwegischen Vertretung in Berlin. 1947 liess er sich in Schleswig-Holstein einbürgern und führte von nun an sein Pseudonym Brandt als amtlichen Namen. Auf Vorschlag von Kurt Schumacher wurde er in den SPD-Bundesvorstand gewählt. In Berlin arbeitete er eng mit dem Regierenden Bürgermeister Ernst Reuter zusammen. 1957 wurde Brandt als Nachfolger von Otto Suhr Regierender Bürgermeister von Berlin. Er bemühte sich, seine Partei aus dem Klassenkampf heraus zur Volkspartei umzugestalten. 1964 wurde er Parteivorsitzender. 1966 berief ihn Kurt Georg Kiesinger (CDU) als Vizekanzler und Aussenminister, 1969 wurde er Bundeskanzler. 1971 wurde ihm der Friedensnobelpreis zuerkannt. Er musste aus innenpolitischen Gründen 1974 vom Amt des Regierungschefs zurücktreten, ist aber weiterhin Parteivorsitzender.



Jacques Chaban-Delmas

1915 in Paris als Sohn eines Industriellen geboren. Nach dem Studium besuchte er die Militärschule Saint-Cyr und kämpfte nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges an der deutschen und der italienischen Front. Im Dezember 1940 stiess er zur Résistance. 1943 wurde er Inspecteur des Finances und kurz danach Mitglied der Militärdelegation des «Freien Frankreich» in London. Er koordinierte die «Force Française de l'intérieur» und wurde von de Gaulles provisorischer Regierung 1944 zum Brigadegeneral ernannt. Er reiste nach London, sprang mit dem Fallschirm über Frankreich ab und passierte mehrmals unter seinem Decknamen Chaban die deutschen Linien. Am 24. August zog er an der Seite von General Ledere ins befreite Paris ein.

Vom November 1944 an wirkte Chaban-Delmas in verschiedenen Ministerien und wurde 1946 für das Département Gironde in die Abgeordnetenkammer gewählt. Ein Jahr später wurde er zum Bürgermeister von Bordeaux gewählt. 1954 bis 1958 war er Minister verschiedener Ressorts und spielte bei den Vorbereitungen zum «13. Mai» im Jahre 1958 in Algier eine gewisse Rolle. Jener Aufstand brachte de Gaulle an die Macht. Im Dezember 1958 wurde Chaban-Delmas Präsident der Nationalversammlung, ein Amt, das er elf Jahre innehatte, bis der neue Staatspräsident Pompidou ihn 1969 als Premierminister holte. Zusammen mit Staatspräsident Pompidou öffnete Regierungschef Chaban-Delmas England und den anderen beitragswilligen Staaten die Tür zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft im Sommer 1971. Im Juli 1972 wurde Chaban-Delmas durch Pierre Messmer als Regierungschef abgelöst. Im Mai 1974 kandidierte Chaban-Delmas als Staatspräsident, erhielt aber im ersten Wahlgang nur 15,1 Prozent der Stimmen, so dass er die entscheidende Runde François Mitterrand und Valéry Giscard d'Estaing überlassen musste. Am 3. 4.1978 wurde Jacques Chaban-Delmas wiederum zum Präsidenten der Nationalversammlung gewählt.



Marie-Madeleine Fourcade

Wurde in Frankreich geboren. Da der Vater in der Handelsmarine, für die damals noch private Compagnie des Messageries Maritimes, jahrzehntelang im Fernen Osten kreuzte, kam Marie-Madeleine Fourcade als Vierjährige erstmals nach Schanghai, wo sie ihre ganze Jugend verbrachte. 1918, wenige Wochen vor dem Waffenstillstand, kehrte die Familie mit dem Schiff «La Lorraine» nach Frankreich zurück. In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre besuchte Marie-Madeleine Fourcade in Paris die Musikschule. Mit 18 Jahren heiratete sie einen Offizier, einen Absolventen von Saint-Cyr. Sie ging mit ihm nach Marokko, kehrte aber der Kinder wegen nach Frankreich zurück, während ihr Mann nach Indochina versetzt wurde und dort als Brigadegeneral starb.

In Paris begann sich Marie-Madeleine Fourcade dem Journalismus zu widmen, sie arbeitete mit der berühmten Schriftstellerin Colette zusammen am Rundfunk. Über Major Georges Loustaunau-Lacau kam sie in die politische Arbeit hinein und wirkte an nationalen Aufklärungsschriften mit, die mehr und mehr geheime Informationen über den möglichen Feind enthielten. Am Tag des Einmarsches in Paris durchsuchten die Deutschen ihr dortiges Büro, sie selbst war bereits untergetaucht und begann ein Widerstandsnetz aufzubauen. Zweimal wurde sie von den Deutschen verhaftet, vermochte aber immer wieder zu entkommen.

Ihr zweiter Mann war ebenfalls Offizier, während des Krieges in der Fremdenlegion, war dann mit General Pierre Koenig nach Europa gekommen. Heute ist Marie-Madeleine Fourcade Präsidentin des «Comité d'Action de la Résistance» und Erste Vizepräsidentin der «Union Internationale de la Résistance et de la Déportation».



Roger Garaudy

1913 in Marseille geboren, war er während seiner Studien, die er als Doktor der Philosophie abschloss, in religiösen Jugendgruppen tätig. Anschliessend unterrichtete er in Tarn, wo er sich 1933 der Kommunistischen Partei Frankreichs anschloss. Deshalb wurde er nach Kriegsausbruch in einem französischen Lager in Algerien festgehalten. Als die Alliierten im November 1942 in Nordafrika landeten, wurde Garaudy freigelassen. Im Rahmen der Partei und als Zeitungs- und Rundfunkjournalist kämpfte Garaudy von nun an für ein Frankreich, wie es seinen Idealen entsprach. 1945 und 1946 wirkte er in den verfassunggebenden Versammlungen als kommunistischer Delegierter. 1946 bis 1951 und dann wieder von 1956 bis 1958 war er kommunistischer Abgeordneter in der Nationalversammlung, 1959 bis 1962 war er Mitglied des Senats. Von 1965 an lehrte er an der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Poitiers. Innerhalb seiner Partei stieg er über die Mitgliedschaft im Zentralkomitee bis zum Vollmitglied des Politbüros auf.

Schon 1956, nach Chruschtschows Anti-Stalin-Rede, wurde Garaudy zum Verfechter des Reform-Kommunismus. Er begrüßte den «Prager Frühling» des Jahres 1968 und verurteilte den Einmarsch der Truppen der Warschauer Paktstaaten. Als er 1969 in einem neuen Buch die moskautreue Haltung der französischen Kommunisten rügte, wurde er 1970 nicht mehr in die führenden Parteigremien gewählt, und als er dann 1970 eine regelrechte Anklageschrift gegen die KPF veröffentlichte, wurde er im Mai 1970 aus der Partei ausgeschlossen.

Garaudy ist Träger des Kriegskreuzes und der Deportationsmedaille. Philosophisch ist er zu einer gewissen Verbindung zwischen Kommunismus und Christentum zurückgekehrt und kämpft heute vor allem für die Welt des nächsten Jahrtausends. Kampf gegen die Übervölkerung, für den Umweltschutz und für Sparsamkeit im Energieverbrauch sind seine gegenwärtigen vorrangigsten Anliegen.



Eugen Gerstenmaier

1906 in Kirchheim/Teck geboren, wurde kaufmännischer Angestellter, holte aber das Abitur nach und studierte Philosophie und Germanistik, dann in Tübingen, Rostock und Zürich Theologie. Die Fakultät forderte ihn zur Habilitation auf, doch verhinderten die nationalsozialistischen Amtsstellen seine akademische Laufbahn. So arbeitete er dann im Kirchlichen Aussenamt der Evangelischen Kirche in Berlin und wirkte bei der Vorbereitung der Weltkirchenkonferenz in Oxford 1937 mit. 1940 wurde er von der kulturpolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes dienstverpflichtet, doch hatte er ab November 1941 Ausreiseverbot.

Über Jakob Kaiser kam er zum Widerstand und gehörte dort dem Kreisauer Kreis um Helmuth Graf Moltke an. Am 20. Juli 1944 wurde er in der Bendlerstrasse in Berlin, dem Hauptquartier der militärischen Opposition, verhaftet und zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Am 14. April 1945 wurde er von amerikanischen Truppen befreit.

Anschliessend baute er in Stuttgart das Evangelische Hilfswerk auf. Er wurde auch in den Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf entsandt.

Im August 1949 wurde Gerstenmaier erstmals für die Christlich-Demokratische Union in den Bundestag gewählt. 1954 wurde er an Stelle des verstorbenen Hermann Ehlers zum neuen Bundestagspräsidenten gewählt, in dessen Funktion er auch vom dritten, vierten und fünften Bundestag bestätigt wurde. Am 30. Januar 1969 demissionierte er.

Gerstenmaier war von verschiedener Seite vorgehalten worden, er sei am 20. Juli 1944 mit dem Leben davongekommen, weil er Freunde verraten habe. Er verwies demgegenüber darauf, dass die Nazis solche Schwächlinge nie geschont hätten, und zudem gewann er einen diesbezüglichen Beleidigungsprozess gegen den früheren General der Fallschirmjäger Bernhard Ramcke.



Karl Gruber

1909 als Sohn eines Lokomotivführers in Innsbruck geboren, wo er später das Ingenieurstudium begann, das er in Wien abschloss. 1934 trat er in den Dienst der Postverwaltung und promovierte zum Doktor beider Rechte. Politisch war er bei den «Roten Falken» organisiert, nach dem Februaraufstand des Jahres 1934 wechselte er ins christlich-soziale Lager hinüber und trat einer katholischen Studentenkorporation bei, weil dort, wie er selbst erklärte, die tatkräftigsten Gegner des Nationalsozialismus waren. Wegen seiner Haltung wurde er nach dem Einmarsch deutscher Truppen im März 1938 aus dem Staatsdienst entlassen; er ging in die Privatwirtschaft nach Berlin, wo er sich mit Widerstandsleuten aus Österreich vereinigte und mit dem Abwehrzentrum des Amerikaners Allen Dulles in Zürich in Verbindung trat. Einer drohenden Verhaftung entzog er sich im Frühling 1945, indem er sich nach Bayern und dann nach Tirol absetzte, wo er noch vor dem Einmarsch der Alliierten das Signal zur Beseitigung der NS-Behörden gab.

Im Mai 1945 wurde Gruber Landeshauptmann von Tirol, kam aber bereits im September als Unterstaatssekretär nach Wien. Bei den Wahlen vom Oktober 1945 zog er in den Nationalrat ein und wurde im Dezember von Bundeskanzler Leopold Figl als Aussenminister berufen. Er setzte sich in dieser Eigenschaft mutig für den Staatsvertrag, also für die völlige Befreiung Österreichs ein. Da er in einem 1953 veröffentlichten Buch («Zwischen Befreiung und Freiheit») ein gewisses Verhalten seiner Partei, der Österreichischen Volkspartei, anprangerte, musste er den Hut nehmen. Ein Jahr später wurde er Botschafter in den USA, 1957 Verbindungsmann der Regierung zur in Wien etablierten Internationalen Atom-Energie-Agentur IAEA, 1961 ging er als Botschafter nach Spanien und 1966 nach Deutschland. 1966 trat er wieder in den Dienst des neuen Bundeskanzlers Josef Klaus, kehrte aber in den diplomatischen Dienst zurück und ging als Botschafter nach Washington und Bern, bis er 1974 pensioniert wurde.



Panajotis Kanellopoulos

1902 in Patras geboren, studierte er ab 1918 Jura in Athen und dann in Heidelberg. 1923 promovierte er. Der Familientradition gemäss stieg er rasch in die Politik ein. 1936 wurde er vom Diktator Joannis Metaxas in die Ägäis auf eine Insel verbannt. Als seine Heimat von aussen angegriffen wurde, stellte er sich sofort in ihren Dienst und kämpfte an der albanischen Front gegen die Italiener. Als ihm nach dem Einmarsch der Wehrmacht Verhaftung durch die Deutschen drohte, floh er mit seiner Frau in einem Boot in den Nahen Osten. Als Vizeministerpräsident und Minister der Streitkräfte trat er 1942 in die griechische Exilregierung ein, die in London amtierte, während er wegen seiner besonderen Aufgaben in Kairo blieb. 1944 wurde er dann Finanzminister, und ein Jahr später übernahm er in Athen die Führung der Regierung, die aber nicht lange Bestand hatte. Anschliessend bekleidete er in mehreren Kabinetten einen Ministerrang. 1959 wurde er Vize-ministerpräsident, trat jedoch 1963 wegen Differenzen mit dem Königshaus zurück. Im April 1967 war er an sich mit der Regierungsbildung betraut, machte aber, weil ihm dies unmöglich erschien, vom Recht der Parlamentsauflösung Gebrauch. Noch bevor Neuwahlen stattfinden konnten, kam es in der Nacht vom 21. auf den 22. April zum Militärputsch. Kanellopoulos wurde unter Hausarrest gestellt. Im September 1968 wurde er freigelassen, doch trat er weiterhin mutig gegen die Obristen auf. Im Juni 1973 verurteilte er in einer Presseerklärung die neue Verhaftungswelle. Im darauffolgenden Juli errang der Juntachef Papadopoulos in einer Volksabstimmung eine Mehrheit von fast 80 Prozent. Kanellopoulos kündigte an, er werde das Resultat gerichtlich anfechten. Kurz danach wurde er wieder unter Hausarrest gestellt. Nach dem Sturz der Militärdiktatur lehnte Kanellopoulos die Übernahme des Amtes eines provisorischen Staatspräsidenten, das ihm angeboten worden war, ab.





Bruno Kreisky

1911 als Sohn eines Industriellen in Wien geboren. Seine jüdischen Vorfahren waren grösstenteils aus Böhmen, viele von ihnen schon im alten Österreich-Ungarn liberale Politiker. Mit 15 Jahren trat er der Sozialistischen Arbeiterjugend bei. Als Student der Rechte in Wien wurde er Leiter des Bildungsreferats der Sozialdemokratischen Jugendorganisation. Als 1934 unter Dollfuß die Sozialistische Partei verboten wurde, arbeitete er illegal politisch weiter, wurde 1935 verhaftet und 1936 im sogenannten Sozialistenprozess wegen Hochverrats verurteilt. 16 Monate war er insgesamt im Gefängnis.

Als Hitler-Deutschland Österreich im März 1938 auslöschte, wurde Kreisky von der Gestapo verhaftet, anschliessend aber zum Verlassen des Landes gezwungen. So kam er nach Schweden, wo er sich als Wirtschaftsjurist betätigte und journalistisch tätig war. Er blieb mit dem österreichischen Widerstand in Kontakt und wirkte als Mittelsmann zu den westlichen Alliierten. Nach 1940 arbeitete er in Stockholm eng mit dem späteren deutschen Bundeskanzler Willy Brandt zusammen.

Nach Kriegsende richtete Kreisky in Stockholm die diplomatische Vertretung Österreichs ein. 1949 kam er nach Wien zurück, arbeitete zunächst im Aussenamt, wurde dann politischer Berater von Bundespräsident Theodor Körner. 1953 wurde er Staatssekretär im Bundeskanzleramt und war bei den Staatsvertragsverhandlungen in Moskau massgebend beteiligt. Im dritten Kabinett Raab wurde er 1959 Aussenminister. Als die Österreichische Volkspartei 1962 einen knappen Sieg errang, war zunächst Kreiskys Stellung geschwächt, doch vermochte er sich paradoxerweise dank der Wahlniederlage von 1966 wieder aufzufangen und wurde Vorsitzender der Sozialistischen Partei Österreichs.

Im April 1970 bildete er eine sozialistische Minderheitsregierung, vermochte diese 1971 nach dem SPÖ-Sieg in ein Mehrheitskabinett zu verwandeln und konnte 1975 und 1979 die Plattform zweimal verstärken.



Wladimir Jelissejewitsch Lobanok

1907 im Dorf Ostrow, Kreis Rudensk, Gebiet Minsk (Weissrussland) als Sohn einer Bauernfamilie geboren, in der grosse Armut herrschte. Der Vater musste sich neben der Landwirtschaft noch als Hilfsarbeiter bei der Eisenbahn verdingen und wanderte dann in die USA aus, um von dort aus die Familie ernähren zu können.

Vom 14. Lebensjahr an arbeitete auch der Sohn bei der Eisenbahn, besuchte aber im Winter die Schule, konnte dann eine landwirtschaftliche Fachschule absolvieren und in die weissrussische Landwirtschaftsakademie eintreten, wo er 1930 Mitglied der KPdSU wurde. Später wurde er Direktor der Landwirtschaftsschule in Belizk und dann in Smoljany. 1941 wurde er zum Sekretär des Parteikomitees des Kreises Lepel gewählt.

Nach Kriegsausbruch im Juni 1941 leitete Lobanok das Untergrundkomitee der Kreis-Partei und organisierte die Partisanenbewegung. 1942 wurde er Kommissar der Partisanenbrigade «Dubowa», daraus gliederte sich 1943 die Lepel-Brigade «I.W. Stalin» aus, deren Kommandeur er wurde. Bereits in jenem Jahr erhielt er die Auszeichnung «Held der Sowjetunion». Nach der Befreiung war er Vorsitzender des Polozker Gebietsowjets, 1948 avancierte er zum Ersten Sekretär des Gebietskomitees Polessje der KP Weissrusslands, dann war er Vorsitzender des Gomeler Gebietsowjets, wurde 1956 Erster Sekretär des Witebsker Gebietskomitees, 1962 Erster Stellvertreter des Ministerratsvorsitzenden der weissrussischen Sowjetrepublik und Minister für Produktion und landwirtschaftliche Erzeugnisse.

Seit 1974 ist er Stellvertreter des Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets der Weissrussischen Sowjetrepublik.



Carl Meffert / Clément Moreau

1903 in Koblenz als unehelicher Sohn eines wilhelminischen Postbeamten geboren, verbrachte er einen Grossteil seiner Jugend in Fürsorgeheimen. Nachher brannte er von einer Lehrstelle durch und kam mit Alfons Goldschmidt in Kontakt, der seine künstlerischen Talente entdeckte und ihn in die Nähe der Kommunistischen Partei brachte. Im Auftrag der Revolutionäre reiste er nach Dortmund, wo er verraten und zu drei Jahren und vier Monaten Haft verurteilt wurde.

Nachher schlug er sich mühsam durch, bis er endlich in Berlin Zugang zu Künstlerkreisen fand. Käthe Kollwitz förderte ihn künstlerisch und wurde seine wichtige Lebensberaterin. 1929 folgte Meffert seinem Freund Heinrich Vogeler an den Lago Maggiore im Tessin, wo dieser mit dem Berner Buchdrucker Fritz Jordi die Kommune «Fontana Martina» aufgebaut hatte. Meffert schuf für die gleichnamige Zeitschrift die Illustrationen. Der italienische Antifaschist Ignazio Silone liess sich vorübergehend ebenfalls in Fontana Martina nieder und druckte mit Meffert auf derselben Maschine politische Flugblätter.

Meffert verlegte seine Tätigkeit dann mehr und mehr nach Basel, Zürich, Bern und Genf. Im Basler «Vorwärts» und im VPOD-Organ «Der öffentliche Dienst» konnte er nun regelmässig seine Schnitte unterbringen. Er genoss das Wohlwollen der Brüder Emil und Hans Oprecht, die in Kultur und Politik eine grosse Rolle spielten. Sie vermochten ihm aber gegen massive Widerstände aus dem bürgerlichen Lager und von einzelnen sozialdemokratischen Persönlichkeiten keine Hilfe zuteil werden zu lassen. Er war illegal in der Schweiz und stets von der Polizei verfolgt. So legte er sich u.a. den Namen Clément Moreau (um die Initialen C. M. zu behalten) zu.

1935 bekam er zufällig ein argentinisches Visum und reiste aus. Er führte den politischen Kampf weiter und veröffentlichte in argentinischen Zeitungen Comicstrips zu Hitlers «Mein Kampf». Die deutsche Botschaft reagierte mit Prozessdrohungen und Ausbürgerung. Er kam dann unter die Räder des Peron-Regimes und kehrte 1962 in die Schweiz zurück.



Josef Müller

1898 als Sohn eines oberfränkischen Bauern in Steinwiesen geboren. Im November 1916 musste er zu den Minenwerfern einrücken und kam zu einem Sturmbataillon. 1925 schloss er seine Studien der Rechtswissenschaften und der Volkswirtschaft ab und war dann als Rechtsanwalt in München tätig. Politisch gehörte er zum linken Flügel der Bayerischen Volkspartei.

Schon kurz nach der nationalsozialistischen Machtergreifung wurde Müller wiederholt verhaftet. Bis 1939 war er Berater kirchlicher Stellen, weshalb er mit dem früheren Nuntius in Deutschland und Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli in Verbindung kam. Im Oktober 1939 nahm er Kontakt zur militärischen Opposition auf und war unter Admiral Wilhelm Canaris in der Abwehrabteilung tätig. Schon bald führte er Verhandlungen mit der englischen Regierung und arbeitete dann als eine Art Gesandter der deutschen Opposition bei Papst Pius XII., dem früheren Kardinal Pacelli. Nach dem misslungenen Attentat des Generalmajors Henning von Tresckow auf Hitler am 13. März 1943 wurde Müller erneut verhaftet. Ein Hochverratsverfahren endete zwar mit Freispruch, aber Müller blieb in Haft. Vom September 1944 bis Februar 1945 hatte er im Gestapo-Gefängnis Prinz-Albrecht-Strasse 164 Stunden Verhör durchzustehen und war sechs Monate lang ununterbrochen in Ketten gelegt. Dann kam er nach einem neuen Verfahren vor dem Volksgerichtshof in die Konzentrationslager Buchenwald, Flossenbürg und Dachau. Mit einem Transport prominenter Häftlinge wurde er südwärts gebracht und schliesslich in Südtirol von den Amerikanern befreit.

Nach dem Krieg gründete er die Christlich-Soziale Union. 1947 wurde er stellvertretender Ministerpräsident und Justizminister in Bayern. Seine Kontakte zu de Gaulle, aber auch mit einem Neffen Molotows, mit dem er unter den Nazis inhaftiert war, führten zu innerparteilichen Auseinandersetzungen. 1949 wurde er als Landesvorsitzender nicht wiedergewählt; 1952 demissionierte er als Justizminister, um gegen einen Eingriff der US-Militärregierung in ein schwebendes Gerichtsverfahren zu protestieren.

Josef Müller starb am 12. September 1979 in München.



Paul Reynaud

1878 in Barcelonnette (Alpes-de-Haute-Provence/Frankreich) als Sohn eines Industriellen geboren; er liess sich nach Abschluss des Studiums als Rechtsanwalt in Paris nieder. Dem Parlament gehörte er erstmals 1919 als Mitglied des rechten Flügels der Nationalisten an. 1930 trat er als Finanzminister in die Regierung ein. In verschiedenen Kabinetten war er nachher Kolonialminister, Justizminister oder stellvertretender Ministerpräsident. Vor Kriegsausbruch warnte er sein Land immer vor dem falschen «Maginot-Denken». Am 22. März 1940, kurz vor Beginn der deutschen Nord- und Westoffensive, übernahm er selbst die Kabinettsbildung. Angesichts der eminenten Gefahr bildete er seine Regierung zweimal um und übernahm zunächst neben der Ministerpräsidentschaft das Verteidigungs- und am 5. Juni auch noch das Aussenministerium. Er nahm auch Marschall Philippe Pétain in seine Regierung auf, die vor den vorrückenden Truppen des Dritten Reiches nach Bordeaux auswich, wo Reynaud am 16. Juni 1940 zurücktrat.

Im September liess ihn die Vichy-Regierung Petains verhaften und lieferte ihn im November 1942 nach Deutschland aus, wo er in den Konzentrationslagern Sachsenhausen und Buchenwald festgehalten wurde. Längere Zeit war er dann im Schloss Itter bei Kufstein inhaftiert, wo er im Mai 1945 befreit wurde.

Nach Kriegsende ging er erneut in die Politik und war von 1946 bis 1958 Abgeordneter in der Gruppe der Unabhängigen Republikaner. Im Mai 1948 trat er wieder als Finanzminister in die Regierung ein, doch brachten die Sozialisten sein Wirtschaftsprogramm zu Fall. Trotz seiner persönlichen Erfahrungen war er ein überzeugter Verfechter einer deutsch-französischen Versöhnung. Er stimmte de Gaulles Algerienpolitik zu, verurteilte aber dessen Europa- und Verteidigungspolitik.

Er starb am 21. September 1966 in Paris. Kurz vorher hatte Alphons Matt Gelegenheit zu einem Rundfunkinterview mit Paul Reynaud, das die Grundlage für das vorliegende Buch lieferte.



Kurt von Schuschnigg

1897 in Riva am Gardasee als Sohn eines Offiziers geboren. Er besuchte das Jesuiten-Gymnasium in Feldkirch, doch wurde sein anschliessendes Rechtsstudium durch den Krieg, den er aktiv von 1915 bis 1918 mitmachte, und durch die ein Jahr dauernde Kriegsgefangenschaft in Italien unterbrochen.

1927 wurde er in den Nationalrat gewählt, ab 1932 war er unter den Bundeskanzlern Karl Buresch und Dollfuss Justizminister, ab September 1933 auch Unterrichtsminister. Als Nationalsozialisten Bundeskanzler Dollfuss am 25. Juli 1934 ermordeten, wurde Schuschnigg sein Nachfolger und setzte das autoritäre Regime fort. Durch das Abkommen vom 11. Juli 1936 vermochte er das Verhältnis zu Hitler-Deutschland vorübergehend zu verbessern. Als sich erneute Spannungen ergaben, suchte Schuschnigg Hitler am 12. Februar 1938 in Berchtesgaden auf. Dort wurde ihm versichert, die Unabhängigkeit Österreichs werde nicht angetastet, doch musste er sich bequemen, Nationalsozialisten in seine Regierung aufzunehmen, widrigenfalls der Einmarsch erfolge.

Da Benito Mussolini, der vorher Österreich gestützt hatte, sich bereits an Hitler anlehnte und da England sich desinteressiert zeigte, blieb Schuschnigg nichts anderes übrig, als die Bedingungen zu akzeptieren. Am 9. März versuchte er sich innenpolitisch abzusichern, indem er zu einer Volksabstimmung für ein «freies und deutsches, unabhängiges und soziales, für ein christliches und einiges Österreich» aufrief. Damit löste er das deutsche Ultimatum aus, dem er am 11. März mit Rücktritt und Übergabe des Bundeskanzleramtes an den Nationalsozialisten Arthur Seyss-Inquart nachgab. Trotzdem marschierten die Truppen Hitlers in Österreich ein und annektierten das Land, das fürderhin Ostmark hiess.

Schuschnigg fiel in die Hände der Gestapo, kam dann in die Konzentrationslager Oranienburg-Sachsenhausen und Dachau. In Südtirol wurde er von den Amerikanern befreit. Er ging dann als Professor in die USA, kehrte 1967 nach Österreich zurück und starb in Mutters (Tirol) am 18. November 1977. Das Bild war aufgenommen worden am 12. März 1968 in St. Moritz, wo Schuschnigg (links) aus Anlass des dreissigsten Jahrestages der Annexion Österreichs an das Dritte Reich zusammen mit Alphons Matt (rechts) an einem Podiumsgespräch teilnahm.



Iwan Iwanovitsch Smirnow

1915 an der Wolga in der Nähe von Saratow geboren. 1940 schloss er sein Studium, das auf Brücken- und Strassenbau ausgerichtet war, in Saratow ab. Als Ingenieur für Strassenbau ging er nach Leningrad, wo er bis Kriegsausbruch, Juni 1941, als Leiter einer Bauabteilung arbeitete.

Bei Kriegsausbruch meldete er sich freiwillig an die Front. Er kam zu einer Pioniertruppe, die er dann im Range eines Leutnants kommandierte. Den Offiziersrang erhielt er, weil er in Saratow Vorlesungen der Militärabteilung gehört hatte.

Am 8. September 1941 begann die Blockade von Leningrad. Mit seiner Einheit blieb er zunächst in der Stadt, dann nahm er im Oktober 1941 die Arbeit am Ladogasee auf. Drei Jahre lang, von 1941 bis 1943, wirkte er mit seiner Truppe im Dienste des «Eisweges», der die Versorgung der umklammerten Stadt ermöglichte. Nach dem Ende der Blockade zog er weiter Richtung Westen und erlebte das Kriegsende in Riga.

Anfang 1945 kehrte er nach Leningrad zurück, um beim Wiederaufbau mitzuhelfen. Dann wurde er Lehrer an der Leningrader Militär-Ingenieurschule. Die militärische Karriere schloss er 1965 im Rang eines Oberstleutnant der Pioniertruppen ab.

Er erhielt zwei Orden vom «Roten Stern» und einen des «Vaterländischen Krieges». Dazu sind ihm für die verschiedenen Verdienste 13 Medaillen zuerkannt worden.

Heute ist er Vorsitzender des Veteranenrates des «Weges des Lebens», eben jenes Eiswegs über den Ladogasee. Er ist auch Mitglied des sowjetischen Komitees der Kriegsveteranen und Mitglied des Präsidiums der Leningrader Sektion.



Patrick Smith

1915 in London geboren, wo er an der Universität das Studium moderner Sprachen und Literatur abschloss. 1940 wurde er einberufen und kam so zur British Broadcasting Corporation (BBC), um beim Aufbau des europäischen Dienstes mitzuwirken. Zusammen mit Lindley Fraser, Hugh Greene und Gordon Walker sprach er regelmässig die deutschen Kommentare und schuf schliesslich den Spezialdienst für Österreich. Er war es, der den französischen General de Gaulle am 18. Juni 1940 im BBC-Studio betreute, als dieser seinen historischen Appell an die freien Franzosen richtete. Patrick Smiths Ehefrau Verena, eine Schweizerin, machte BBC-Geschichte, indem sie als einzige Mitarbeiterin schweizerdeutsche Sendungen über die Ätherwellen des britischen Rundfunks sprach; die Sendereihe wurde allerdings aus politischen Gründen bald eingestellt.

Patrick Smith wurde 1944 Kriegskorrespondent in Frankreich, Italien und Österreich. Nach dem Krieg blieb er zunächst in Österreich, stand aber für die BBC auch ausserhalb seines direkten Gebietes für wichtige Aufgaben zur Verfügung: 1948 war er anlässlich des Februar-Putsches in Prag, er berichtete über Zypern, beobachtete die Entwicklung Ägyptens von König Faruk über Gamal Abdel Nasser bis Anwar Sadat, orientierte seine Hörer über die Moskauer Reaktion auf die erste amerikanische Mondlandung, war in Berlin und Bonn während der Berliner Blockade und widmete sich intensiv der Entwicklung der verschiedenen afrikanischen Staaten.

Patrick Smith erhielt verschiedene Auszeichnungen und wurde von Königin Elisabeth II. im Jahre 1967 für seine Tätigkeit im Dienste des Rundfunkjournalismus geehrt.

Patrick Smith hatte sich in den südschweizerischen Kanton Tessin zurückgezogen, jedoch auch von dort aus seinem Beruf und seiner Berufung gehuldigt. Er starb völlig unerwartet am 25. Februar 1979 in Newhaven (Connecticut) während einer beruflichen Amerikareise.



Anatoli Stuk

1924 in Weissrussland geboren. Ab 1939 war er literarischer Mitarbeiter der Regionalzeitung «Bolschewistskaja Tribuna»; dadurch hoffte er an der Hochschule für Journalistik in Minsk aufgenommen zu werden. Der Krieg durchkreuzte diese Pläne. Als die Juden in einem Getto von den deutschen Eindringlingen zusammengetrieben und später erschossen wurden, waren auch die jungen Leute zum aktiven Widerstand bereit.

Stuk begab sich zu seinem Vater aufs Land und gründete mit Freunden zusammen eine Untergrundorganisation. Sie verwandelten die Dorfschmiede in eine Reparaturwerkstätte für Kriegsmaterial. Im Dezember 1941 begann der ehemalige Direktor der Flachsfabrik, Ludwig Selizki, die patriotischen Untergrundorganisationen zu koordinieren. Im Frühling 1942 operierte in der Region ein grosser Partisanenverband, dem sich Stuk unter Selizki anschloss. Er nützte nun auch seine journalistischen Erfahrungen aus: die «Bolschewistskaja Tribuna» erschien als Presseorgan des illegal tätigen Regionalkomitees, allerdings unter grossen technischen Schwierigkeiten. Als die Druckerschwärze ausging, arbeitete man mit Russ, der in Petroleum aufgelöst wurde; die Qualität des Drucks verbesserte sich, als man eine Felddruckerei zur Verfügung gestellt bekam. Die Auflage stieg von 200 auf 300 und später auf über 1'000 Exemplare, doch fehlte es bald an Papier, denn auch das Packpapier, das ersatzweise verwendet wurde, war nicht unbeschränkt verfügbar.

Im Juli 1944 wurden Partisanen, unter ihnen Stuks Vater, von den Deutschen verhaftet, doch fuhr beim Abtransport der deutsche Wagen auf eine Mine, weshalb die deutschen Truppen dann die Häuser der Partisanenfamilien brandschatzten.

Erst nach Kriegsende konnte Anatoli Stuk sein Studium beenden, arbeitete dann für «Witebski Rabotschij», «Swjasda» und die Moskauer «Literaturnaja Gaseta» und den weissrussischen Rundfunk. Seit 1972 ist er Leiter der weissrussischen Abteilung der Presseagentur «Nowosti».



Jozef Vilfan

1908 in Triest geboren, damals Bürger der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie, kam dann mit seiner Familie nach Rom, wurde italienischer Staatsbürger, musste jedoch 1928 Italien verlassen, weil sein Vater einer der Führer der jugoslawischen Minderheit war. Jozef Vilfan promovierte an der Universität Laibach, kam dann dank eines Stipendiums nach Paris, wo er im Dienste der italienischen und der jugoslawischen kommunistischen Partei tätig war. 1934 kehrte er nach Jugoslawien zurück und eröffnete 1939 in Krainburg (Kranj) eine eigene Anwaltspraxis. Anfang Mai 1941 wurde er verhaftet, in ein Umsiedlungslager gesteckt und nach zwei Monaten nach Serbien überstellt. Im Januar 1942 kam er illegal nach Slowenien zurück und nahm von nun an am Volksbefreiungskampf teil. Er wurde Vorsitzender des Volksbefreiungsausschusses für das Küstenland Jugoslawiens.

Im Februar 1945, also noch vor Kriegsende, wurde er nach Belgrad berufen und wirkte dort ein Jahr als Generalstaatsanwalt. Im Februar 1946 trat er in den diplomatischen Dienst ein und wurde Generalsekretär der jugoslawischen Delegation an der Friedenskonferenz in Paris. Bis zum Mai 1947 wirkte er bei der Ausarbeitung der fünf Verträge mit, kam dann als Chef der jugoslawischen Mission zu den Vereinten Nationen nach New York, wo er bis zu seiner Berufung als erster Mitarbeiter des jugoslawischen Aussenministers im Jahr 1950 blieb. Ende 1951 wurde er Botschafter in Indien, 1953 bis 1958 war er Generalsekretär des Staatspräsidenten Josip Broz Tito. Anschliessend zog er sich wieder in die slowenische Politik zurück. Bis 1963 war er stellvertretender Vorsitzender des Vollzugsrates der Republik Slowenien, 1967-1969 Vorsitzender des Republikrates der Versammlung der Sozialistischen Republik Slowenien. Er ist Mitglied des Internationalen Gerichtshofes in Den Haag, wirkt in der Interparlamentarischen Union und ist in Genf Mitglied der Expertenkommission der Arbeitsorganisation für die Anwendung von Konventionen und Empfehlungen.



Willem Adolph Visser 't Hooft

1900 im niederländischen Haarlem geboren, studierte Theologie an der Universität von Leiden und promovierte 1928.

Schon 1924 war er Sekretär des Weltbundes der Christlichen Vereine Junger Männer geworden, seit 1928 gleichzeitig Sekretär des Christlichen Studentenweltbundes. 1931 wurde er einziger hauptamtlicher Generalsekretär dieser Studentenorganisation. Er war bei der Vorbereitung der zweiten Weltkirchenkonferenz für Praktisches Christentum in Oxford 1937 beteiligt und nahm an der anschließenden Konferenz für Glauben und Kirchenverfassung in Edinburgh teil. 1939 wurde er Vorsitzender der ersten Weltkonferenz christlicher Jugend in Amsterdam.

Von Genf aus hielt Visser 't Hooft während der ganzen Kriegsjahre die Verbindung zu den Kirchen aller Länder aufrecht. Er war einer der wichtigen Kontaktmänner zwischen dem deutschen Widerstand und den westlichen Alliierten, vor allem in Richtung London.

1948 wurde Visser 't Hooft Generalsekretär des Ökumenischen Rates, ein Amt, das er bis zum Beginn des Jahres 1966 innehatte, also bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand.

Visser 't Hooft ist theologischer Ehrendoktor der Theologischen Akademie Moskau (1964), der Universität Aberdeen (1939), der Princeton-Universität (1950), der Universität Genf (1951) und zahlreicher anderer Hochschulen Europas, Asiens und Nordamerikas. Die Bundesregierung der Bundesrepublik Deutschland verlieh ihm das Grosse Verdienstkreuz mit Stern und Schulterband, die französische Regierung ernannte ihn zum Offizier der Ehrenlegion, der Ökumenische Patriarch von Konstantinopel übertrug ihm das Grosskreuz des Ordens des Heiligen Grabes und die russische Orthodoxe Kirche verlieh ihm den Sankt-Wladimir-Orden. Zusammen mit Kardinal Augustin Bea erhielt er 1966 den Friedenspreis des deutschen Buchhandels, seit 1967 ist er Ehrenbürger der Stadt Genf.

Literatur- und Quellennachweis

Jacques Bergier:

Agents Secrets contre Armes Secrètes.
Editions Arthaud und Club des Amis du Livre, Paris
1964

Jacques Bergier:

Je ne suis pas une Légende.
Retz, Paris 1977

Willy Brandt:

Draussen – Schriften während der Emigration.
Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH,
Berlin – Bad Godesberg 1976

Jacob Burckhardt:

Weltgeschichtliche Betrachtungen.
Verlag Hallwag, Bern 1947

Jacques Chaban-Delmas: L'Ardeur.

Editions Stock, Paris 1975

Claude Chambard:

Histoire mondiale des maquis.
Editions France Empire, Paris 1970

Winston S. Churchill:

Der Zweite Weltkrieg.
Alfred Scherz Verlag, Bern 1948

Georges Jacques Danton:

Les plus beaux discours de Danton.
Editions du Centaure, Paris

Marie-Madeleine Fourcade: L'Arche de Noé.

Arthème Fayard, Paris 1968

Charles de Gaulle: Mémoires de Guerre.

Plon, Paris 1954

Karl Gruber:

Ein politisches Leben.
Verlag Fritz Molden, Wien

Fritz Hochwälder:

Kann die Freiheit überleben?
Verlag Styria, Graz 1976

Ludwig Marcuse:

Die Utopie und das Individuum.
Diogenes Verlag, Zürich 1977

Herbert von Moos:

Das grosse Weltgeschehen.
Verlag Hallwag, Bern 1949

Clément Moreau:

Nacht über Deutschland.
Verlag der Neuen Münchner Galerie, München 1976

Dr. Josef Müller:

Bis zur letzten Konsequenz.
Süddeutscher Verlag, München 1976

Dimitrij W. Pawlow:

Die Blockade von Leningrad 1941.
Verlag Huber, Frauenfeld 1967

Karl Heinrich Peter:

Reden, die die Welt bewegten.
Cotta Verlag, Stuttgart 1959

F.W. Putzger:

Historischer Weltatlas.
Verlag Cornelsen-Velhagen & Klasing, Berlin 1978

Charles Ferdinand Ramuz:

Tagebuch 1896-1942.
Steinberg Verlag, Zürich 1950

Hermann Rauschnig:

Gespräche mit Hitler.
Europa Verlag, Zürich 1939

Paul Reynaud:

La France a sauvé l'Europe.
Flammarion, Paris 1947

Stefanos Sarafis:

In den Bergen von Hellas.
Deutscher Militär-Verlag, Berlin 1964

Kurt von Schuschnigg: Dreimal Österreich.

Thomas Verlag Jakob Hegner, Wien 1937

Kurt von Schuschnigg:

Ein Requiem in Rot-Weiss-Rot.
Verlag Amstutz Herdeg & Co., Zürich 1946

Kurt von Schuschnigg:

Im Kampf gegen Hitler.
Verlag Fritz Molden, Wien 1969

Herbert Steiner:

Zum Tode verurteilt.
Europa Verlag, Wien 1964

B.S. Telpouchowski:

Die sowjetische Geschichte des Grossen Vaterländischen Krieges 1941-1945. Deutsche Ausgabe; im Auftrag des Arbeitskreises für Wehrforschung, Stuttgart, 1961 herausgegeben und bearbeitet von A. Hillgruber und H. A. Jacobsen.

Verlag Bernard & Graefe, Frankfurt am Main

Erwin Tschudi: 63(o,u), 64(o,u), 65, 66(ol, or), 67(o), 66/67(u), 68, 69, 70(o, u), 71(o, u), 72(o, u), 73(o,u), 122(o,u), 123(o, u), 124(o, u), 125, 126, 127(o,u), 133, 134, 135(o, u), 136(o, u), 137(o, u), 138/139,140(o), 141(o), 140/141(u), 142/143,144,145(o, um, ur), 146(o, ul), 147(o, u r), 146/147(u m), 148(o, u), 149,152(o, u), 153, 171(o, u 1, u r), 178/179(o 1, or, u), 180(o 1, o r, u 1, u r), 181(o, m, u), 197(o, m, u), 198/199,199(o, m, u), 200, 201(ol, u), 220, 221(o, u), 222(o, u), 223,224(o, u), 225 (o, u), 238(ol), 240(ol)

Die militärischen Operationen in Europa 1939-1945.
Verlag Kümmerly & Frey, Bem, Nr. 149

Willem Visser 't Hooft:
Die Welt war meine Gemeinde.
Piper Verlag, München 1972

Karl Vorländer:
Philosophie der Neuzeit.
Rowohlt Verlag, Hamburg 1967

Widerstand und Verfolgung in Wien 1934-1945 – Eine Dokumentation.
Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst, Jugend und Volk
Verlagsgesellschaft mbH., Wien 1975

Autor und Verlag sind Herrn Hermann Stein und der Hochschulbibliothek der Bundeswehr München zu besonderem Dank verpflichtet.

Zeitungswissenschaftliches Institut der Stadt Dortmund:
119,120/121,121(u)

Privat:
Jacques Chaban Delmas: 51(1), 199(u r)
Anton Benya: 234
Jacques Bergier: 201(or), 235 (Aufn.: Sophie Bassouls)
Willy Brandt: 60(1, r), 61, 203(u)
Mme. Fourcade: 50,239 (Aufn.: Daniel Franck) Prof. Dr. Eugen Gerstenmaier: 62, 240(r)
Karl Gruber: 202(o, m, u)
Patrick Smith: 203(o), 250
Joze Vilfan: 252

Quellenverzeichnis der Abbildungen
(Ziffer = Seite / r, l = rechts, links / o, m, u = oben, Mitte, unten)

Grafik und Karten von Gerhard G. Grigoleit: 52/53 (nach Originalvorlagen aus dem Archiv Alphons Matt), 128/129,130/131,132,159

Keystone, Hamburg: 237

Archiv Alphons Matt: 11, 34(o,u), 35 (Zeichnung: A. R. Charlet in «Gringoire», Paris), 145 (Aus: «Drucker gegen Unterdrücker», herausgegeben 1946 von der Königl. Niederländischen Gesandtschaft in Bern anlässlich der gleichnamigen Ausstellung), 168/169 (Alle Abb.), 170 (Alle Abb.), 172/173 (Karikaturen von Clément Moreau zu Originaltexten des «Mein Kampf») 174 (Alle Abb.), 175,176,177,182/183, 242, 243 (Aufn.: Candid Lang), 246(ol), 246/247 (Aufn.: Gene Stutz), 248
Eigene Aufnahmen des Autors: 221 (u), 236, 241, 242, 244,245,251

Presseagentur NOWOSTI, Moskau: 218/219 (Aufn.: J. Iwanow)

John Taylor, Weltkirchenrat, Genf: 253

Ullstein Bilderdienst, Berlin: 9,16,17,18(r, l), 20(ol, o r, u), 21, 22/23(0, ul, ur), 24(o, u), 25, 28, 29, 30, 31, 32, 37(o, u), 38(o, u), 39(o, u), 40(ol, ml, ul), 41, 42(o, u), 43(o, u), 44(u), 44/45, 46(o,u), 47, 51(r),